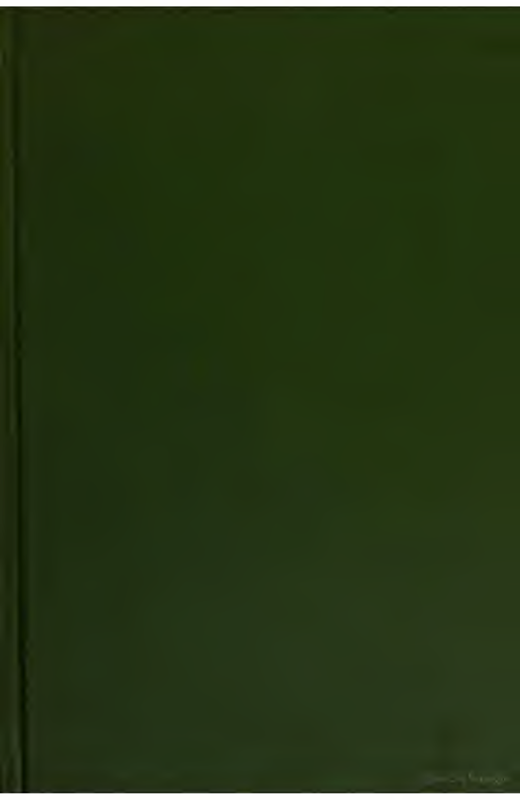





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Deutschland und England

Deutschland

und

England

Von

Karl Bleibtreu



Berlin
Verlag von Karl Curtius



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Schon der Sprachvergleich lehrt, daß Engländer und Deutsche näher verwandt, als irgendwelche anderen Nationen auf Erden. Selbst die skandinavischen Sprachen zeigen trotz der unzweifelhaften Stammesverwandtschaft eine weit geringere Übereinstimmung von Wortbegriffen. Dazu kommt noch, daß die aus dem Französischen entnommenen Ausdrücke mehr und mehr im Englischen vom Angelsächsichen (Deutschen) verdrängt werden. So viel gälisches Blut in einigen Gegenden noch vorhanden — das normannisch-französische der Aristokratie hat sich selber in den Kämpfen der roten und der weißen Rose ausgemerzt —, überwiegt doch selbst in Schottland völlig der deutsche Typ. Ja, in Niederschottland bewahrte das deutsche Idiom sogar seine heimische Aussprache, Goethes letzte Worte „mehr Licht" sind gut Schottisch (für „more light"), man sagt dort „on the recht hand", wobei Hand ausgesprochen wie im Deutschen, „stark" für „strong" usw. Mit einem Wort, die Engländer sind nach Sprache und Blut ganz einfach Deutsche. Man darf kaum noch von „Vettern" reden, es sind geradezu Brüder verschiedener Linien, die sich getrennt haben. Es gibt daher nichts Unbegreiflicheres, als die Abneigung beider Brudervölker gegeneinander, während die Einzelindividuen sich so ausgezeichnet vertragen, daß sie bald genug ihre Blutsverwandtschaft erkennen. Die Unkenntnis beider über das wahre Wesen der andern Nation hat freilich ihren Ursprung in einer auffälligen Verschiedenheit dieser Angelsachsen von ihrer deutschen Mutterrasse. Ein wenig mag der aufgeimpfte normännische Hochmut dazu beigetragen haben, das meiste

tat aber wohl die insulare Abgeschlossenheit. Genug, so lange es Briten gibt, zeichneten sie sich durch grenzenlosen Nationalstolz und tiefe Geringachtung fremder Völker aus. Wohl herrschten am normännischen Hof französische Kleidermoden, wovon auch Jakob Falk in seinem Trachten-Buch zu berichten weiß, wohl ahmte man in der Stuart-Restauration zeitweilig französische Sitten und Künste nach; die große Masse der Engländer aber hielt sich allzeit von kontinentaler Beeinflussung fern und stierte aus erhabener Höhe auf all die andern untergeordneten Völkerschaften hreab. „Dammed foreigner," verfluchter Ausländer, das „verflucht" bleibt ein untrennbares Adjektiv zu „Ausländer"! Demgegenüber besaßen die Deutschen zwar im Mittelalter erheblichen Nationalstolz, wie Walter v. d. Vogelweides Lied „Von der Elbe bis zum Rhein" lehrt. An den Grenzmarken deutscher Gesittung wie in Ofen-Pest und Metz prägte sich dies durch die Patriziervorschrift aus, daß ein Ratsherr ein unverfälschter Deutscher sein müsse von vier Ahnen her. Allein, schon früh machten sich Bewunderung und Nachäffung ausländischer Art breit, teils Italien teils Frankreich galt als Muster feinerer Lebensart, und was noch von deutscher Selbständigkeit vorhanden, erlosch mit dem Dreißigjährigen Krieg. Von da beginnt knechtische Anbetung alles Fremden, eine Ausländerei, die sich neuerdings nur andere literarische Gebärden sucht und statt der Franzosen und Briten jeden russischen und skandinavischen Schmarren ehrfürchtig beleckt. Dieser tiefgreifende Unterschied zwischen der äußersten Selbstverehrung und Einbildung der Engländer und der äußersten Selbstentwürdigung und Demut der Deutschen schwand freilich seit 1870 mehr und mehr, an Stelle der letzteren trat vielfach ein lärmender Chauvinismus, der „Deutschland über alles" brüllt. Die veränderten Machtverhältnisse bringen es nun mit sich, daß Deutschland neben

England als europäische Hauptmacht trat, und auf einmal fühlen die Engländer das Bedürfnis, sich sehr eingehend mit Deutschland zu beschäftigen. Wollen aber beide Konkurrenten ihre Nebenbuhlerschaft nicht zu kriegerischem Austrag bringen, sondern das alte Familienband der zwei germanischen Rassen friedlich neu knüpfen, was für beide das Ersprießlichste wäre, dann müssen sie vor allen Dingen sich wirklich kennen lernen. Unstreitig steht hier das größere Maß von Unwissenheit auf englischer Seite; doch möchten wir auch den frommen Wahn zerstreuen, als ob deutsche Objektivität etwa ein so viel klareres Bild der Verwandten jenseits des Kanals gewonnen hätte. Einiges Wahre und viel Falsches — heißt auch hier die Summe der England-Kenntnis. Anglomanen preisen England entweder wegen Dingen, die gar kein Lob verdienen und nur einem aufs Äußerliche erpichten Snob imponieren, oder phantasieren von etwas, das gar nicht besteht. Anglophoben hingegen schimpfen auf ein England ihrer eigenen Unwissenheit, das bei Lichte ganz anders aussieht. Jede anglo-deutsche Verbrüderung muß daher damit beginnen, beiden Völkern die nationalen Scheuklappen abzubinden und ihnen die volle Realität vor Augen zu führen. Sonst bleibt jeder in den Illusionen seiner anererbten Autosuggestion befangen, daß er den andern nicht nötig und nichts von ihm zu lernen habe. Nur volle Erkenntnis der Wahrheit, was jedem fehlt, nur wahre gegenseitige Achtung kann hier aufrichtige Freundschaft verheißen.

Wie liest der Engländer und wie der Deutsche die politische Geschichte?

Der Deutsche: Nachdem das alte Reich deutscher Nation gegründet, gab es nur eine Großmacht: Der Deutsche Kaiser war der Erbe römischer Cäsaren. Heinrich VI. behandelte Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England wie auffäßige Vasallen, die Könige von Ungarn, Polen, Dänemark als Lehenspflichtige. Leider zerstörte unser Erblaster der Uneinigkeit diese Obmacht, die Habsburger dachten nur an ihren Privatvorteil, und der erhabene deutsche Idealismus opferte sich umsonst für die Reformation. Solch ein Unglück wie den Dreißigjährigen Krieg hat keine Nation erlebt und die Kleinstaaterei hielt uns nieder, bis Preußen allmählich die Führung gewann, worauf uns Bismarck — wir selber hätten es nicht vermocht — zu Einheit und Größe auferstehen ließ. Jetzt sind wir wieder, was wir im Mittelalter waren. (Andere Lesart: viel größer und mächtiger, als wir je zuvor waren.) Was die anmaßenden Engländer betrifft, so hat sich früher kein Mensch um sie gekümmert; erst durch Elisabeths Vertilgung der Armada traten sie überhaupt in die Geschichte ein. Sie sind immer als Seefahrer und Kaufleute bekannt gewesen und verdanken ihre Stellung nur ihren Kolonien. Diese reiche Nation von Shop-Keepers wäre ohne ihre Flotte politisch bedeutungslos, ihre Militärmacht ist Null, nie könnten sie zu Lande von Deutschland ernstgenommen werden. Man sieht ja, wie sie vor unserer Invasion zittern. Die Kolonien sind reif zum Abfall usw. Die

Kerle haben bloß wegen ihrer gut ausgenutzten Insellage unmenschliches Glück gehabt.

Der Engländer: Ob schon die alten Britenfürsten großmächtige Herren waren, weiß man nicht; es läßt sich aber annehmen. Denn solange unsere Insel vom Meer umspült, bildete sie sozusagen den Nabel der Erde. Von der Macht der Angelsachsen hat man nur deshalb nichts gespürt, weil sie zu milde und selbstzufrieden waren, um Europa ihre Bedeutung fühlen zu lassen. Unter den normannischen Königen stand England bereits obenan an wahrer Kraft. Die englischen Waffen waren der Schrecken Europas, wie Macaulay so schön sagt. Unter allen Kreuzfahrern ist nur Richard Löwenherz unsterblich geworden, die englischen Ritter waren überhaupt die stärksten und tapfersten Helden. Natürlich unterbrach der lange Bürgerkrieg der Häuser York und Lancaster unsere Gloria, dafür wurden wir schon unter Elisabeth Schiedsrichter Europas, wozu trotz der Stuart-Intermezzi Cromwell und später Wilhelm der Oranier uns wieder machten. Dies ist unsere natürliche und angemessene Stellung, weshalb die Pitts es gleichfalls so auffaßten. Wir besoldeten z. B. den kleinen König von Preußen, genannt Friedrich der Große, als Handlanger für unsere Geschäfte auf dem Kontinent, später spielten wir Preußen und Oesterreich, die wir dafür subventionierten, gegen den korsischen Schwindler aus, dessen Weltreichaktien mit betrügerischer Hausse unsere Weltfirma bedrohten. Selbstredend ist Napoleon nur von uns gefällt worden, nur Wellington konnte ihm den Garaus machen. Zur See waren wir natürlich allzeit die Herren. Um Eroberung unserer Kolonien könnten uns die alten Römer beneiden, die kein so großes Weltreich schufen wie wir. Kurzum, wir waren nach Gottes unerforschlichem Ratschluß allzeit die erste und oberste Nation. Ach so, die Deutschen! Diese hatten einst ein lächerliches Heiliges

Römisches Reich und kamen sich sehr wichtig vor, besaßen aber nie die geringste wirkliche Macht. Später sanken sie noch tiefer, ein armes bettelhaftes Volk, das viel Bücher schreibt und gut musiziert. Urplötzlich überraschten sie uns aber durch bedeutende militärische Taten, gründeten mit einem Sedan-Lächeln einen Großstaat, mit dem man ganz besonders rechnen muß, und entwickelten erstaunliche industrielle Tätigkeit, während sie sonst nie auf Handelsmärkten mitsprachen. Doch dies Parvenü-Gebäude, rein militärisch fundamentiert, kann leicht zerfallen. Die Kerle haben nur unmenschlich Glück gehabt durch gute Ausnutzung ihrer bedientenhaften Organisation, wie es in unfreien Staaten möglich.

Die Wahrheit. 1. Was die Deutschen über ihre Suprematie im Mittelalter sagen, ist ganz begründet. Unter Heinrich III. und den Staufen waren sie wirklich die Oberherren Europas. Auch wird über den Romfahrten, die allerdings das damals kulturell und ökonomisch den Ton angebende Italien unter deutsche Hoheit brachten, die viel größere Leistung vergessen, die sogar unter dem Romantiker Otto III. sich erfolgreich fortsetzte und durch den gewaltigen Welfen Heinrich den Löwen ihren Höhepunkt erreichte: Das Slaventum über Elbe und Oder, die Dänen bis an den Sund zurückgeworfen. Hier liegen kolonisatorische. Taten, die an innerer Bedeutung weit die Kolonienerwerbung Englands in exotischen Gegenden übertreffen, und sie strahlten in noch vollerem Glanze durch das großartige Vordringen des Deutschen Ordens über Weichsel und Niemen bis an die Düna. Daß selbst heut noch die russischen Ostseestädte Riga und Dorpat ihr urdeutsches Gepräge bewahren, geradeso wie Hermannstadt und Kronstadt in Siebenbürgen, zeigt die ungeheure urwüchsige Kraft dieses deutschen Mittelalters, wo Ritter- und Bürgerschaft Hand in Hand arbeiteten, das Deutschtum im Osten zu ver-

breiten. Bedenkt man, daß der Deutsche Orden als bedeutendste militärische und finanzielle Organisation Europas und die Hansa als Meerbeherrscherin bis zur Renaissance ihren Einfluß bewahrten, woneben einzig Venedig im Süden in Betracht kam, und daß diese Blüte sich gerade erst nach Verfall der Kaisermacht entwickelte, so erscheint die landläufige Schulhistorie als falsch, wonach der Deutsche mit Untergang der Staufen ein Herabsinken seines Ansehens zu beklagen hätte. Im Verhältnis zur alten deutschen Großmacht sind nicht nur die Briten, sondern auch die Franzosen, die ihre Geschichte gleichfalls hochtrabend verdrehen und bis Franz I. nie eine wirkliche Vorderrolle spielten, die reinen Parvenüs. Es mutet daher tragikomisch an, daß umgekehrt das heutige Deutsche Reich als ein über Nacht emporgekommener Parvenüstaat gelten soll. Als geradezu empörend lehnen wir die sehr häufige Auffassung deutscher Historiker ab, als ob Deutschland heut in einem Flor stände wie nie zuvor. Sowohl unsere politisch-militärische als nautische und kommerzielle Stellung befand sich sowohl in den Tagen Heinrichs III. und der Staufen, als denen des Deutschen Ordens und der Hansa, auf viel festerer Basis als heut. Von Ofen und Riga bis Antwerpen, Metz, Bern herrschte deutsche Obmacht, so sehr slavische und romanische Gegenströmung dawider brandete. Als nach ganz kurzer Trennung das Burgunderreich Karls des Kühnen und dann auch Ungarn wieder unlöslich an Habsburg fielen, wird wohl niemand leugnen, daß der Deutsche Kaiser, obschon machtlos außerhalb seiner eigenen Hausmacht, der landreichste Herr in Europa war. Man braucht nur die Landkarte vor Karls V. Regierungsantritt zu betrachten. Daß Lübeck allein erfolgreich ganz Skandinavien bekämpfte, gibt einen Begriff der deutschen Hansagröße. Die deutschen Lamentationen über Zerfall unserer politischen Stärke durch

stete Fehden der uneinigen Einzelfürsten, die einen Kaiser nur platonisch anerkannten, verwirren den richtigen Sehwinkel. Im Grunde besitzt der heutige deutsche Bundesstaat kein zentralistischeres Gefüge, denn als „Obersten Kriegsherrn" sahen Fürsten und Ritter den Kaiser auch damals an. Bei den Hussitenkriegen und andern Gelegenheiten kam auf Wink des Oberherrn sofort ein bedeutendes Reichsheer zusammen. Vor allem aber vergißt man, daß anderswo in Europa genau die nämlichen Zustände herrschten. Bis auf Ludwig XI. fragten die französischen Großen blutwenig nach ihrem König, in England rasten ununterbrochene Feudalfehden, Spanien zerfiel in unabhängige Einzelstaaten, von Italien wollen wir gar nicht reden. Es ist also eine läppische Einseitigkeit, die deutsche Fürstenuneinigkeit für unsern politischen Niedergang allein verantwortlich zu machen, da bei den andern Völkern genau die gleichen Wirrnisse obwalteten. Wenn die Franzosen sich einmal gegen den Einfall Ottos IV. zusammentaten, so geschah dies nur deshalb, weil die Städte dem klugen Philipp August ihre Dankbarkeit für seine Bevorzugung abstatten wollten. Auch wäre höchst lächerlich, wenn man nach der Niederlage von Bouvines etwa die deutsche Macht beurteilen wollte, wie französische Geschichtsprahlerei dies tut; denn der Welfe Otto, gar nichts als ein kleiner Gegenkaiser, verfügte bei seinem abenteuerlichen Handstreich nicht im entferntesten über die deutsche Reichsmacht. Das wahre Unglück beginnt daher erst mit Erwählung Karls V. zum Kaiser, während die viel bejammerte Nichterblichkeit der Kaisermonarchie im Grunde doch nur eine höhere politische Reife trotz aller damit verbundenen Übelstände verrät. Daß die Fürsten dem Franzosen Franz I., der sich unverschämterweise als Wahlkaiser anbot, den halbdeutschen Karl vorzogen, beweist zwar gesunden Nationalsinn. Sie hofften Zuwachs deutscher Größe durch diese

Verbindung mit dem spanischen Habsburger. Denn daß Spanien schon so mächtig sei, das Deutsche Reich ins Schlepptau zu nehmen, ahnten sie sicher nicht, ebensowenig die Gefährlichkeit des katholischen Cäsaren, der zwar die Päpste mißhandelte wie nur irgendein deutscher Kaiser des Mittelalters, doch aus rein dynastischen Gründen die Reformation zu ersticken suchte. Denn er wie die Franzosenkönige erkannten ganz richtig darin republikanische oder mindestens liberale Tendenzen als Hemmschuh des Absolutismus. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete nun freilich die deutsche Obermacht für immer, wobei der Fürstenpartikularismus obendrein seinen Willen durchsetzte, die Religion als Vorwand benutzend. Doch einerseits hatte diese harte Prüfung ihr Gutes, indem sie im Volke den Zorn gegen fremde Bevormundung weckte und allmählich der Ausländerei entgegenarbeitete, andererseits sollte man sich nicht anstellen, als ob dies wirklich eine einzig dastehende Ungerechtigkeit geschichtlicher Entwicklung sei. Der Bürgerkrieg in England, die ewigen Unruhen von Heinrich IV. bis VII., dauerte viel länger und entvölkerte das Land. Die Hugenottenkriege von Karl IX. bis Ludwig XIII. erstreckten sich über viel längeren Zeitraum mit unsäglichem Blutvergießen und endlosen Verheerungen. Die ewig betonte teilweise Zerstörung von Magdeburg glich nur gleichen Vorfällen in andern Ländern. Wenn also Frankreich und England seither emporkamen, Deutschland politisch von Stufe zu Stufe sank, so lag die Ursache viel tiefer, als in bloßer Eifersüchtelei der — wie heut — souveränen Bundesfürsten gegen die Wiener Kaiser oder in deren angeblicher Gleichgültigkeit gegen das Reich. Man vergißt immer wieder, daß zentralistische Tendenzen einer Einheitsmonarchie im heutigen Sinne damals noch immer nicht sich herausbildeten. Ludwig XIV. mußte noch den Bürgerkrieg der Fronde bestehen, Heinrich VIII. und Elisabeth hatten mit

Rebellionen zu schaffen, selbst Karl V. und Philipp II. hatten Unannehmlichkeiten mit den Morisken und den Munizipalfreiheiten der Kortez, wie denn die Inquisition lediglich als Vorwand zur Ausmerzung anti-absolutistischer Neigungen verwertet wurde. Ferner vergißt man, daß das Deutsche Reich, ganz Oesterreich einbegreifend, nur derjenigen Glieder wie Holland, Schweiz, Lothringen verlustig gegangen, die ohnehin seit lange nur lose und nominell damit zusammenhingen, so ausgedehnte Interessen und Fronten hatte, daß es schwer fiel, die Gesamtmacht gegen einen Einzelfeind zusammenzuraffen. Der Norden wurde durch die Schweden belästigt, deren ungesunder Großmachtstellung aber sogar das kleine Brandenburg ein Ende machte, der Osten durch die Türken, gegen die oft genug reichsdeutsche Kontingente ihre Reichspflicht taten, der Westen durch die Franzosen, deren Deutschland im Bund mit England sich aber doch ebenso zuletzt erfolgreich erwehrte wie der Türken. Blickt man vorurteilslos auf die politische Lage vor dem Siebenjährigen Krieg, so stellte Deutschland-Oesterreich selbst damals noch die eigentliche Vormacht in Europa dar, Frankreichs Macht zeigte sich trotz aller Anmaßung nicht ausreichend, ihr Prestige zu behaupten. Erst der Zwist zwischen den beiden deutschen Großmächten, ein Dreißigjähriger Krieg in etwas verminderter Auflage, doch wahrscheinlich ebenso unheilvoll in Menschen- und Wohlstandeinbuße, brach endgültig die deutsche Obermacht. Schadenfroh rieb sich das Ausland die Hände, obschon gerade Friedrichs des Großen Widerstand gegen ganz Europa die ungeheure Kraft deutschen Wesens jedermann zum Bewußtsein brachte. Das Nachfolgende zu erörtern ist überflüssig. Daß die meist katholischen Süddeutschen sich aus Neid gegen die katholische Vormacht Österreich auf Napoleons Seite stellten, wie schon unter Ludwig XIV. Bayern sich wie ein französischer Vasall betrug, zeigt wohl

deutlich, daß sogenannte religiöse Beweggründe, auch im Dreißigjährigen Krieg nur äußerlich vorhanden, längst ihren Wert verloren. Bedenkt man aber, daß noch vor 1870 Ducrot mit dem Großherzog von Hessen über Anschluß an Frankreich verhandelte — was bei keiner andern Nation möglich gewesen wäre, was aber manche bundestreuen Süddeutschen aus Haß gegen die verflixten „Preißen" ganz gern gesehen hätten —, so berührt man die Wahrheit, daß die Deutschen all ihr sogenanntes Unglück nicht äußerem Unstern, sondern lediglich inneren Ursachen ihres egoistischen, neidischen und zänkischen Charakters verdanken. So benahmen sie sich laut Überlieferung schon gegen ihren ersten Befreier Arminius und so haben sie auch den unheimlich gewaltigen Wallenstein, einen großdeutschen Patrioten, viel bedeutender als der glückbegünstigte Bismarck, mit historischer Verleumdung belohnt. So unwahr Schillers Wallensteindichtung diesen düstern Herrenmenschen sentimentalisiert, bewundern wir doch Schillers historischen Instinkt, daß er zuerst den „Verräter" in etwas hellerer Fassung vorführte. Wallenstein war ein Verräter wie Arminius, ein treuer deutscher Mann, dem der Gram um Deutschlands Ohnmacht am Herzen nagte. Doch wie bezeichnend für teutsche Michelei und Stoffelei, daß wir Gustav Adolf-Vereine und Gustav Adolf-Festspiele besitzen, während diesen bösen Feind Deutschlands sogar heutige Schweden (vergl. eine geistvolle Novelle Strindbergs) jedes Nimbus entkleiden und unser großer Wallenstein schon herrliche Hohnworte über diesen ehrgeizigen Heuchler äußerte. Denn nun kommen wir zur Kehrseite der Medaille. Wenn Karl V. sagte, er rede nur mit seinem Hunde Deutsch, so sollten wir die Verachtung eines so bedeutenden Mannes, der im übrigen von der Würde des Deutschen Reichs politisch einen hohen Begriff hatte — der Fall von Metz und Moritzens Paktieren mit Frankreich brachen

ihm das Herz —, doch recht ernst nehmen. Eine vereinzelte geniale Erscheinung wie Hutten, der formal freilich auch noch rüde genug anmutet, und frühes Einführen gelehrter Erfindungen in Süddeutschland trösten uns nicht über die Erkenntins weg, daß Deutschland damals im Verhältnis zu England, Italien, teilweise auch Frankreich, einen zurückgebliebenen Kulturzustand darstellte. Bei einer geistig so überaus hochstehenden Nation wie der Deutschen, die eine mittelhochdeutsche Literatur von solcher Größe hervorbrachte, läßt dies auf materialistische Sittenverrohung schließen. Dem war so. Die naiven Besinger teutscher Zucht und Keuschheit, ebenbürtig den Besingern teutscher Treue, ahnen nicht, welche Sinnlichkeit und Völlerei damals alle Klassen der Bevölkerung versumpfte. In andern Ländern hatte der Adel das Privilegium der Ausschweifung, in den deutschen Städten aber tobte die Unsittlichkeit erst recht. Über den angeblichen idealen Aufschwung der Reformation kann man nur lachen. Hier kamen lediglich Klassengegensätze der Bürger und Bauern gegen Klerus und Ritterschaft, der kleinen Dynastien gegen die Reichsoberhoheit zum Austrag. Bar jedes idealen Sinns, konnte man den damals Briten und Franzosen schon sehr geläufigen Begriff des Nationalvaterlands nicht fassen. Der eigenen edlen Sprache schämte man sich, radebrechte Französisch, schrieb Lateinisch. Die spätere schimpfliche Französelei im 17., 18. Jahrhundert, für die man keineswegs bloß die deutschen Höfe verantwortlich zu machen hat, darf man also nicht als Frucht des „Dreißigjährigen" Fegefeuers entschuldigen, der Keim dazu wucherte schon seit Jahrhunderten fort. Das größte Glück Deutschlands kam ihm wieder durch äußere Heimsuchung: Zerbrechung des alten partikularistischen Feudalstaats durch die Hammerschläge der französischen Revolution und Napoleons. Ohne den Frieden von Luneville, Jena und Leipzig kein König-

grätz und Sedan. Wenn wir nun endlich zu einer verhältnismäßigen, noch lange nicht ausgereiften Höhestellung, wie sie unserm Range zukommt, nach drei traurigen Jahrhunderten zurückkehrten — nicht als Emporkömmlinge, sondern als ruinierte Vornehme, die ihr altes Erbe wiedererlangen —, so werden wir wohltun, uns die verschiedene Entwicklung der britischen Stammesbrüder recht genau zu betrachten.

2. Es ist irrig, daß England vor der normännischen Eroberung irgendwelche politische Bedeutung hatte. Lange herrschte dort sogar das kleine Dänemark. Erst unter Eduard III. Plantagenet machte englische Kriegskraft sich bei Cressy und Poitiers bemerkbar, wie später bei Azincourt. Doch überschätzt britische Historie kindlich diese „Eroberung" Frankreichs, die schlechterdings nur durch Landesverrat und Beistand französischer Großen, später durch Hilfe des mächtigen Burgund ermöglicht wurde. Die Schnelligkeit, mit welcher die Jungfrau von Orleans den Briten alle Vorteile wieder entriß, obschon sie ihre ganze Macht aufboten, spricht durchaus nicht für ihre militärische Stärke. Das ganze Abenteuer, nur durch innere Selbstzerfleischung Frankreichs veranlaßt, endete kläglich und fast schimpflich für England. Die maßlose Prahlerei und Selbstverherrlichung der Engländer, die leider ihre besonderste Eigentümlichkeit bildet, tritt nirgends greller zu Tage, als in Aufblähung ihrer obskuren Vergangenheit. Noch Heinrich VIII. spielte politisch eine ganz untergeordnete Rolle in Europa. Freilich arbeiteten dafür andere soziale Faktoren, die eine erstaunliche innere Kraft Englands vorbereiteten. Nur diesen, dem Aufblühen des Bürgertums, verdankte Elisabeth ihre Erfolge, deren europäische Geltung man aber auch nicht überschätzen darf. Der mehr durch glückliche Zufälle als sonstige Überlegenheit Englands herbeigeführte Untergang der Armada verwies plötzlich auf die bisher unbegreiflich vernachlässigte

Ausbildung der Seemacht. Bis dahin hatte die Hansa, die ihr eigenes Quartier in London besaß, alle Handelsgeschäfte zur See besorgt. Jetzt baute England selber große Flotten und griff kühn mit Seeräuberstil im großen die spanischen Besitzungen an. Obschon manche Expeditionen scheiterten, muß man doch anerkennen, daß die Seetaten von Essex, Raleigh, Drake, Hawkins den englischen Namen gefürchtet machten und wirklich oft Außerordentliches leisteten. Dagegen erwies sich Englands Ohnmacht, in kontinentale Dinge einzugreifen, wiederholt in Holland. Um es zusammenzufassen: wer damals England politisch auf gleiche Rangstufe mit Spanien und Deutschland gestellt hätte, würde ins Narrenhaus gehört haben. Selbst Frankreich galt mehr. Die Engländer hören so etwas nicht gern, dagegen geben sie ihre politische Erniedrigung unter den Stuarts zu, wo man in stete Abhängigkeit von Frankreich geriet, wo das kleine Holland als Seekönigin auf England herabsah. Diese lange Periode völliger politischer Nichtbedeutung wurde freilich unterbrochen durch Englands größten Tathelden Cromwell, und ihm allein schuldet man dem Impuls zu Seeherrschaft und Weltbedeutung. Durch ihn lernte das bisher nur eingebildete und selbstberäuchernde Volk, welche Bahnen seine Insellage ihm vorschrieb und welche ungeahnten Triumphe ihm hier winkten. Von bloßem Glück aber, wie Englandhasser es verdrehen, kann bei Englands Aufsteigen keine Rede sein. Wenn die Deutschen ihr Herabsinken dem Dreißigjährigen Krieg zuschreiben, als ob sie nicht selbst daran die Schuld trügen, und die Vorsehung anklagen, als ob sie zu besonderem „Pech“ erkoren wären, so verweisen wir darauf, daß die Engländer nach verheerenden Bürgerkriegen der Roten und Weißen Rose auch den harten Bürgerkrieg unter Karl I. durchmachte, daß sie auf ihrer kleinen Insel nicht mal Herren waren, sondern unablässig durch die Schotten be-

drängt wurden, indem hier unser Hader zwischen Nord- und Süddeutschen sich in viel erbitterterer Form ausprägte. Die ewigen Kriege mit Schottland, die noch unter Heinrich VIII. zu der blutigen Niederlage von Flodden führten, würden allein genügt haben, ein minder tatkräftiges Volk dauernd niederzuhalten. Der imaginäre Besitz von Irland kostete stete Opfer, wieder war es nur Cromwell, der dort endlich englische Herrschaft durchführte. Rebellenaufstände beunruhigten aber noch lange, nicht nur Wilhelm der Oranier, sondern auch Georg I. hatten ernste Jakobitenbedrohung niederzuschlagen. Dann freilich erlosch jeder innere Zwist, erst 1799 unter Einfluß der französischen Revolution erhob sich Irland zu der gefährlichen Rebellion, die man mit äußerster Rücksichtslosigkeit erstickte, während man mit dem gewaltigen neuen Frankreich auf Leben und Tod rang. Der Nordamerikanische Befreiungskrieg war auch keine Kleinigkeit und kostete bedeutende Opfer an Menschen und Geld, stets verbunden mit gleichzeitigem verzweifelten Ringen gegen das so mächtig gewordene Frankreich. Unter Wilhelm dem Oranier, der gleichsam in Cromwells Fußstapfen trat, begann England seine dauernde Einmischung in kontinentale Dinge, seine Weltpolitik wurde erst damals gegründet. Daß dies aber jetzt der wirklichen plötzlichen Bedeutung Englands entsprach, zeigte die Fortsetzung dieser Politik selbst unter dem Weiberregiment der Queen Anne. Daß sich das kleine England, das zwar nicht „Schiedsrichter Europas", aber von entscheidendem Gewicht wurde, derlei mit Erfolg leisten konnte, hing freilich wieder nur mit sozialen Faktoren innerer wirtschaftlicher Erstarkung und dem besonderen Feldherrngenie Marlboroughs zusammen. Doch selbst der kleine Georg II. führte erfolgreich ein britisches Kontingent nach Süddeutschland (Schlacht von Dettingen) und es ist keine Entstellung, wenn die Briten sich seit Queen Anne für

eine führende Großmacht neben Frankreich und Deutschland-Österreich hielten. Sie natürlich in ihrem Chauvinistennebel sehen sich bereits als oberste Großmacht, und davon waren sie noch weit entfernt. Um sich einen Begriff von dieser wahnwitzigen insularen Selbstüberhebung zu machen, muß man wissen, daß zur Zeit Napoleons ein Bilderbogen kursierte, wo Georg III. (ausgerechnet dieser Tropf) als Riesenkönig von Brobdinag (Swifts Gullivers Reisen) den Zwergkönig von Lilliput auf der hohlen Hand trägt! Doch nicht das interessiert uns hier, sondern die historische Wahrheit: Wenn Deutschland Schweres litt, so dürfte England nicht viel weniger gelitten haben. Wozu das ewige Geschwätz, es habe nie den Feind im Lande gehabt — und die 500jährigen Einfälle der Schotten, indes Deutschland bis zu Richelieus Eingreifen kein ausländisches Erobererheer (denn weder die schwedischen „Bundesgenossen" noch die österreichische Soldateska fallen unter diesen Begriff) an seinen Grenzen sah?! Das verblendet über die Wahrheit, daß England den schlimmsten Feind am eigenen Herde hatte, den Bürgerkrieg, Irland auch noch hinzugerechnet. Darum verweisen wir unsere Selbstentschuldigung, Deutschland habe besonders traurige Schicksale durchlebt, ins Reich der Mythe. Wenn es sich dadurch niederdrücken ließ und England unter schwierigsten Umständen unablässig aufwärtsstrebte, was für eine ursprünglich an Zahl den Deutschen achtfach unterlegene Nation etwas ganz Außerordentliches bedeutet, so bewies dies eben eine große intellektuelle, moralische und physische Überlegenheit. Hat denn ein Deutscher je eine richtige Vorstellung, mit welcher sauersten Mühe die britische Weltherrschaft ausreifte? Glück! Eine Nation von 3 Millionen unter Cromwell, von 10 Millionen zur Zeit Napoleons, wagte den Kampf bis aufs Messer gegen den Übermenschen aus Korsika, der selbst ein Frankreich von 40 Millionen und

außerdem 40 Millionen durchaus abhängiger Vasallen beherrschte! Hier zeigt sich, daß Chauvinismus, wenn auf richtiger gesunder Basis unerschütterlichen charaktervollen Selbstvertrauens beruhend, unter Umständen ein großes Gut sein kann. Das sagen wir nicht den deutschen Hurraschreiern, sondern jenen echten Patrioten, die kühl und besonnen die unermeßlichen Zukunftsmöglichkeiten der deutschen Rasse berechnen. Jede andere Nation, besonders die deutsche, hätte nach 1809 jeden Widerstand gegen Napoleon als aussichtslos aufgegeben. (Das barbarische Rußland kommt hier ebensowenig in Betracht wie Spanien, da wir sonst auch Barberei als ein „großes Gut" empfehlen müßten. Die Skythen trotzten ja auch Alexander dem Großen im Gefühl ihrer lokalen Unnahbarkeit.) England allein blieb auf dem Posten, selbst ein kurzer Anfall von Schwäche zu Anfang 1812 (vergl. Talleyrands Memoiren), wo man Frieden schließen wollte, stellte unverschämt unannehmbare Bedingungen an den Weltgebieter, sintemal das unerschütterliche England seinem verpfändeten Wort an den König von Sardinien nicht untreu werden wollte. Die perfide, aber unglaublich großartige Politik der britischen Adelsoligarchie (der den König regierenden Kaste, vollkommen ähnlich der altrömischen des „republikanischen" Patriziats) spielte Vabanque um Sein oder Nichtsein. Der Geschichtskundige kennt das Fallieren bedeutender Londoner Handelshäuser unter der Kontinentalsperre (dieser ignorant verlästerten genialen Maßregel Napoleons), die wütende Unzufriedenheit der Bürger und Arbeiter; aber diese gewaltige Aristokratie, die I d e e Englands hochhaltend, trotzte der anscheinenden Unmöglichkeit und ruhte nicht eher, bis Napoleons übermächtiges Frankreich am Boden lag und hiermit die britische Suprematie auf Erden in die Erscheinung trat. Denn Österreich, Preußen, Rußland waren nur seine besoldeten Handlanger gewesen unter schlauer Benutzung des dyna-

stischen Prinzips, und mit der gewohnten Methode des „Bluffens“ wußte man Europa einzureden, daß nicht Beresina und Leipzig, sondern Wellingtons belanglose Siege in Spanien die napoleonische Macht untergraben hätten. Als dann bei Waterloo Wellington von Blücher gerettet wurde, pries die Weltreklame den Briten als Sieger. Nun verdient zwar Wellington als Feldherr keinen dauernden Ruhm, obschon seine heutige Unter-seiner früheren Überschätzung entspricht, als Organisator und weitblickender chauvinistisch-egoistischer Torypolitiker dagegen uneingeschränkte Bewunderung. Wir fragen: Ist es etwa ein Zufall, daß England sogleich in dieser welthistorischen Krise einen Wellington fand, wie früher einen Marlborough, daß hingegen Deutschland nach dem Phänomen Friedrichs des Großen, des ersten großen Deutschen seit Heinrich VI. und Wallenstein, bis 1864—70 warten mußte, um geeignete Männer zu finden? Seit 1815 war die britische Weltherrschaft, obschon außerhalb Englands als solche weder erkannt noch anerkannt, dem Wesen nach entschieden. Denn da man jetzt in ein industrielles Zeitalter eintrat, mußte das schon lange zuvor bestehende britische Handelsmonopol, d. h. seine völlig gebietende Stellung auf dem Weltmarkt, den Ausschlag geben. Der riesig anwachsende Wohlstand hatte eine erstaunliche Vermehrung der Bevölkerung zur Folge, deren Überfluß dann wieder die Kolonien auffingen. Das „Viktoria-Zeitalter“ umstrahlt also der blendendste äußere Glanz. Doch verrieten mehrere politische Ereignisse, daß Englands Macht weit mehr in sozialen Bedingungen als in äußerlichen des Prestige lag. Die Indische Meuterei schlug man mit rühmlicher Tatkraft nieder, der Krimkrieg aber lehrte trotz ekelhafter britischer Prahlereien, daß seine Armee wenig taugte. 1864 und 1870 ließ man es daher beim Drohen und Schimpfen, wagte aber nicht, mit Bismarck anzubandeln. Vor der Nord-

amerikanischen Union kroch man im Alabamahandel zu Kreuze, um diesen sonstigen Geschäftsfreund und Konkurrenten nicht noch mehr zu reizen. Wer freilich den Burenkrieg als Schwächesymptom auffaßt, irrt sehr, obschon die unanständigen Rodomontaden der „Sieger", als ob sie ein neues Waterloo zu feiern hätten, zum Hohnlachen reizen. Die altrömische Art, wie das British Empire, freiwillige Kontingente aus Kanada und Australien mitverwertend, in dieser Bedrängnis sich erhob, allen Angriffsdrohungen der burenfreundlichen Kontinentalstaaten in die Zähne, hat etwas Ehrfurchtgebietendes. Alles in allem, hat England die von Cromwell vorgezeichneten Bahnen mit nachhaltiger Kraft und rücksichtsloser Energie verfolgt, auch bei Eroberung Indiens in Clive und Warren Hastings, einem staatsmännischen Genie ersten Ranges, die besten Werkzeuge hervorgebracht. Seit dem 18. Jahrhundert bewegte es sich in stetig aufsteigender Linie einer wahren weltgeschichtlichen Größe. So kann jene grundfalsche Lesart, die britische Einbildung ihrer früherer politischen Vergangenheit gibt, der neueren 200jährigen Ruhmesgeschichte des stolzen Volkes keinen Abbruch tun.

Englands und Deutschlands militärische und maritime Macht.

Der Engländer: Bekanntlich ist der englische Soldat der beste der Welt. Er nimmt es mit drei Franzosen oder zwei Deutschen auf. Beweis? Cressy, Azincourt, Blenheim, Waterloo, um nur das Wesentlichste zu nennen. Bekanntlich sind Marlborough und Wellington (auch der Königsmörder Cromwell) die größten Feldherren der Welt. Napoleon, nun ja, doch er wurde von Wellington besiegt. Unser Söldnerheer ist klein, doch hat es die ganze Welt geschlagen. Maritim waren wir natürlich allzeit die Beherrscher des Meeres. Alle Versuche fremder Marinen, gegen uns aufzukommen, scheiterten kläglich und das Gleiche würde den Deutschen blühen, die jetzt so arrogant obenan sind, und den Amerikanern, die wir natürlich minder hassen, weil sie unseres Blutes sind. Die Preußen sind seit Friedrich d. Großen, den wir gütig unterstützten, als gute Soldaten bekannt, doch mußten sie bei Waterloo von Wellington gerettet werden.

Der Deutsche: Bekanntlich waren die Deutschen allzeit die einzige große Kriegernation. Niemand konnte ihnen widerstehen, früher den Feudalheeren, später den Landsknechten. Als dann freilich ganz Europa sich ein Stelldichein im Dreißigjährigen Krieg gab, erlosch das deutsche Kriegsprestige, um aber unter Prinz Eugen und Friedrich d. Großen in alter Glorie aufzuerstehen. Von Napoleons Genie besiegt, waren unsere Soldaten doch stets den Franzosen überlegen, was sich denn bald genug

in den Befreiungskriegen herausstellte. Unsere späteren Einheitskriege bewiesen der Welt, daß nichts unsern Waffen widerstehen kann. Wenn wir früher nicht auch zur See geboten, woran nur unsere politische Ohnmacht die Schuld trug, so wird unsere junge Marine die gleichen Eigenschaften zeigen, die unsere Armee groß machten. Mögen die Briten noch so viel Schiffe haben, die meisten davon taugen nichts, veraltet, und der Dienstbetrieb funktioniert natürlich nicht entfernt so fein wie bei uns. Die aufgeblasenen Seeherrscher können nicht mal ihre Flotte im Kriegsfall genügend bemannen, denn wegen Mangels allgemeiner Wehrpflicht fehlen ihnen die nötigen Ersatzreserven. Überhaupt liegt ja bei ihnen alles im Argen, lauter Mißwirtschaft, siehe Burenkrieg. Von ihrer kleinen Söldnerarmee darf man schon gar nicht reden, die läßt man einfach verhaften, wenn die Strolche sich je an die deutsche Küste wagen würden. Unter Wellington hatten sie bloß blindes Glück, wie überhaupt immer, bei Waterloo blamierten sie sich. Diese Krämernation ist eben nur groß durch ihr Geld, ein Handelsstaat wie Karthago, dem wir leicht das Genick brechen könnten. Darum verkriecht sie sich hinter Bündnisse. Seine ganze Schwäche, abgesehen von seiner Brutalität, offenbarte das British Empire ja im Burenkrieg.

Die Wahrheit I. Daß die Deutschen, die sich hierbei noch auf die romzertrümmernden Germanen berufen, als ob die Franken in Frankreich, die Goten in Spanien und Italien nicht für Deutschland an sich verloren gingen und als ob die Normannen überhaupt zu uns gerechnet werden könnten, die einzige und oberste Kriegsmacht vorstellten, ist Übertreibung. Die fränkisch-normännische Ritterschaft hielt sich der Deutschen für überlegen und spielte jedenfalls in den Kreuzzügen eine führende Rolle. Obschon der von Barbarossa geführte deutsche Kreuzzug an Umfang hervorragte, hat er doch gar nichts erreicht

im Vergleich zu den französischen Raubfahrten nach Palästina und Byzanz. Die Templer, diese Blüte westlicher Chevalerie, behandelten alles Deutsche mit Geringachtung, der Deutsche Orden gewann erst Bedeutung, als er sich notgedrungen nach Osteuropa verpflanzte. Überhaupt lag nur dort das Schwergewicht deutscher Waffenkraft, die man beileibe nicht nach den Italienfahrten beurteilen darf, wo manchmal sogar die Lombarden allein dem „Oberherrn der Christenheit" zu trotzen wagten. Mag daher naiver Chauvinismus in französischen und englischen Historien damalige deutsche Kriegsmacht unterschätzen, so bleibt doch Tatsache, daß nicht deutsche, sondern französische Ritterschaft den Ton angab. Erst beim allgemeinen politischen Niedergang des Deutschen Reichs finden wir im Deutschen Orden, der bedeutendsten militärischen Institution des Mittelalters, und später in den Landsknechten ein militärisches Übergewicht der Deutschen. Auch die Schweizer, rasseechte Deutsche, obschon sich allmählich völlig vom Reiche losreißend, bewiesen ihre Überlegenheit gegen die Romanen Karls des Kühnen, die Franzosen Armagnacs und Franz I. Bei Pavia erlosch für immer ihr Prestige, von den deutschen Landsknechten ihnen entrissen. Schon damals aber begann Spanien um den militärischen Vorrang zu buhlen und erwarb ihn wirklich auf mehr als 100 Jahre; wozu sich dann noch die Schweden gesellten. Nichtsdestoweniger bezeichneten Banner und Torstenson die Deutschen als die besten Soldaten der Welt und jeder holländische Erfolg gegen die Spanier wurde mit deutschen Söldnern errungen. Sogar in den Hugenottenkriegen beeiferte sich jede Partei, deutsche „Reiters" anzuwerben, deutsche und schweizer Fremdenregimenter bildeten die Fußgarde der französischen Heere. Nachdem Spanien abgetan, stellte sich jetzt Frankreich militärisch an die Spitze, doch die deutschen Truppen Marlboroughs und Prinz Eugens erwiesen sich

mehr als gewachsen. Letzterer erledigte auch für immer die Osmanengefahr und an den ungarischen Türkenkriegen nahmen die Magyaren fast gar keinen Anteil, alles taten deutsche Reichsheere allein. Wiens zweimalige Verteidigung zeigte die ungebrochene Kraft deutschen Kriegertums. Als das kleine Brandenburg dann auch der militärischen Obmacht Schwedens den Garaus machte, durfte man sagen, daß Deutschland seine ererbten kriegerischen Traditionen vollauf behauptete. Im Siebenjährigen Krieg zeigten die Franzosen, obschon vorher den Briten bei Fontenoy überlegen, sich nicht mal den Nordwestdeutschen Herzog Ferdinands ebenbürtig, von Roßbach ganz zu schweigen. Es verdient Erwähnung, daß fast immer die deutschen Regimenter des österreichischen Heeres das Beste taten. Die Preußen galten ohne Widerrede als die ersten Soldaten der Welt. Kindlicher Britendünkel wird betroffen gestehen müssen, daß keine auswärtige Schrift jener Zeit die Briten als Soldaten auch nur beachtet. Das endliche Niederringen des revolutionären und napoleonischen Frankreich verdankt man nur den Deutschen, sogar Suwarows angebliche Russensiege nur österreichischer Leistung, nach Austerlitz verhöhnte Napoleon die Russen, lobte die Österreicher, nach Wagram sagte er: „Ihr seid teufelmäßig stark", in den Befreiungskriegen leuchtete preußischer Heroismus vor, sogar die Rheinbündler gaben manche Proben altdeutscher braver Soldatenzucht. Gegen die Französelei des 18. Jahrhunderts erfolgte solcher Rückschlag, daß über manche damaligen Äußerungen wobei ein Gneisenau und Scharnhorst sogar die Bravour der schnöden Welschen anzweifelten, der unparteiliche Forscher den Kopf schütteln muß. Doch da gibt es nichts zu drehen und zu deuteln: seit 1796 wurden die Franzosen in jeder Beziehung die führende erste Kriegernation. Ihre Welteroberung kommt keineswegs nur auf Rechnung des Korsischen Genies. Auch

wo Er nicht kommandierte, erwies der französische Soldat seine Überlegenheit: bei Stokach und Novi erlagen die Republikaner nur entschiedenster Übermacht nach ruhmvollsten Taten, die Eroberung und Verteidigung des Gotthardt durch Lecourbe ist staunenswert, das Überschreiten der Via Mala und des Simplon sind Napoleons Bernhard-Übergang mehr als ebenbürtig, bei Hohenlinden gab es größere Bravourproben, ebenso später bei Auerstädt, Pultusk, Hausen, Ebelsberg, Wiasma, Losmina, als in den von ihm gewonnenen Hauptschlachten. Bei Aspern unter fast so ungünstigen Umständen als bei Sedan hielt man sich unerschütterlich gegen erdrückende Übermacht, bei Borodino zeigte schon das Unikum, daß der Stürmer die Hälfte weniger verlor als der Verteidiger (jede andere Ziffer ist nachweislicher Schwindel), die enorme taktische Überlegenheit der französischen Soldaten. Und wer im Gegensatz zu verleumderischen Berufsmilitärlegenden die preußische Landwehr von 1813/15 hochhält, vergesse nicht, daß auch Napoleons Heer 1813/14 durchweg aus milizartigem Volksaufgebot ohne jede Ausbildung bestand, diese „cochons de lait" knabenhafter Konskribierter aber mindestens das Gleiche leisteten wie die weiland „Große Armee", die man sich gleichfalls nicht als stehendes Drillheer vorstellen darf, da sie seit 1807 größtenteils aus Rekruten sich zusammensetzte. Ganz mit Recht sagte Napoleon nach Großgörschen: „Nie bewunderte ich so sehr die französische Tapferkeit, Patriotismus und Ehrgefühl strömt ihr aus allen Poren." Der Gewaltmarsch nach Dresden, die unübertreffliche Hingebung bei Leipzig, dem größten Ehrentag französischen Kriegertums, die Taten in Frankreich lehrten, was der Franzose als Soldat zu leisten vermag. Noch der Krimkrieg, teilweise auch die Algerischen Feldzüge, verklärten den Nimbus der französischen Waffen. Russen und Engländer blamierten sich bei Sebastopol und es ist lehrreich, daß ein

solcher Unterschied des Truppenwertes sich bei Magenta und Solferino nicht herausstellte. Veraltete Taktik, schlechtere Artillerie, mangelhafte Führung (ohne damit die französische besonders loben zu wollen) lähmten die Österreicher, aber gerade ihre deutschen Regimenter (z. B. Brigade Puchner am Zypressenhügel von Solferino) schlugen sich großartig. Aus gleichen Ursachen (hier gab der preußische Hinterlader den Ausschlag) erlagen sie 1866 in zehnfach schlimmerer Weise trotz glänzender Tapferkeit. Die epochemachende moderne Organisation des preußischen Volksheeres war ein Sieg der Demokratie auf monarchischer Basis, wobei die Einsicht Scharnhorsts und des nie genug gewürdigten Wilhelm I. das sonstige militärische Erbe Friedrich des Großen ausbaute, dessen epochemachende Kantonsrekrutierung bereits nach damaligen beschränkten Begriffen die Allgemeine Wehrpflicht anbahnte und ihm seit 1759 allein die Fortsetzung des Kampfes ermöglichte. Der Vergleich von Königgrätz mit Solferino mußte das an sich genug berechtigte französische Prestigegefühl wurmen. 1870 aber zeigte sich das deutsche Organisationstalent womöglich noch überlegener, sein Aufbieten erdrückender Übermacht scheint an und für sich nur rühmlich. Leider verführte es dazu, die unerhörten Triumphe falsch auszulegen, als ob hier absolute qualitative Überlegenheit des deutschen Soldaten hervorstäche. Aber nie fochten die Franzosen glänzender als bei Wörth, sogar bei Gravelotte und Sedan muß man vor Einzelleistungen den Hut ziehen, und was die Pariser und Gambettaschen Milizen leisteten, hat die Militärlegende umsonst zu verdunkeln versucht. Wenn wir also glauben, daß trotz aller französischen Fortschritte in der Heerausbildung die deutsche Organisation, vollends im Besitz einer heut um $^3/_8$ überlegenen Bevölkerungsziffer, jeden künftigen Kampf für Frankreich aussichtslos macht, so hebt dies nicht auf, daß der französische Soldat,

dem deutschen gewachsen wäre. (In mancher Hinsicht überlegen, in anderer unterlegen.)

Was die deutsche Marine betrifft, so steht sie schon jetzt an erster Stelle nächst der englischen. Denn der größere Tonnengehalt der französischen kann nur Laienaugen blenden, da die wirklich modernen Kampfeinheiten der deutschen weit überwiegen. Historisch hat die einstige deutsche Seemacht schon vor 1600 geendet, doch bis dahin stand die deutsche Hansa neben Venedig obenan. Auch hier also hat Deutschland eine alte Vergangenheit, neben welcher gerade die Briten als reine Parvenüs erscheinen. Das ändert freilich nichts an ihrer heutigen Größe.

II. A. Die geradezu unverschämte Selbstüberhebung der britischen Glory, dieser widerlicheren, weil germanischem Wesen widersprechenden, Bastardschwester der gallischen Gloire, macht es schwer, gerecht zu bleiben. Man muß sich das Weltbild dieser sonderbaren Schwärmer so vorstellen, daß Pharsalus, Leuthen, Austerlitz eigentlich unbedeutende Scharmützel ohne historische Bedeutung waren, sintemal sie nicht von Briten durchfochten wurden. Wir berührten schon, daß britisches Kriegertum bis auf Cromwell in Europa kaum beachtet wurde. Richard Löwenherz, eine blonde Bestie in des Worts verwegenstem Sinne, ein rohes Untier, wurde nur durch britische Reklame weltberühmt. Daß der Herzog von Österreich sich diesem barbarischen Inselkönig mindestens ebenbürtig erachtete und Heinrich VI. ihn einfach einsperren ließ, zeigt die wahre Geltung, die das kleine England damals in Europa genoß. Doch mit Cromwell gewinnt das alles ein anderes Aussehen. Lord Wolseley gesteht, daß die puritanischen Eisenseiten „das beste, bestausgebildete Heer, das wir je hatten," gewesen seien, und bei einmaligem Erscheinen auf dem Kontinent (Dünkirchen) flößten sie Spaniern und Franzosen tiefen Respekt ein. Die Leistungen der Cromwellschen Milizreiterei waren in Marsch und

Schlacht außerordentliche und zeigten allerdings, daß der Engländer ein Soldat ersten Ranges sein kann. Von dieser hohen Stufe sank das spätere Söldnerheer aber sehr herab. Nur britisches Eigenlob kann den britischen Teilen der Marlboroughschen Heere einen besonderen Wert zusprechen und die Hauptmasse dieser bunten Kontingente bestand aus Norddeutschen. Daß die Briten, von Natur physisch stark und tapfer, stets ihren Mann standen, bedarf keiner Erwähnung und die Schlacht von Quebeck macht ihnen z. B. Ehre. Aber „darum Räuber und Mörder", darum gleich „die ersten Soldaten der Welt"?! Nur ein blödsinnig verbohrtes Britengehirn verfällt auf solche Einbildung. Im Siebenjährigen Krieg schlugen sie sich durchaus nicht besser als die Norddeutschen Kameraden, und wenn man die Bravour sechs englischer Bataillone bei Minden ewig in den Himmel hebt, so vergißt man dreierlei: erstens daß zwei hannoversche Bataillone daran teilnahmen, was die britische Historie ekelhafterweise stets unterschlägt, zweitens daß preußische Bataillone bei Liegnitz genau das Gleiche (Bajonettangriff gegen Kavallerie) leisteten, drittens daß dafür die britische Reiterei bei Minden völlig versagte. In den Revolutionskriegen und unter Napeleon endeten britische Versuche, auf dem Kontinent mitzufechten, sonst durchweg kläglich, nur Wellington gab plötzlich den Fahnen Albions einen Nimbus. Nur ein Tor kann aber zweifeln, daß die Franzosen in Spanien sich ebenbürtig an Mut, überlegen in der Taktik erwiesen. Vom traurigen Debut unter Moore (Corunna) wollen wir schweigen, obschon sich nicht leugnen läßt, daß die britische grimme Standhaftigkeit selbst dort sich bewährte. Doch erwägt man den riesigen Verlust der englischen Höhenverteidiger bei Talavara, wobei die französischen Stürmer nicht viel mehr verloren, wird man nichts besonderes an diesem „Erfolg" finden. Sogar bei Vittoria glich der Blutverlust sich völlig aus,

wahrscheinlich auch bei Salamanka, die Festungserstürmungen kosteten maßlose Opfer und überbot die wilde Bulldoggenwut den Stürmer nicht den Heldensinn der numerisch schwachen Verteidiger. Noch am Ende des Krieges holte sich Wellington bei Toulouse eine Niederlage, und obschon auch die Erstürmung des Mont Rave der britischen Tapferkeit ein glänzendes Zeugnis ausstellte, so geschah dies stets, wie besonders bei Albuera, mit unverhältnismäßigen Opfern. Von Überlegenheit des britischen Soldaten konnte vollends bei Quatrebras und Waterloo nicht die Rede sein, wo sogar die berühmte Reiterattacke zuletzt mit Vernichtung der Brigaden Ponsonby und Somerset endete. Die weitaus größte Leistung auf Wellingtons Seite vollbrachten ausschließlich Deutsche: Verteidigung von La Haye Sainte. Selbst die ausgeprahlte Verteidigung von Hougoumont kommt gar nicht allein auf englisches Konto, da Nassauer und Braunschweiger daran teilnahmen. Englische Historien verschweigen dies alles mit geradezu gemeinem Undank und Wellington berichtete ursprünglich, daß „die Schwäche der Deutschen" sich La Haye schon um 2 Uhr entreißen ließ, in Wahrheit erst vor 7 Uhr! Nichts bezeichnender, als daß der neueste englische Napoleonbiograph Rose, der für Talavera absichtlich nur den französischen Verlust verzeichnet und vom englischen schweigt, Wellingtons Waterlooverlust auf 10 700 berechnet, um $^3/_5$ davon für Engländer in Anspruch zu nehmen, während notorisch d'e Niederländer 2500, die Deutschen wohl 6000 verloren und die Gesamteinbuße 15—20 000 betrug.[1]) Roses Machwerk (nur bezüglich einiger diplomatischen Fragen von selbständigem Wert) ergänzte sich würdig durch seine anderweite Abwehr der

[1]) Bezeichnend freilich auch, daß die seichtesten Napoleonbücher stets Verbreitung finden, während die wirklich gründlichen, auf profundem Studium aufgebauten, verhältnismäßig unbekannter bleiben.

preußischen Anmaßung, Blücher habe die Briten damals gerettet. Jeder wirkliche Kenner der Schlacht weiß aber, daß nur Blüchers Erscheinen schon um 4 Uhr Wellington vor gänzlicher Vernichtung bewahrte, weil eben Napoleon seine Reserven (Lobau und zwei Drittel Garde) gegen die Preußen verwenden mußte. Über Wellingtons gräulichen Undank äußerte sich Gneisenau höchst treffend in einem Brief an Raumer. Kurz, niemand wird der ausgezeichneten Tüchtigkeit der Wellingtonschen Briten zu nahe treten, aber daraus den Anspruch ableiten, dies seien die besten Truppen der Welt, Franzosen und Preußen überlegen, ist ein Gipfel der Selbstverblendung. Sogar der franzosenfreundliche Napoleonanbeter Napier kann sich als Historiker des Halbinselkriegs nicht die Behauptung versagen, der englische Soldat sei gehorsam wie der Deutsche, feurig wie der Franzose, standhaft wie der Russe, stärker und robuster als alle, mit einem Wort eine Musterkarte aller Vorzüge aller Nationen. Bedenkt man, daß britische Kriegshistorie Blenheim neben Sedan nennt, an Friedrichs des Großen Großtaten achtlos vorübergehend, so kann man sich nicht wundern, daß die langwierigen und spärlichen Erfolge Wellingtons auf einem Nebentheater zu etwas Entscheidendem aufgeblasen werden. Das törichte englische Publikum ahnte nicht, daß Salamanka und Vittoria, Sauroren und Orthez nichts als Treffen zweiten Ranges neben den großen Schlachten unter Napoleons Kommando vorstellen. Doch angesichts unleugbarer Erfolge in Spanien und des Zufallsieges von Waterloo (bei Quatrebras konnte Wellington mit 35000 Mann nicht einmal 21000 Franzosen gefährden, die dabei weniger verloren als er) läßt sich solche Illusion noch einigermaßen begreifen. Geradezu unverschämt muß man es aber nennen, daß die Engländer aus der Wellingtonschen Episode sich ein für allemal das Anrecht schmiedeten, die beste Armee der Welt

zu besitzen. Nur ein Narr kann die Wellingtontruppen über die Napoleonischen Legionen erheben wollen, selbst wenn man die Leistungen der Preußen beiseite läßt. Jedenfalls bedeutet dies aber nicht eine ewige Gültigkeit einer erstklassigen Stellung und im Krimkrieg fielen vernünftigen Beurteilern wie dem Timeskorrespondenten Russel die Schuppen von den Augen. Er denunzierte mit Recht die vollendete Unfähigkeit der Generalität und des Dienstbetriebs. Auch er aber übertrieb maßlos die paar erträglichen Reitertaten und beschönigt das geradezu schmachvolle Scheitern des Redansturmes, während die Franzosen den unendlich gefährlicheren Malakof im ersten Anlauf nahmen. Bei Inkerman schlugen sich die Briten freilich standhaft gegen russische Übermacht, doch man berücksichtige, daß die Russen mit ganz veralteter Taktik und die Briten obendrein mit dem besten damaligen Gewehr (Miniébüchsen) fochten. Das hinderte aber nicht, daß sie nirgends auch nur entfernt leisteten, was die schlechter bewaffneten Franzosen spielend vermochten. Ihre eigene taktische Unbehilflichkeit machte sich überall geltend. An ihrer Bravour zweifelt ja niemand, so wenig der Redansturm für sie einnimmt. Aber es ist lächerlich, die „Attacke der Leichten Brigade", durch Tennysons Gedicht weltberühmt geworden, zu etwas Unerhörtem aufzublähen. Französische und preußische Geschwader vollführten oft genug Ähnliches, feindliche Batterien frontal anzureiten, oft mit besserem Erfolg. Eigenartig mutet dabei nichts an, als die Verrücktheit der Ausführung, das Steeplechase-Reiten auf dem Schlachtfeld. Die minder bekannte und vernünftigere Attacke der Schweren Brigade war auch nichts Besonderes, vor allem verschweigt man, daß die Chasseurs d'Afrique zu Hilfe kamen und im Augenblick alle russischen Schwadronen über den Haufen warfen. Doch die moralische Minderwertigkeit des britischen Chauvinismus wird hier recht klar durch das

Bestreben ihrer erlogenen Berichte, den Ruhmesanteil der französischen Kameraden möglichst zu verkleinern. Alle Welt weiß, daß die Briten bei Inkerman nur durch das glänzende Eingreifen der Division Bosquet gerettet wurden, und nun sehe man, was das populäre Buch „Kämpfe um die Fahne" des Pfarrers Fidchett daraus macht. Wie bezeichnend, daß ein Reverend — auch sein anderes Buch „Taten, die das Reich gewannen" entfaltet den gleichen lieblichen Stil! — gloiretolle Chauvinistenbücher schreibt! Aber so bodenlos beschränkt und naiv ist die Selbstsucht der englischredenden Völker, die völlig eine Welt für sich bilden und nur von Englischem wissen, daß der amerikanische General Sheridan im deutschen Hauptquartier den glorreichen Todesritt der Division Margueritte bei Sedan mit dem Vergleich begrüßte: „sie wollten etwas Balaclava-Arbeit machen, doch ohne den Erfolg jener unsterblichen Sechshundert." Den Erfolg!! Man glaubt zu träumen. Mit Strenge muß man den Herren ins Gedächtnis rufen, daß jener Anritt von 20 Schwadronen ein berechtigter Akt großer Taktik war ohne jede Aussicht auf andern Erfolg als Zeitgewinn, daß die Verhältnisse ungleich schwerere waren als bei Balaclava, wo der leichtsinnige Anritt von sechs Schwadronen gebührend bestraft wurde. Doch so geht es durchweg: England versteht eine Weltreklametrommel zu rühren, gegen die kein bescheideneres Verdienst der Kontinentalnationen je aufkommt. So streut man der Welt Sand in die Augen. Auch schämt sich England seiner Niederlagen grundsätzlich nicht. Der Amerikanische Befreiungskrieg, wobei man natürlich wieder deutsche Hilfsvölker als Kanonenfutter verbrauchte, enthüllte Englands militärische Schwäche, besonders die Talentlosigkeit der Generale. Aber englische Historiker bekennen nie offen diese Wahrheit, auch hier wird noch geprahlt und betont, daß Briten eben nur von Leuten ihres eigenen

Blutes besiegt werden konnten! Und dabei muß man über die Leistung der amerikanischen Milizen und des fragwürdigen Yankee-Patriotismus hier den Mantel der Liebe spreiten, so uneingeschränkte Bewunderung die unübertreffliche Leistung der Nord- und Südstaaten im großen Bürgerkrieg verdient, eine militärische Großtat ersten Ranges, neben der alles von englischen Heeren Vollbrachte in nichts zerrinnt! So wurde auch der Indische Meutereikrieg nur eine Quelle unerschöpflicher Prahlerei. Selbstverständlich schlugen die Briten dort, wo es Sein oder Nichtsein galt, sich sehr heroisch. Doch man beleidigt das Britentum, wenn man dies nicht von vornherein voraussetzt. Dagegen wendet niemand etwas ein, wohl aber gegen das Getue, als ob auch dies etwas Ungeheures gewesen sei. Alles nur Schein, falsche Fern-Perspektive, denn die Indolenz der indischen Massen machte das Niederwerfen des Seapoy-Aufruhrs zu bloßer Frage der Zeit und man muß sich der Griechen- und Römerschlachten des Altertums erinnern, wo noch gar kein Unterschied der Bewaffnung vorlag, um das leichte Siegen des Europäers über asiatische Horden im rechten Lichte zu sehen. Man wird ferner — wenn wir die schmachvollen Niederlagen gegen Zulus und Madhisten beiseite lassen und die Riesenmetzelei Kitcheners bei Omdurman eine völlig mechanische Folge moderner Schußwaffen (besonders der Maxims) gegen kindisch unsinnige Fechtweise einer fanatischen Horde nennen — kaum für glaublich halten, daß die endlische Erwürgung der Burenrepubliken von dem großschnäuzigen britischen Publikum als Beweis für die Unübertrefflichkeit des britischen Heeres aufgefaßt wurde. Tatsächlich prahlte damals „Tommy Atkins“ (Spitzname der britischen Soldaten), jetzt würden, nachdem man die Buren verhauen, die verdammten Deutschen an die Reihe kommen. Dieser förmliche Wahnsinn einer grenzenlosen Unwissenheit, die

einen solchen Vergleich zuläßt, mag wohl zum Hohn reizen. Doch wir sagten schon früher, daß umgekehrt die englische Leistung fälschlich als Zeichen elender Unfähigkeit ausgelegt wurde. 400 000 Mann zur See nach Südafrika zu befördern, soll noch erst ein anderes Volk den Engländern nachmachen! Gewiß bedeckten die englischen Truppen sich nicht mit Ruhm, denn sogar ihre Hochländergarden rissen nach Verlust von 12% aus, während früher bei Albuera, Waterloo usw. Verluste von 25—75% britische Regimenter nicht zum Weichen brachten. Bei Paardeberg mit fünffacher Übermacht Cronje zum Kapitulieren zu zwingen, über dessen eigene Haltung obendrein böser Verdacht sich äußerte, war kein Heldenstück des lächerlich zu bedeutendem Ansehen aufgeblähten Roberts. Doch wäre voreilig, hieraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. Denn die Kampfverhältnisse waren eigenartige, ungewohnte, stellten solche Anforderungen an Buller und Methuen, daß man aus ihren Niederlagen nicht ohne weiteres ihren Unwert folgern darf, sondern nur ihre hochmütige Verblendung. Der uns persönlich bekannte Lord Methuen weilte lange als Militärattaché in Berlin, und doch behielt er die ganze britische Einbildung von der Unüberwindlichkeit englischer Heere. Beim späteren Einkreisen der Buren-Guerillas, das außerordentliche Mühen und Opfer kostetete, läßt sich gute Methodik Kitcheners nicht verkennen. Und hier müssen wir gleich die auffallende Feststellung anknüpfen, daß diese angebliche Krämernation ihre kriegerische Beanlagung durch eine Reihe von Feldherrntalenten erwies.

Nimmt man den großen Korsen aus und schätzt die legendären Turenne und Condé als recht bescheidene Lichter, bleibt nur Marschall Soult als Feldherr französischer Rasse übrig, auch er aber nur zweiten Ranges. Die Deutschen brachten freilich den nächst Napoleon größten aller Feldherren hervor: Friedrich den

Großen. Es wäre unbillig, solche Genies mehr als einmal zu verlangen, aber Erzherzog Karl und Blücher-Gneisenau bleiben, jeder in besonderer Weise, recht tief unter diesem hohen Maßstab. In Moltke lebte sich mehr ein bedeutender Kriegsgelehrter und Techniker aus, als ein dämonisch genialer Heeresmeister, was nicht nur er selbst innerlich fühlte, sondern auch manche wissende Mitarbeiter wußten: vgl. die Ansichten Blumenthals und Prinz Friedrich Karls. Diese beiden und Kronprinz Albert von Sachsen, ferner im Befreiungskrieg Bülow, sowie die großen Heeresreformer Scharnhorst und Roon, bilden allerdings eine stattliche Korona, um die uns jede Nation beneiden kann, wie denn Preußen auch in der Militärliteratur den Vorrang behauptet. Doch bei einem spezifisch militärischen Staate kann dies nicht wunder nehmen und dürfen wir noch hinzufügen, daß im friderizianischen Zeitalter Herzog Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, Winterfeldt bedeutende Feldherrnanlagen verrieten und Seydlitz das Muster eines Reitergenerals bot. Auch Daun und Loudon seien mit Achtung genannt. Wenn also die Deutschen in dieser wichtigen Beziehung sich im allgemeinen den Franzosen, bei denen sonst nur noch Massena und allenfalls Davout in Betracht kommen, weit überlegen zeigten, so wird um so eindrucksvoller, daß diesen zwei großen Militärnationen sich das unmilitärische Inselvolk mit der kleinsten Armee und ohne jede Wehrpflicht würdig anreiht. Ja, mehr als das: das britische Feldherrntalent übertrifft geschichtlich weit das französische, und wenn unter obengenannten Deutschen nur Erzherzog Karl nächst Friedrich dem Großen als selbständiger Feldherr im eigentlichen Sinne (bei Moltke handelt es sich um etwas Eigenartiges, davon Verschiedenes) betrachtet werden darf, so stellte England drei wirkliche Feldherrn auf den Plan. Über Wellington sagten wir früher das

Nötige. Seine spanischen Feldzüge sind außerhalb Englands so gut wie unbekannt geblieben, seine groben Schnitzer 1815 (deutsche Fremdtümelei hat ihm umsonst jüngst einen Verhimmler in v. Pflugk-Hartung erweckt) machten ihn anrüchig, und so wird er auf dem Kontinent nicht mehr für voll genommen. Die Engländer (natürlich auch Rose, dessen Napoleonbiographie lehrt, wie selbst der heutige Brite noch ganz im Chauvinismus stecken blieb) zitieren mit Vorliebe angebliche Äußerungen Napoleons auf St. Helena wie „Die englische Infanterie ist die beste der Welt" (vermutlich hieß es „eine der besten"), oder „Wellington ist mir in Handhabung der Truppen ebenbürtig, hat aber mehr Vorsicht". Letzteres würde eine beispiellose Selbstherabsetzung vorstellen, selbst wenn es sich nur, wie der Wortlaut ergibt, auf Taktik bezöge, während die britische Einbildung es gleich im weitesten Sinne auslegt. Es widerspricht aber gänzlich verbürgten anderweitigen wegwerfenden Aussprüchen Napoleons, wie dem klassischen: „Das Glück tat mehr für Wellington, als er für das Glück." Hierin liegt eine tiefe Wahrheit. Doch wenn die Umstände den kühlen Briten ungemein begünstigten, so darf man doch nie vergessen, daß er lange mit der eigenen Regierung und Presse zu ringen hatte, die mit britisch-ignoranter Überhebung von ihm Unmögliches verlangte und ihn erst nach „Salamanka" frei schalten ließ. (So bewahrheitet sich ewig der Spruch, daß der Prophet im Vaterlande nichts gilt und erst spät durch äußeren Erfolg sich durchsetzt.) Sein erstklassiger Verstand, auch als auswärtiger Politiker, gleichsam feldherrlicher Delegierter der britischen Weltherrschaftsidee, überwand innere und äußere Krisen, wozu auch die Unzuverlässigkeit der Spanier zu rechnen, die vielleicht jedes andern Geduld erschöpft hätten. Sein echtenglischer Charakter, obschon er irischer Herkunft, bewahrte kaltblütige Berechnung in jeder Ge-



fahr, an persönlichem Heldenmut glich er wie in der unscheinbaren schmächtigen Gestalt Erzherzog Karl, Massena, Lannes, Davout. Als reiner Stratege kam er Soult nicht gleich, der ihn zweimal, 1809 und 1812, nach äußerem taktischen Erfolg zu überstürzter, verlustreicher Flucht nach Portugal zwang und ihn in den Pyrenäenschlachten überwältigt hätte, wenn alles normal verlief. Doch als Schlachtleiter stand er manchmal groß da (Salamanka, Sauroren, Orthez), auch als Techniker (Übergang über Bidassoa und Adour), als Truppenfortreißer bot er das Ideal eines Führers, wie es für Briten paßt. „Sehr wohl, Sie können auf Ihren Posten zurückkehren," lautete seine einzige Antwort bei Talavera auf die Jeremiade eines Brigadeführers, daß er seinen Posten nicht halten könne. „Versteht mich wohl, Badajoz muß heut fallen," lautete seine einzige Ansprache an die Sturmkolonnen vor dem blutigsten Wagnis. „Wenn wir geschlagen würden, was würde man in England von uns sagen!" faßte er kurz und bündig die höchste Mahnung an den Nationalstolz in der Waterlookrise zusammen und beantwortete die Frage: „Sie können fallen, Mylord, was sind Ihre Befehle?" kalt und ruhig: „Festhalten bis zum letzten Mann!" Daß ein solcher Held den spezifisch englischen Begriffen von Heldentum voll entspricht, braucht nicht gesagt zu werden. Wir hüten uns also, die unleugbaren Schwächen des Mannes, dem es an impetuoser Genialität geradeso gebrach wie etwa einem Moltke und der daher niemals die Höhen vorbildlichen Feldherrntums erklomm, als Maßstab zu nehmen und werten ihn etwa wie Scipio gegenüber Hannibal, obschon die geschichtliche Gerechtigkeit den „Besieger" des großen Puniers ebenso tief unter letzteren stellt, wie die „Besieger" des Korsen unter diesen. Nun hat aber England, das hauptsächlich mit Wellington prahlt, zwei größere Feldherrn als ihn hervorgebracht.

Sein größter Staatsmann Cromwell erwies alle Merkmale eines wahrhaft großen Heerführers, obschon sein deutscher Anschwärmer Hoenig des Guten zuviel tut. Cromwells strategische Märsche, geniale Schlachtentaktik, unvergleichliche Handhabung der Reiterei, worin er selbst Seydlitz und Murat voransteht, heben nicht auf, daß die spärliche Geringfügigkeit seiner Streitmittel ihn von der Sphäre Napoleons und Friedrichs ausschließt. Immerhin überragt er alle Feldherrn der Renaissance, wie Torstenson, Gustav Adolf, Wallenstein, Tilly oder früher Pescara und den zu unbekannt gebliebenen Condottiere Gattemalata. Und ausnahmsweise hat die britische Selbstsucht einmal recht, wenn sie Ludwigs XIV. Niederwerfung ihrem Marlborough zuschreibt. Freilich wirkt es wieder komisch, wenn ein neuester britischer Roman „Der kleine Marquis von Brandenburg" Friedrich Wilhelm I. stets nur vom „großen Marlborough" reden läßt, während der Preußenkönig natürlich nur von Prinz Eugen schwärmte, unter dem er persönlich focht. Aber wahr ist darum doch, daß Prinz Eugenius der edle Ritter zwar nicht ein bloßer Haudegen war, wie der schon erwähnte Pfarrer Fidchett verleumdet, sondern sehr tüchtige Eigenschaften als Truppenführer besaß (als deutschen General dürfen wir natürlich den Savoyer nicht mitrechnen), daß aber Marlborough himmelhoch über ihm stand. Dieser Schurke, der einzige wirklich bedeutende Mann, dessen schwarzer Charakter jeder Mohrenwäsche trotzt, erhob sich lange vor Friedrich und Napoleon zu modernsten Kriegsanschauungen. Er zuerst setzte Verfolgungen (nach Ramillies) durch, er sprach zum Entsetzen damaliger Kriegsgelehrter das große Wort gelassen aus: „Solange man den Feind im Felde schlagen kann, soll man sich nicht mit Belagerung von Festungen aufhalten." Sein strategischer Marsch aus den Niederlanden zur Donau und seine taktische Leitung

bei Blenheim sind erstaunlich. Er kommt als epochemachend unmittelbar nach den ganz Großen. Nun kann man freilich von anderen englischen Generalen der Neuzeit nicht viel Günstiges sagen, mit Ausnahme Wolfes, der — klein, schmächtig, kränklich wie fast alle guten Generale von Tilly bis Bülow und Blumenthal — bei Quebeck umsichtigste Tatkraft entfaltete und seine rücksichtslose Energie mit dem Heldentod besiegelte. Doch läßt sich nicht verkennen, daß schon bei Creßy und Azincourt nicht die ausgeprahlte angebliche Überlegenheit britischer Krieger, sondern ein gewisses naives Talent neuartiger Taktik siegte. Auch Eduard IV. und Richard III. entbehrten im York-Lancaster-Ringen nicht eines scharfblickenden Kriegstalents.

Wenn die Briten ihre transatlantischen Vettern für ihre nächsten Verwandten halten, so täuscht sie zwar die Gleichartigkeit der Sprache, denn so viel fremdes Blut floß in die amerikanische Rasse, daß man immer noch die Deutschen als nähere Verwandte der britischen Angelsachsen ansprechen sollte, was sich auch durch innere geistige Struktur bestätigt. Immerhin muß zugestanden werden, daß Washington und Grant oder die ungleich bedeutenderen Lee und Sherman sowie der große Reitergeneral Stuart altenglischer Herkunft waren, daß also Lees und Shermans geniale Manöver (des letzteren Atalantamarsch eine der größten kriegstechnischen Leistungen aller Zeiten) und Präsident Lincolns geniale Organisationsarbeit (derjenigen Gambettas vergleichbar) der englischen Rasse zugeschrieben werden müssen. Die kindliche Vorstellung, daß Englands Artung vom Krämertum beherrscht werde, gewinnt also noch mehr an Lächerlichkeit, wenn wir sogar die Dollar-Yankees im größten aller je dagewesenen Bürgerkriege geradezu Wunderbares leisten sehen.

Aus dem allen ergibt sich, daß es sehr irrig wäre,

die britische Armee als quantité négligeable zu behandeln, daß sie vielmehr, aller sinnlosen einheimischen Prahlerei zum Trotz, die nur zur Heiterkeit auffordert, ein recht gefährlicher Gegner werden kann. Kitchener und French sind gute Generale, Lord Wolseley ist mindestens als geistige Kapazität zu ehren, und die ehrwürdigen Überbleibsel aus den indischen Kriegen wie Wood und Roberts erinnern wenigstens daran, daß einzelne strategische Märsche im Mutiny-War (z. B. zum Entsatz von Lucknow) von entschlossener tüchtiger Führung zeugen. Die neueingeführte schwere Feldhaubitze hat Vorzüge, mit Maxims und Automobilabteilungen ist die Home-Army gut ausgestattet, altfränkische Fechtweise des Fußvolks machte modernster Ausnutzung der Lehren des Burenkriegs Platz. So erlauben sich englische Sachverständige sogar schon das deutsche Heer als zurückgeblieben zu kritisieren. Aber wenn überhebliche Anmaßung immer wieder drüben hervortritt, so wollen wir doch nicht in den Fehler verfallen, die englischen Prahler als minderwertig abzutun. Das englische Werbungssystem hat natürlich alle Nachteile einer Söldnerschaft. Kiplings imperialistische Idealisierung des „Tommy Atkins“ täuscht nicht darüber weg, daß man von einer oft aus der Hefe der Bevölkerung rekrutierten Soldateska unmöglich die geistigen und moralischen Qualitäten eines Volksheeres erwarten kann, zumal trotz alles Gloryrummels der Soldatenstand in England wenig Achtung genießt. Die Greuel nach Wellingtons Festungserstürmungen, verübt nicht an Feinden, sondern spanischen Einwohnern, lassen sich nie mehr wegwischen, und niemand hat sich härter über seine Offiziere, denen er sogar Meineid bei Kriegsgerichten vorwirft, geäußert, als Wellington, der gleichzeitig den französischen Konskribierten das ehrendste Zeugnis ausstellt. Daß sich dies nicht erheblich änderte, haben manche Ausschreitungen im Burenkrieg gelehrt,

dessen „Konzentrationslager" eine ewige Schande englischer Brutalität bleiben werden und nach dem ein bekannter General sich erschießen mußte, um dem Zuchthaus wegen Unsittlichkeitsverbrechen zu entgehen. Aber andererseits hat dies sonderbare System bisher im Notfall nicht versagt, weil (siehe auch den Burenkrieg) das stehende Soldheer aus der „Militia" ergänzt werden kann, was der britische Patriotismus nie verweigerte. So bestand nicht nur bei Talavera, sondern auch bei Waterloo ein großer Teil der Mannschaft aus Militia-Men und soeben erst eingetretenen freiwilligen Rekruten. Das Milizsystem der „Yeomanry", des Lehensaufgebots der Bannerherrn im Mittelalter, geht sehr weit zurück und lieferte schon für die Eroberungs- und Bürgerkriege der Plantagenets und ihrer Nachfolger genügenden Stoff. Bedenkt man, daß England im Kampf gegen Napoleon bis zu 400 000 Soldaten auf die Beine brachte, wovon mindestens 200 000 durch Krankheit und Gefecht ihr Leben verloren, so war dies für damalige Verhältnisse und bei so kleiner Bevölkerungsziffer sehr viel und lehrt, daß dies System bisherigen Ansprüchen der britischen Weltstellung genügte. Heut freilich nicht mehr für Kontinentalkriege, und wenn eine Studie v. Rößlers Wellingtons Torres Vedrassystem (Strandbefestigungsdefensive nach Landung) für das Normale britischer Kriegführung hält, so trifft diese für damals zu gering wertende Behauptung wohl für heute zu. In Haldanes Erhöhung der Effektivziffer von 700 000 auf 800 000 Mann, natürlich inbegriffen die Indische Armee und mit Zuhilfenahme von beurlaubter Reservemannschaft und aktivierten Teilen der Militia, steckt viel Phantasmagorie und mehr als 150 000 Mann könnte England niemals nach dem Kontinent werfen. Dagegen ist es leeres Gerede, daß man einer Invasion gegenüber nicht gerüstet sei: aus Miliz und Volunteers lassen sich so viel Massen herstellen,

als man nur brauchen kann. Im übrigen verläßt sich England mit Recht auf den Schutz seiner Flotte.

II. B. Unter allen britischen Illusionen widerspricht am ärgsten der Wahrheit, daß das Meer von jeher den Briten gehörte. Im Gegenteil muß man staunen, wie spät sich England auf sein natürliches See-Erbe besann. Die Angelsachsen konnten die Normannenlandung in keiner Weise hindern, unter König Johann betraten französische Truppen den englischen Boden. Heinrich VIII. besaß ein einziges wirkliches Kriegsschiff. Drei Gallionen, über die Heinrich VII. verfügte, schnitten schlecht gegen die kleine schottische Marine ab, was wenig bekannt. Die gegen Spanien improvisierte Flotte Elisabeths glich etwa heutigen Kreuzern und Kapern im Verhältnis zu Panzerschlachtschiffen und konnte daher die Armada wohl belästigen, doch nicht zerstören, was allein das Unwetter und ungünstiges Gewässer besorgten. Das einzige ordentliche Gefecht, das zu Beginn im Kanal stattfand, verlief sogar ungünstig für die Engländer. Die folgenden Seeräuberfahrten erwarben zwar Englands erste Kolonie Virginien, doch von wirklicher Seemacht war keine Rede, die vielmehr nach Sinken der spanischen Marine ausschließlich auf das kleine Holland überging. Dies zeugt um so bemerkenswerter für Englands damalige Schwäche, als die holländische Flotte ursprünglich auch nur ähnlich (die leichten Fahrzeuge der Wassergeusen) improvisiert wurde wie die britische. Erst durch Cromwell begann britische Seeherrschaft, aber nur, weil er den kleinen unscheinbaren Privatgelehrten Blake mit genialer Menschenfindung aufs Admiralsdeck verpflanzte. Dieser größte Seeheld Englands, später über Nelson vergessen, tat Wunder mit seinen die Flotte bemannenden Landratten, die ihren Ruhm als Puritanerkrieger jetzt auch zur See hochhielten. Die todesverachtende wilde Energie der britischen Rasse fand ihren Ausdruck in

Blakes Suchen des Nahkampfs, erst auf nächste Distanz seine Breitseiten schleudernd, was fortan in der britischen Flotte typisch wurde. Ähnlich wie die Römer durch ihre Enterbrücken das nautische Übergewicht der Karthager wettmachten, so die Briten, deren römische Art man so fälschlich oft mit Karthagern verglich, die bessere Ausrüstung der fremden Schiffsbauten durch Ausnutzung ihrer grenzenlosen Kampfwut im Nahkampf. Doch dies änderte nichts an der Materialüberlegenheit der holländischen Marine und mit Blakes Tod erlosch der Zauber, unter Karl II. sah sich England erneut durch Holland gedemütigt. Jetzt erwuchs obendrein eine neue gefährliche Marine, die französische, deren jungen Neubau ein so fähiger Admiral wie Tourville erfolgreich beseelte. Noch im 18. Jahrhundert stand es mit britischer Seeherrschaft nicht glänzend, zumal die Korruption der Verwaltung mehrfach die Flotte verfallen ließ und sogar unfähige Admirale dem Kriegsgericht verfielen. Doch politischer Niedergang Spaniens und Hollands begünstigte Englands Emporkommen und Frankreichs unnütze Teilnahme am Siebenjährigen Krieg ruinierte die Finanzen, so daß für die Flotte nicht genug geschah. Immerhin blieb Frankreich im Besitz Kanadas, der kleinen Antillen und der Mississippigebiete nebst Niederlassungen in Indien eine führende Kolonialmacht.

Einzelne große Seesiege, wie Rodneys in Westindien und Hawkes vor Quibéron, bewiesen zwar, daß allmählich die britische Marine in fortgesetzten Kämpfen entschiedene nautische Überlegenheit sich aneignete und in ihre große Aufgabe hineinwuchs. Dabei blieben aber die Franzosen merkwürdigerweise im Schiffsbau imposanter. Grasses „Stadt Paris", das größte und beste Kriegsschiff jener Epoche, fiel zwar 1778 in Rodneys Hände, doch selbst die Flotte der Französischen Revolution hatte im „Montagne" und später im „Franklin"

die bedeutendsten taktischen Marinekörper der Epoche. Großes leisteten einzelne schlechte Fahrzeuge der Briten in brandschatzender Weltumsegelung, wie Ansons „Centurio", auch Admiral Byron (Großvater des Dichters) trotzte als „Schlecht-Wetter-Jack", wie seine Matrosen ihn nannten, allen Unbilden ferner Meere. Doch noch unter Ludwig XVI. verbreitete Suffren im Indischen Ozean den Ruhm der französischen Marine, Laperouses Entdeckungsfahrten wetteiferten mit denen Cooks. Am sogenannten „Glorreichen 1. Juni" rettete Lord Howe zwar England vor drohender Invasion, doch die aller altgeübten royalistischen Offiziere beraubte und dilettantisch geführte Republikanerflotte schlug sich mit solcher Bravour, daß im Grunde kein entscheidender Vorteil herauskam. Schon im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg ergab der Zusammenstoß in Chesapeak-Bai keinen wirklichen Erfolg.

Erstarken und stete Vermehrung der britischen Marine ging mit Ausbreitung des Seehandels Hand in Hand, diese wiederum mit Anwachsen der Kolonialmacht (Neuerwerb Indiens, Kanadas, Australiens) und vor allem dem beispiellosen Aufschwung der britischen Manufakturen. Doch da Englands Hand wider jedermann war, niemand sicher vor der unersättlichen Raubsucht, die sich am liebsten alle Kolonien allein angeeignet hätte, so war jedermanns Hand wider England zur See, und es fiel schwer, da man in jedem Weltteil Eskadres unterhalten mußte, in Europa ein Gleichgewicht gegen französische, spanische, holländische Marinen zu behaupten. Die beiden letzteren erlitten freilich am Ende des Jahrhunderts bei St. Vincent und Kamperdown durch Jervies und Duncan vernichtende Schläge, doch die spanische sah sich unter Napoleon bald wieder hergestellt. Oft sorgte eine arglistige Politik mit dem Römerspruch Divide et Impera! dafür, daß man

nicht vereinte Seekoalition gegen sich hatte. War Gefahr im Verzuge, griff man zum Mittel perfiden Überfalls. So wurde schon früher die vom Reformkönig Karl III. reformierte spanische Flotte, arglos im Mittelmeer segelnd, im tiefsten Frieden überfallen und zerstört; so wurde Dänemark mit zwei frechen Überfällen beehrt, von welchen der zweite gelang, räuberisch die dänische Flotte von Kopenhagen entführend. Bruch des Völkerrechts erschien der britischen Meerpolitik als so berechtigte Eigentümlichkeit, daß britische Marineschriftsteller es noch gar anzurühmen wagen, wie verschwindend selten man dem brutalen Angriff eine formelle Kriegserklärung voranschickte. Jedes Mittel war recht, die nun endgültig als Hauptziel erkannte Meerherrschaft zu sichern. „Versenke, verbrenne, zerstöre!" lautete die übliche Formel an die Admirale.

Doch die französische Marine blieb immer noch ein Dorn im Auge. Da fand man in einem zwerghaft schmächtigen Kerlchen, das wie ein unausgewachsener Mat aussah, den „Kriegsgott Britannias" (Byrons Don Juan) zur Erfüllung auch des letzten Wunsches, dem französischen Rivalen den Garaus zu machen. Daß hierbei wiederum, wie wir es bei der Militärmacht sahen, die britische Feldherrnbegabung allein den Ausschlag gab, zeigt das Treffen von Algesiras, wo der tüchtige Admiral Linois eine britische Eskadre vernichtete: dort kommandierte eben nicht Nelson! Dieser merkwürdige Held, als Privatcharakter ein ungebildeter gemeiner Bursche, aber begeistert von wildem Nationalstolz, verband mit glänzendster taktischer Gewandtheit (Bombardement von Kopenhagen mitten im Sund, wo kein Lotse fahren wollte) den schnellsten strategischen Scharfblick. Bei Abukir und Trafalgar atmete sein kühnes Vorgehen etwas geradezu Napoleonisches. Wenn bei Trafalgar die ungefügen spanischen Dreidecker sich sehr schlecht

hielten und daher die angebliche Übermacht des Gegners nur rein äußerlich vorlag (33 alliierte, wovon nur 15 französische, gegen 27 englische Schlachtschiffe), zumal bei Abukir die Division Villeneuve und bei Trafalgar die Division Dumanoir sich unbegreiflich feige dem Kampfe fernhielten, so fällt andererseits die heroische Tapferkeit der engagierten französischen Marineteile ins Gewicht, diese Vernichtungssiege Nelsons um so glänzender zu machen. Nur muß eben betont werden, daß im Gegensatz zu herkömmlicher Überlieferung, die man hier gutgläubig dem britischen Dünkel nachschwatzte, die französische Marine im Material oft überlegen, in Bemannung ebenbürtig war, daß ihr nur die geeigneten Oberführer fehlten. Was außer Nelsons Genialität den Briten einen Vorsprung gab, war ihre eiserne Disziplin und stete Kriegsgeübtheit, da im 18. Jahrhundert und bis 1815 für England sozusagen der römische Janustempel fast nie Frieden anzeigte. So forderten z. B. die langen Blockaden (Nelson vor Toulon und Boulogne, Howe und Cornwallis vor Brest) das Äußerste an Dienstausbildung. Doch die damaligen englischen Seebären sprachen stets mit voller Hochachtung vor den tapfern französischen Gegnern und meinten nur, das Ausmerzen aller alten royalistischen Offiziere habe nautische Ungelenkigkeit herbeigeführt. Man sieht also, daß bis Ende 1805 von absoluter britischer Meerhegemonie nie die Rede sein konnte, daß aber andererseits auch hier nicht Zufallsglück, wie manche glauben, die Briten begünstigte, sondern daß sie ihre Erfolge auch zur See sich redlich sauer erwarben. Bedenkt man, daß mittendurch eine furchtbare Meuterei auf der Flotte ausbrach, hervorgerufen durch die unmenschliche Ausnutzung der zum Dienst meist gewaltsam gepreßten Matrosen, bewundert man um so mehr das unentwegte Beharren auf dem Weg zur vollkommenen See-Alleinherrschaft. Das Erbe Nelsons setzte

Collingwood fort, ein Nelsonschüler Codrington verrichtete bei Navarino Erkleckliches bei Vernichtung der neuen türkisch-ägyptischen Marine, ganz Hervorragendes leistete der mit Undank belohnte Lord Cochrane. Überall auch hier das Talent der Führung ausschlaggebend, denn im übrigen wagte sogar die kleine amerikanische Marine, die schon im Unabhängigkeitskrieg sich im Kaperkreuzen hervortat, sich mit der britischen zu messen, wie ein berühmtes Gefecht vor Boston bewies. Die britischen Schiffe waren oft alt und schlecht, und die Marineverwaltung verschleuderte korrupt die öffentlichen Gelder. Angesichts so unablässiger Siege bemächtigte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts wiederholt ein Schlendrian dieser hochmütigen Seemacht, die sich jede Reform vom Leibe hielt, mit ähnlicher Begründung wie jede Kritik ihres Söldnerheeres: dies habe ja doch „die ganze Welt immer geschlagen" und schlechte Schiffe hätten nie am Siegen gehindert. Dies blinde Vertrauen in die angebliche Überlegenheit des britischen Menschenmaterials über alle andern Nationen wäre eines Tages noch übel bestraft worden, wenn das Neuerstarken der französischen Marine unter Napoleon III., die in vielem den Fortschritt vertrat, zuerst Dampfkraft und solide Panzerung einführte, nicht durch 1870 politisch unterbunden worden wäre. Allein, auch seither beeiferte sich Frankreich, seine Seemacht zu erweitern[1]). Erst in neuester Zeit trat ein Stillstand ein und große Übelstände traten zutage. Bis dahin verfolgte die englische Politik Frankreich mit ge-

[1]) Unter Napoleon leistete Kondreadmiral Baste bei Wagram gute Dienste mit Kanonenboot-Flottille und fiel als Landtruppenführer bei Brienne. Marmonts vier Marineregimenter opferten sich heroisch bei Leipzig. Bezeichnenderweise schrieb ein französischer Fachmann, der bekannte Gravière, die beste Nelson-Biographie und die „Junge Schule" des Admirals Aube erfreute sich lange epochaler Bedeutung. Wie sehr die Marins sich 1870 zu Lande auszeichneten, wie Admiral Jaureguiberry und Jaurès als Truppenführer hervorragten, ist bekannt.

heimem Haß und verlegte seinen Flottenschwerpunkt ins Mittelmeer. Man gab jährlich riesige Summen für neuen Schiffsbau aus, doch wie früher erwies sich die britische Schiffsbaukunst als mangelhaft. Der Majestic-Typ, heut schon ganz veraltet, zeigte manchen Fehler; Unglücksfälle wie der Untergang des „Camperdown", die Verletzungen des „Majestic", wiesen auf Ungelenkigkeit der Schiffskolosse und mangelhaftes Manövrieren hin. Die folgende „Sovereign"-Klasse war besser, doch entsprach ebensowenig modernen Anforderungen, wie die „Kent"- und „Devonshire"-Klasse der Kreuzer. Dazu kamen schwere Sorgen für ausreichende Bemannung. Hätten in dieser Zwischenzeit die vereinten Marinen Europas die englische angegriffen, so wäre es ihr vielleicht schlecht ergangen. Doch wie im Burenkrieg verpaßte man auch diese letzte Frist, den Vorsprung der britischen Seeherrschaft einzuholen. Seit Beresfords Marinereform-Bill änderte sich alles und es ist traurig, daß im unwissenden Publikum die frühere berechtigte Kritik zum Maßstab der Beurteilung heutiger englischer Marine genommen wird. Oft genug hört man noch jetzt wiederholen, die britischen Schiffe seien nur quantitativ, nicht qualitativ imponierend, die Bemannung nicht ausreichend. Das sind lauter Irrtümer. Schon die Exmouth-Montague-Klasse (14 200 Tonnen) ist den besten außerenglischen Schlachtschiffen mindestens gewachsen, die acht Einheiten der Edward-Klasse (16 350 Tonnen) geben schon volles Übergewicht. Nun traten noch „Nelson", „Agamemnon" (16 800) neben dem „Dreadnought" (18 000) hinzu, die von einigen sogar über den Dread-Typ gestellt werden, und sechs andere Dreadnoughts sind in Arbeit, einer („Collingwood") schon gestartet. Den bedeutenden Panzerkreuzerklassen „Euryalus", „Black Prince", „Hampshire" (12—14 000 T.) folgten die Natalklasse und zuletzt der „Invincible"

(17 250 T.) nebst zwei ebenbürtigen Genossen, die sich jetzt anschließen. Obschon daher die Franzosen einige treffliche Panzerkreuzer neuesten Stils („Renan", „Quinet", „Michelet") und ein paar bessere moderne Panzer besitzen, würden sie erst nach Vollendung der Dantonklasse in sechs Jahren wieder kampffähig gegen England sein. Heut aber verdrängte sie schon die von Wilhelm II. geschaffene deutsche Marine (eine ganz erstaunliche Leistung) vom zweiten Seemachtrange nächst England, da Deutschland weit mehr moderne Schlachtkörper und eine fast doppelt überlegene Bestückung besitzt. Nur in Torpedosanzahl und vor allem in Unterseeboten behauptet Frankreich auch jetzt noch den Vorrang sogar vor England, obschon die neuesten deutschen Torpedoboote den besten Typ dieser Gattung vorstellen und auch unser Schwartzkopf-Torpedo den Whiteheads überlegen sein soll. Doch selbst bei diesen modernen Konstruktionen, lange vom hochmütigen Schlendrian vernachlässigt, schlug die englische Marine jetzt ein Geschwindtempo ein, hat schon drei Klassen A B C von Submarines, baute wahre Riesendestroyer („Swift", „Cossack") und Panzerscouts. Kurzum, in diesem Augenblick, ohne die Dreadnoughts zu rechnen, ist England an Schiffszahl und Bestückung den gesamten europäischen Marinen gleich, würde also im Ernstfall voraussichtlich durch seinen Vorteil einheitlicher Basis jeder Koalition überlegen sein. Erst Hinzutritt der erstaunlichen neuen Marine Amerikas — die alte, Spanien besiegende, heut völlig ausrangiert — könnte ein Übergewicht der Gegner herbeiführen. Denn die Panzer der „Connecticut"-, „Michigan"-, „Carolina"-Klasse, die Kreuzer der „Washington"-, „California"-, „Tennessee"-, „Albany"-, „Georgia"-Klasse stellen eine furchtbare modernste Gefechtskraft dar. Voraussichtlich würde diese aber durch die japanische Flotte abgezogen, und selbst wenn das Gegenteil einträte, wäre selbst eine Verbindung

der zwei nächststärksten Flotten, der amerikanischen und deutschen, der englischen Übermacht schwerlich gewachsen. Eine europäische Koalition gegen England ist aber heut in weitere Ferne denn je gerückt, und außer der französischen kommt höchstens noch die italienische Flotte in Betracht, die aber heut weit ins Hintertreffen geriet und nur in der „Roma“-Klasse wirklich moderne Schlachtschiffe erhalten wird. („Brin“, „Regina Elena“, der verbesserte „Vittorio Emanuele“ sind ganz gut, aber nicht auf Höhe englischer und deutscher Schlachtschiffe.) Es ist also die reinste Heuchelei, wenn in England stets vom „Zwei-Mächte-Verhältnis“, dem man gewachsen bleiben müsse, geredet wird und damit immer neue Verstärkungen rechtfertigt. Denn wie gesagt, selbst Deutschland und Amerika würden vereint kaum genügen, England zur See die Spitze zu bieten. Was England erstrebt, ist absolute erdrückende Hegemonie selbst einer Weltkoalition gegenüber. Dagegen dürfen wir nichts einwenden, mit Anklagen wird man den englischen Standpunkt nicht ändern, der eben Englands gutes Recht ist. Es bleibt also in *dieser* Hinsicht nutzlos für Deutschland, immer neue Panzer zu bauen, der Kraftunterschied wird stets der gleiche bleiben.

Die Phantasien einer armierten Luftschiffflottille, wodurch Zeppelins Deutschland sozusagen gebietender Weltadmiral würde, kann man doch vorerst nicht ernstnehmen. Vorausgesetzt, derlei wäre möglich, stände es doch noch in weitem Felde. Jedenfalls dürften sich vor 1920 die Kraftverhältnisse nicht wesentlich verschoben haben. Denn selbst, wenn Österreich drei Dreadnoughts baut und Deutschland in rasendem Geschwindtempo 1912 auf 13 stiege, würde doch stets die Masse der älteren englischen Schiffe nicht nur quantitativ riesig überwiegen; sondern 10 davon stehen an Gefechtswert dem neuesten Kolosstyp wenig nach, zumal man sich bezüglich angeblicher qualitativer Überlegenheit des Dreadnoughttyps

vielleicht Übertreibungen hingibt. Die künstliche Flottenpanik in England operiert eben mit der Vorstellung, als ob bloß die Dreadnoughts in Betracht kämen, eine durch nichts bewiesene Überschätzung. Selbst wenn also Amerika vier weitere Dreadnoughts (vorerst nur zwei bewilligt) hinzufügte, würde das Verhältnis sein: Verbündete 20 Dreadnoughts gegen 16, dagegen nur achtzehn Schlachtschiffe I. Klasse älteren Datums gegen 25 englische, höchstens 10 große Panzerkreuzer von 12—17000 Tonnen gegen 20 englische. Außerdem ist aber schwer glaublich, daß England nicht seine ganze Finanzkraft anspannen würde, um selbst die befürchtete Differenz in Dreadnoughts zu beseitigen; es braucht ja nur vier mehr zu bauen, um schon in nächsten vier Jahren wieder den Zweimächte-Standard zu erreichen. Vorerst ist 1909 alles nur Zukunftsmusik; denn England hat zwei Dreadnoughts fertig, vier andere so gut wie fertig, während anderswo diese Schiffe (nur Japan hat zwei davon schon im Dienst) noch im Bau begriffen Selbst die nächsten zwei Dreadnoughts werden bestimmt eher fertig, als die zwei ersten deutschen. Wozu also der ganze Lärm! Vielleicht nur Vorwand, um die deutschen Dreadnoughts vor dem Fertigwerden mit acht eigenen zu überfallen?!

Aus dem allen ergibt sich, daß England nicht nur zu Wasser, sondern auch verhältnismäßig zu Lande besser gerüstet und stärker als je. Defensiv hat es nichts zu fürchten, da die Küstenforts am Solent und Medwaykanal jedes Einlaufen fremder Flotten abhalten und die bisher unvollständigen schottischen Strandvesten am Clyde durch Verlegung der maritimen Hauptstation nach Rosyth geschützt sind. Daß man nur wenige Panzer der „Prince of Wales“ und „Formidable“-Klasse im Mittelmeer beließ und jetzt sogar die Kanalflotte ganz reduzierte, alle Kräfte in der Nordsee (Stationen Rosyth

und Nore) versammelte, außerdem nur noch eine „Atlantische Flotte" (früher bloßes Kreuzergeschwader) mit Basis Berehaven an der irischen Küste bildete, lehrt ja deutlich, daß England nur zwei mögliche Feinde ins Auge faßt: Deutschland und die Vereinigten Staaten. Allerdings nahm man dem heftigsten Imperialisten, Lord Beresford, das Kommando der Home-Fleet ab. Aber der neue Hauptadmiral May hat bei den letzten großen Manövern, was nur wenigen Fachkreisen bekannt sein dürfte, so viel Überblick, Schnelle, Geschicklichkeit bestätigt, daß Englands Feinde sich zu dieser Neuwahl schwerlich gratulieren können. Im Kriegsfall dürfte übrigens auch der beste General, Kitchener of Chartoum, den Befehl der Home-Army übernehmen. Seine plötzliche Abberufung und gegenwärtige Heimkehr gibt sehr zu denken. Daß er bisher in Indien kommandierte, zeugt für den Ernst der dortigen Lage, so wenig Verläßliches darüber im Ausland bekannt wird. Übrigens fanden sich bei Probemobilisierung im Nore die Flottenreserven rechtzeitig ein. Wohl fällt es schwer, eine so ungeheure Schiffszahl ganz kriegsmäßig zu bemannen, zumal selbst die Handelsflotte nur durch starke Beimischung von Lascaris (Farbigen) ausreichend bedient werden kann. Doch man sollte sich nicht den Kopf der Engländer zerbrechen und sich müßige Sepkulationen sparen, da im Kriegsfall, selbst wenn nicht für genügenden Mannschaftsersatz gesorgt wäre, ganze Massen seekundiger Freiwilliger aus allen Ständen sich zum Dienst anbieten würden. Für Deutschlands Gegenwart mag diese noch mehr ausgereifte Stärke Englands peinlich und unbequem sein. Ob es aber für die Zukunft uns Unerfreuliches bedeutet, läßt sich zwar nicht bestimmt voraussehen, doch werden wir später untersuchen, ob nicht die Möglichkeit vorliegt, Englands Größe ohne Neid und mit freundlichen Augen zu betrachten.

Deutschlands und Englands wirtschaftliche Lage. Die Kolonien.

Engländer: Wir sind nicht nur die reichste, sondern waren allezeit die wohlhabendste Nation. Die Deutschen, die man unsererseits als Musikanten, Kellner, Hausknechte und manchmal auch Soldaten gut bezahlte, litten stets an bettelhafter Armut. Erst in jüngster Zeit brachte unverschämter Aufschwung ihrer Industrie ihnen einen gewissen Wohlstand. Doch zeigt der klägliche Zustand ihrer Reichsfinanzen, daß es damit nicht weit her sein kann. Ihre Konkurrenz beruht auf der Losung „billig und schlecht". Doch gegen das „Made in Germany" werden Chamberlain und Balfour den Schutzzoll durchführen, solange man sich dagegen sperrte. Denn es ist patriotische Pflicht, die Deutschen vom Weltmarkt möglichst zu verdrängen. Die Yankees machen uns wenigstens im Seehandel keine schwere Konkurrenz, doch die stete Ausdehnung deutscher Dampferlinien fängt an, uns aufs äußerste zu genieren. Unser Nationalreichtum ist aber so unerschöpflich, daß wir auch einen Weltkrieg bezahlen können, um deutsche Konkurrenz loszuwerden, und es liegt außer Bereich der Möglichkeit, uns je unsere ökonomische Suprematie zu schmälern.

Deutscher: Leider waren wir nie wohlhabend, unser Boden taugt nichts im Vergleich zu andern Ländern. In den süddeutschen Renaissancestädten soll freilich viel Reichtum gesteckt haben, doch das sind vorübergehende Erscheinungen. Erst unsere Industrie hat in letzten 30 Jahren uns wirtschaftlich urplötzlich zu solcher Pro-

sperität gehoben, daß wir Frankreich schon weit überflügelten. In England, das sich hauptsächlich durch Ausraubung seiner Kolonien bereicherte, ist auch nicht alles Gold, was glänzt usw. Die Konjunktur unserer Industrie bleibt vorzüglich usw.

Die Wahrheit: I. Zu der deutschen Auffassung kann man nur seufzen: einst zu bescheiden, heut zu keck! Die Mär von der deutschen Armut im Mittelalter ist eitel Flunkerei. Da ein freier und rüstiger Bauernstand an vielen Stellen blühte, dessen Wohlhabenheit wohl am klarsten aus den literarischen Satiren jener Zeit erhellt, daß Bauernsöhne den Ritter spielen wollten, und da trotz alles Geredes der Schulhistorie weit weniger als in Frankreich, England, Italien Bürgerkriege und Fürstenfehden das Land verwüsteten, von fremden Invasionen ganz zu schweigen, so muß vor allem in Süddeutschland eine genügende Wohlhabenheit geherrscht haben. Wenn Chronisten klagen, durch die Beute der Italienzüge, besonders unter Heinrich VI., sei ungewohnter Luxus in die schlichte Einfachheit deutscher Gauen getragen worden, so folgert man ganz irrig daraus eine ärmliche Lage. Italien, noch immer Erbe antiker Herrlichkeit, war damals reicher im Verhältnis zum übrigen Europa, als es je das moderne England wurde. Wie ungemein aber fleißige Betriebsamkeit auch in ungesegneten deutschen Gauen Wohlstand hervorbrachte, zeigt der blühende Zustand Brandenburgs unter den Askaniern. Zur Zeit der Normannenkönige befand sich das britische Landvolk in unendlich schlechterer Lage, als in Deutschland. In Frankreich vollends wurde der gute Boden schlecht bewirtschaftet, das Volk starb Hungers, und ewige Feudalhändel hielten durch stete Brandschatzung jeden Nationalwohlstand nieder. Die französischen Städte wurden oft brutal ihrer Munizipalfreiheiten beraubt, ruhige bürgerliche Arbeit konnte bei unablässigen Un-

ruhen nicht gedeihen. Paris war ein häßliches Dreck-nest, London nicht minder. Die rheinischen und später die süddeutschen Städte sowohl als die nordische Hansa strotzten von Reichtum und Kraft. Köln, Mainz, Aachen, Regensburg, Wien, später Augsburg und Nürnberg, ebenso die Schweizer Reichsstädte Basel und Zürich, im Norden Bremen, Lübeck, Danzig, Magdeburg, Goslar, Hildesheim wetteiferten mit den italienischen Städten zwar nicht in feinerer Kultur, aber in Wohlhabenheit und Handelsbedeutung. Die Legende, der 30jährige Krieg habe dem allen ein Ende gemacht, widerlegt sich dadurch, daß nur wenige größere Städte den Feind in ihren Mauern sahen. Ging etwa Nürnberg zugrunde, weil Gustav Adolf und Wallenstein sich dort lange gegenüberlagen? Das Niederbrennen unzähliger Dörfer ließ sich doch verwinden, denn den Boden selbst kann man nicht unbrauchbar machen, und Ähnliches litten die Bauern in anderen Ländern auch durch ähnliche Ursachen. Man kann auch nicht die Handelsbedeutung einer Stadt vertilgen, selbst wenn man sie größtenteils in Asche legt: Magdeburgs Zerstörung hat weder die Magdeburger Böhrde noch die gute Lage der Elbestadt verändert, und so finden wir es bald wieder in florierendem Zustand. Leipzig, das wie Hamburg erst später zu seiner vollen Bedeutung kam, wurde im 30jährigen Kriege mehrmals gebrandschatzt, dann auch von Karl XII. und Friedrich d. Gr., aber es erstand immer wieder wie ein Phönix aus der Asche zu noch vermehrtem Flor. Selbst die Heimsuchung der Völkerschlacht verwand es bald, wie das von Natur arme und so oft geplünderte Sachsen überhaupt stets erneut seinen Wohlstand ausbaute. Denn nicht der Boden, sondern die Beschaffenheit seiner Bewohner macht das Nationalvermögen. Ungarn, eins der naturreichsten Länder der Welt als Kornkammer, blieb stets im Durchschnitt arm wegen der

Mißwirtschaft. Die sandige Mark Brandenburg hingegen hat nie unter den Hohenzollern wirkliche Armut gekannt, solange Frieden herrschte und nicht gräßliche Verwüstung oder unerschwingliche Kontributionen die Frucht des Fleißes verschlangen. Wäre der 7jährige Krieg in einigermaßen menschenwürdigen Formen geführt worden, hätte Deutschland ihn leicht überstanden. Doch Franzosen und Kroaten benahmen sich oft noch schlimmer als die Russen. Bombardement von Dresden, Einäscherung von Zwickau und Küstrin, barbarische Plünderung von Hameln und Landshut bezeichnen die Etappen dieses Kalvarienwegs. Übrigens sei hier zur Ehre der stammverwandten Germanenvölker eingeschaltet: die preußische Strammheit führte wohl zur Strenge, doch nie zu Ausschreitungen, die englische Rauheit hat sich im 18. Jahrhundert nirgends zu Gemeinheit der Soldateska verleiten lassen, wie besonders die französische in Holland und in der Pfalz sich ein ewiges Brandmal aufdrückte. Nun hatte zwar Deutschland neuerdings durch Ludwig XIV. schwer gelitten, gleichfalls aber die Niederlande erst durch Spanier, dann durch Franzosen: Unterband dies Hollands Wohlstand? Ebensowenig wie früher den Italiens trotz unablässiger Leiden durch fremde Eroberer, solange eben Italien seine Arbeitskraft behielt. Denn hatte etwa der Boden Holland und Italien reich gemacht? Wahrhaftig nicht, sondern der Bürgerfleiß. Die Kargheit des deutschen Bodens wird aber lächerlich übertrieben; mancher Ausländer, der davon hörte, kam aus dem Staunen nicht heraus, wenn er die fetten Fluren Westnord- und Westsüddeutschlands sah und selbst in Ostelbien vorzüglich bebaute Gegenden traf. Den sichersten Beweis für Deutschlands solide Wohlhabenheit bieten aber folgende Tatsachen. Ohne eine solche hätte Preußen den 7jährigen Krieg überhaupt nicht durchführen können. Wenn man vor Jena über

preußische Armut spottete, so belegt dies höchstens die fette Behaglichkeit im übrigen Deutschland, wo man nicht solche Opfer für Aufrechthalten übermäßiger Militärmacht zu bringen hatte. In einem wirklich armen Lande wäre ein Lasterleben wie im damaligen Berlin gar nicht möglich gewesen. Als die Republikaner und später Napoleon Deutschland überzogen, fanden sie am Rhein, in Süddeutschland, in Westfalen und Hannover durchaus wohlhabende Provinzen. Besonders von Moreau wurde der deutsche behäbige Wohlstand ausgebeutet, um die Bettelarmut der französischen Republik zu bereichern, und Napoleon blieb ängstlich darauf bedacht, seine Truppen auf Kosten Deutschlands zu ernähren. Und wie verwand im Gegensatz dazu Frankreich seine Kriegskosten, obschon es nie den Feind im Lande hatte? Es wurde durch Ludwig XIV. und XV. (nicht der Luxus beider, sondern ihre Kriege verursachten den Bankerott) einfach ruiniert. Denn es ist vor Napoleon nie ein wohlhabendes oder gar reiches Land gewesen. Alles nur äußerer Schein. Der Prunk des Hofes, des hohen Adels — der niedere war bettelarm —, der Klerisei und eines kleinen Kreises hoher Bourgeoisie (Generalpächter, Lyoner Seidenfabrikanten) speiste sich von chronischer Hungersnot des Volkes. Wir besitzen ein treffliches englisches Buch von Young über Frankreich vor der Revolution, wo wir das richtige Bild eines gänzlich bankerotten Nationalhaushalts gewinnen. Das bißchen Bürgerkrieg im Süden unterm Terreur, die schwachen Aufgebote gegen die elend zögernden kleinen Heere des Auslands, die erst 1796 österreichischerseits eine entsprechende Stärke erreichten, könnten unmöglich den totalen Staatsbankerott der Assignatenwirtschaft erklären, wenn in Frankreich eine auch nur einigermaßen gesunde Wirtschaftslage bestanden hätte. Wir sagen daher frei heraus: alle Legenden von der deutschen Armut

sind erfunden, weit eher passen sie für Frankreich. Was half denn sein guter Boden, wenn man während der Revolution sogar in Paris oft Hungers starb, wie vordem im Ancien Regime überall beim Landvolk? Nur Napoleon, dem großen Zauberer, verdankt Frankreich seine plötzliche Bereicherung. Seine Katasterordnung schuf den riesigen Bauernstand kleiner Grundbesitzer, das unerschütterliche Fundament des französischen Nationalwohlstands. Seine weise Finanzpolitik und staatliche Fürsorge für alle Gewerbe erweiterte die französische Industrie unendlich, die sich vorher auf wenige Zweige beschränkte. Sparsame genaue Verwendung der Kriegsentschädigungen und Kontributionen des Auslands ermöglichte fortwährende Unterstützung der Privatunternehmung durch Staatssubvention. So wurde der eigentliche wahre Nationalreichtum Frankreichs, nämlich Fleiß und Intelligenz seiner Einwohner, ans Licht gehoben und von da ab beginnt freilich ein stets wachsendes Gedeihen. Guizots „Bereichert euch!" setzte man unter Louis Napoleon noch weiter in die Tat um. Wo sind heut die Wüsteneien der Dauphiné und des Landstrichs des Landes bei Bordeaux, derengleichen man in Deutschland vergebens gesucht haben würde? Verschwunden, alles kultiviert. Nun besitzt zwar Zentralfrankreich nebst Picardie und Flandern beträchtlichen Bodenreichtum, obschon gewiß nicht mit Südrußland und Ungarn zu vergleichen. Aber Bretagne und Normandie wird wohl niemand für besonders gesegnet halten, die kalkige Champagne wäre ohne Champagnerfabrikation ein hoffnungslos armes Land, die Bourgogne ohne den Weinbau desgleichen und der Süden, mit Ausnahme von Lyon und der Province, sowie von Marseille, das als Hafen seinen Wohlstand gewinnt, hängt auch nur vom Weinbau ab. Dort hat die Philoxera fünf Milliarden Schaden gebracht, und die neuesten Aufruhrklagen der Wein-

bauer, sie gingen alle zugrunde, zeigen, wie unzuverlässig dies Erwerbsmittel. Die Deutschen sollten also ablassen, ewig Frankreichs besseren Boden zu beneiden und den eigenen unzufrieden zu verleumden, zumal der größere Holzreichtum Deutschlands doch auch einen Nationalschatz ergibt. Wie kann in einem Lande, das soviel Wild, Fische, jede Art von Gemüse und Früchten in Fülle produziert, dessen Rindvieh wegen seiner Güte nach England exportiert wird, von Kargheit der Natur die Rede sein! Selbst im Weinbau nimmt der Rhein und der Süden einen bedeutenden Rang ein, und die Bierproduktion, als umfangreichste der Welt, wäre doch ohne reichlichen Anbau von Hopfen und Malz undenkbar. Die einzige Epoche wirklicher Armut in Deutschland (wie reich die Hansestädte und Danzig, zeigt ihr Überstehen der furchtbaren Okkupations- und Belagerungsleiden) begann erst nach den Befreiungskriegen. Nicht wegen der allgemeinen Geldschröpfung oder einzelnen Verwüstungen, sondern wegen der Apathie und Lethargie der erneut um alle politischen Hoffnungen betrogenen Nation, die sich lange nicht zu frischem Wirtschaftsleben aufraffen konnte. Dazu kamen die schlechten Verkehrsmittel, da hier kein Napoleon für gute Chausseen und Kanäle gesorgt hatte. Erst damals sang man mit Recht das Lied von der deutschen Armut, und diese Vorstellung, verschlimmert durch den Gegensatz des plötzlichen französischen Reichtums, hat sich hartnäckig erhalten. Doch ohne daß das Ausland es merkte, bereitete sich schon vor Mitte des 19. Jahrhunderts eine Besserung vor. Eine der ersten Eisenbahnen wurde in Deutschland eröffnet, seither breitete das Bahnnetz sich unaufhaltsam aus, Preußen legte besonderen Wert darauf, und so übertrifft heut der deutsche Bahnbetrieb ungemein den französischen, kommt selbst prozentual dem des kleinen England gleich. Die plötzliche Bedeutung der Kohle schuf wahrlich nicht

nur in England neue Bedingungen des Nationalreichtums, sondern auch in Deutschland, dessen Kohlenlager auf dem Kontinent bei weitem überwiegen. Der riesige Aufschwung der Industrie kam auch nicht so plötzlich, wie das Ausland und viele Deutsche meinen. So hatte z. B. lange vor 1870 die Eisenindustrie à la Krupp und Borsig schon große Bedeutung, Solingen konkurrierte schon damals mit Sheffield in Klingenfabrikation. Die verrückte, allen Ernstes im Ausland geglaubte Phrase, als ob die fünf Milliarden Kriegsentschädigung das Geld nach Deutschland gebracht hätten, bedarf keines Kommentars, da sie doch nur vom Staate zur Aufrechthaltung seiner äußeren Machtstellung benutzt wurden. Wenn eine große, von Natur fleißige, intelligente und energische Nation, deren Initiativlust bisher nur durch politische Ohnmacht gelähmt, plötzlich unter begeisterter Aufstachelung durch ungewöhnliche Erfolge sich vorsetzt, nun auch den kommerziellen Wettkampf zu beginnen, und hierbei durch eine anerzogene Gründlichkeit und Organisationsbegabung begünstigt wird, so kann man sich über das glänzende Ergebnis nicht wundern. Nicht die Ausdehnung der deutschen Industrie als erste auf dem Kontinent ist hier das Wunderbare, sondern die beispiellose Erweiterung des Seehandels und Schiffsbaues. Die Hamburger und Bremer Dampferlinien, unablässig ihre Kurven über alle Weltteile spannend, machen auf einmal begreiflich, warum die Hansa mit einer verhältnismäßig schmalen Küste, nicht entfernt der französischen oder gar englischen vergleichbar, so lange das Meer beherrschte. Dann wieder sind es nicht die äußeren Naturbedingungen, sondern die Natur der Bevölkerung, das Menschenmaterial, worauf Erfolg und Wohlstand beruhen. Nichts erbittert die Briten so, als diese Erscheinung, da ihre Unwissenheit eben das historische Bindeglied der Hansavergangenheit nicht ahnt, nicht weiß,

daß das stolze Hamburg auch in Deutschlands traurigsten Zeiten diese Traditionen hochhielt. Und wohl mag dies den Briten, der sich für den einzigen geborenen Seefahrer hielt, aufs äußerste betroffen machen, wie denn überhaupt die tiefe Unwissenheit des Auslands über Deutschlands frühere europäische Rolle die erschreckte Bewunderung so unbegreiflich „plötzlicher" Größe noch vermehren muß. Ein Engländer hat am Beispiel der Kap Horn-Umsegelung nachgewiesen, daß nicht nur die deutschen Dampfer, denen mancher, ob mit Recht oder Unrecht, auf Amerika- und Ostasienfahrten den Vorzug gibt[1], sondern erst recht die Segelschiffe sich den englischen überlegen zeigen. Die Nautik sowohl als die Charakterbravour deutscher Seeleute lasse die englischen weit hinter sich.

An dem heutigen soliden Nationalreichtum Deutschlands ist daher nicht zu zweifeln und die schlechten Reichsfinanzen infolge außerordentlicher Militär-, Marine-, Kolonialausgaben können nur ganz Unkundige täuschen, da sie im Gegenteil ein indirektes Zeugnis des Gegenteils sind, als was unsere Feinde daraus schließen. Das deutsche Steuersystem war bisher ohne jede Frage das mildeste in Europa. Wenn man also die ungewöhnlichsten Ausgaben für Großmachtzwecke sich leisten konnte und doch eine nur mäßige Anspannung der Steuerkraft dafür genügte, so gibt dies einen Begriff davon, was im Notfall mit Aufbietung aller Kräfte zu erwarten wäre. Was an den selbstsüchtig übertriebenen Agrarierklagen wahr, teilt die Landwirtschaft mit allen andern Ländern

---

[1]) Erstens esse man auf den englischen schlechter, zweitens seien sie unreinlicher, drittens hätten sie mehr Unglücksfälle, viertens genießen auf P. u. O. L. ihre Mannschaften einen so fragwürdigen Ruf, daß die Engländer ihre Frauen und Bräute nach Indien mit „Prinz Heinrich", „Zieten" kommen lassen, sogar Regierungsbeamte sich dies ausbedingen. Übrigens ists englische Noblesse, daß die Regierung darauf eingeht.

und bei solcher rapiden Volksvermehrung muß man sich eher wundern, daß das angeblich von der Natur stiefmütterlich bedachte Deutschland doch einen recht großen Teil seiner Ernährung — und der Deutsche verlangt eben mehr davon, als Franzosen und Italiener — aus eigenen Produkten bestreitet und dabei noch exportiert. Der Übergang zum reinen Industriestaat nach englischem Muster vollzog sich bei uns noch nicht, mit wirklicher Übervölkerung wird es wohl noch lange seine gute Weile haben. Da die Konjunktur unserer Industrie bezüglich der bevorstehenden Umwandlung der Bahnen in elektrischen Betrieb eine sehr günstige ist, darf man daher vertrauensvoll in die Zukunft sehen. Ganz irrig ist aber die Auffassung, als ob Deutschland, weil seine Industrie heut auf dem Kontinent dominiert, einen wirtschaftlichen Glanz ausstrahle wie nie zuvor. Trotz der italienischen und niederländischen Konkurrenz haben die Deutschen bis zum 30jährigen Krieg eine Lebenshaltung gekannt, von der wir uns relativ nichts träumen lassen. Die damalige Blüte des Kunsthandwerks und der Künste wäre ohne soliden Reichtum nicht möglich gewesen, ebensowenig wie in Italien, und hierzu fehlt es heut keineswegs nur an gutem Willen, sondern auch an den Mitteln, die beiden großen Kunstmärkte Berlin und München ausgenommen. Andererseits sollte man sich nicht durch allerlei statistische Zahlen verführen lassen, an Niedergang des französischen Wohlstands zu glauben. Gewiß überwiegt der deutsche Export sehr bedeutend den französischen, aber der Import auch, das gleicht sich aus und hängt beides wesentlich mit der viel größeren Bevölkerungsziffer zusammen. Die Tatsache, daß der französische Rentner 14 Milliarden in russischen und vielleicht ebensoviel in Balkanwerten unterbrachte, genügt wohl, um die Mär von Frankreichs Verarmung zu entkräften. Auch daß die enorme Nationalschuld des Staates

(doppelt so groß als die deutsche) und das hohe jährliche Budget hauptsächlich durch indirekte Steuern gedeckt wurden, zeigt deutlich, was die französische Volksmasse finanziell aushalten kann. Wären die Deutschen so spar- und genügsam, hätten sie das wertvollste Erbe der Revolution, die Aufteilung des Bodens unter Millionen kleiner Besitzer, so würden sie heut freilich die durchaus reichste Nation des Kontinents sein. So aber fehlt noch viel daran und Frankreich mit seiner geringen Bevölkerungsziffer wird relativ stets behaglicher leben. Was vollends ein Gleichkommen mit England betrifft, so schließt sich dies ein für allemal aus.

II. Ob England sich bis zum 16. Jahrhundert einer gewissen Wohlhabenheit erfreute, läßt sich schwer ermitteln. Den üppigen Verbrauch von Lebensmitteln, der schon unter den Angelsachsen üblich war, nicht zu vergessen allgemeine Neigung zur Trunksucht, darf man nicht als Maßstab nehmen. Denn für so geringe Bevölkerungszahl genügte der Boden. Dieser kann aber nur in Südengland ergiebig genannt werden, im Norden überwiegt rauhes, steiniges Moorland, Wales ist ganz gebirgig, und die fast krankhafte Manie der Normannen für ihr Jagdrecht ließ so viel Wald, Heide, Hecken bestehen, daß jede gründliche Bodenausnutzung wegfiel. Dazu kam die Landverwüstung durch Dänen und Schotten, letztere unablässig am Grenzland fortdauernd, und durch jahrhundertlangen Bürgerkrieg. Im allgemeinen muß man sich England als ein Weideland mit zahlreichen Viehherden vorstellen ohne ergiebigen Ackerbau. Die Einfälle in Frankreich, das Verdingen britischer Soldtruppen bei manchen kontinentalen Abenteuern, entsprangen daher ähnlichen Ursachen, wie etwa das Reislaufen der Schweizer, nämlich der heimischen Armut, die anderswo Sold und Beute suchte. Bei den Schotten und Iren trat dies ungeschminkt hervor, die schottische Leibgarde

der französischen Könige endete erst, als die Schweizer Garden an ihre Stelle traten, nach Vereinung Schottlands mit England. In Irland herrschten durchaus barbarische Zustände, obschon hier der Boden teilweise zu erfolgreicher Kultur einlud. Später verhinderte die Mißwirtschaft der englischen Großgrundbesitzer, die keine Ausrodung der Jagdwälder und Trockenlegung der Sümpfe zuließ, dort jede Besserung. So sind denn Schottland, wo nur das schmale Niederland zwischen Edinburgh und Glasgow einige Ertragsfähigkeit besitzt, und vollends Irland bis heut so arm geblieben, daß Schotten und Iren stets ein Hauptkontingent der Auswanderung nach den Kolonien und Nordamerika stellten. Wir möchten behaupten, daß diese Hauptteile von Großbritannien zu den ärmsten Ländern der Welt noch heute zählen. Nur die niedrige Bevölkerungsziffer schützte früher dort vor Hungersnot. Wahrscheinlich entstand die satte Behaglichkeit John Bulls, er sei stets ein wohlhabender Herr gewesen, bloß durch Vergleich mit jenen jammervollen Zuständen. Denn es liegt auf der Hand, daß auch das eigentliche England in agrikulturellen Zeitaltern nie Wohlstand erreichen konnte, gemessen an südländischen und deutschen Verhältnissen. Es klingt daher mindestens anachronistisch, obschon bezeichnend für englischen Hochmut, daß Shakespeares Richard III. die französischen Hilfstruppen seines Gegners „hungrige Bettler" schimpft, die sich längst selber aufgehängt hätten, „arme Ratten", hofften sie nicht im fetten England Futter zu finden. So sehr hat aber die spätere Entwicklung auf historisches Schauen abgefärbt, daß ein französischer Historiker die englischen Ritter und Yeomen bei ihren Raubzügen nach Frankreich als bewaffnete Commis Voyageurs der Londoner Kaufleute auffaßt. Dieser geistreiche Einfall verschiebt anachronistisch den Untergrund, überträgt viel spätere Zwecke der Seemachts-

politik auf Zeitalter, wo eine maßgebende englische Kaufmannswelt überhaupt noch nicht existierte. Allerdings entwickelte sich in London eine bedeutende Wollefabrikation, und diese englischen Wollhändler unterhielten einen guten Export durch Vermittelung der deutschen Hansa, in Konkurrenz mit den Niederländern. Aber daß die Hansa bis unter Elisabeth eine eigene Niederlassung in London hatte, d. h. dort den Großhandel regierte wie in Skandinavien aus ihrer Kolonie Bergen, belehrt über die abhängige Lage des englischen Handels. Auch sollten die Briten nicht stolz der frühen Größe und Einwohnerzahl Londons gedenken. Dies beweist nur, daß sich sonst nirgendwo ein Flecken fand, von wo man mit Europa in nahe Verbindung treten konnte. Erst sehr spät haben Liverpool und Manchester sich entwickeln können. Neben den deutschen und flandrischen Städten (von allen heutigen Industrieländern hat Belgien die älteste ununterbrochene Tradition) nahm sich das eine London auch recht ärmlich und barbarisch aus. Erst unter Elisabeth pflasterte man dort die Hauptgassen, sonst watete man täglich durch Pfützen. Doch scheint wirklich, daß die Ausrottung des normännischen Feudalismus in den York-Lancaster-Fehden den Bürgern und sogar den lange in Hörigkeit schmachtenden Bauern, die mit Ausnahme der Freisassen ein äußerst gedrücktes Dasein führten, zugute kam. Denn unter den Tudors beginnt tatsächlich ein merkwürdiger und vorerst durch historische Forschung noch ungeklärter Aufschwung. Die Bodenkultur scheint plötzlich zugenommen zu haben, das Land blühte auf, unter Elisabeth bildete sich schon ein Stand von Großkaufleuten; überseeische Handelskompagnien, Handelsverträge sogar mit Rußland, zeigten die plötzliche kommerzielle Ausdehnung. Es erwies sich sofort entscheidend, daß fortan England sich auf seine Meerlage besann, auf eigenen Schiffen seine Produkte

exportierte. Wenn ein britischer Reisender im 15. Jahrhundert in Berichten naiv über den unerhörten Glanz der deutschen und flandrischen Städte staunte und nur die reichlichere Fleischnahrung daheim hervorhob, so konnte man schon im 16. auf die prachtvollen Adelsschlösser im Tudorstil verweisen, auf Kardinal Wolseys und Leicesters pompöse Feste in Hamptoncourt und Kenilworth. Der Reichtum des Adels steht außer Frage, das lustige Landleben in „Merry Old England“ zeugt von zufriedener Wohlhabenheit der Bauern und Ackerbürger, in London ging es hoch her. Das Verkehrs- und Erwerbsleben der Themsemetropole macht von da an einen blendenden Eindruck, politische Ohnmacht unter den Stuarts hielt die Ansammlung von Reichtümern nicht auf, das schwungvolle Vorwärts und Hinauf der Wirtschaftsbewegung stockte fürder keinen Augenblick. Hier kann man recht erkennen, was Seehandel großen Stils für die Wohlfahrt einer Nation bedeutet. Kolonien und Seehandel hatten das arme obskure Spanien zu weltgebietender Macht erhoben, mit Verfall beider sank Spanien von Stufe zu Stufe in frühere Unbedeutendheit zurück. Brügge, Mecheln, Gent, Lüttich hatten bisher die holländischen Städte weit übertroffen, jetzt aber übernahmen letztere die Führung und erreichten unglaublichen Vorrang bloß wegen maritimer Ausbildung. Nur das jüngere Antwerpen bekam, weil Hafenort, dauernde Bedeutung, während alle andern belgischen Städte, solange im Mittelalter erstrangig, ganz ins Hintertreffen gerieten. Die junge Größe Hollands, das Kolonien in allen Weltteilen erwarb und dessen Neu-Amsterdam für immer in Newyork fortlebt, überstrahlte noch lange alle englischen Fortschritte, mit ihm konnte sich das stolze neue Großbritannien weder kommerziell noch finanziell messen, Amsterdam stand in europäischer Geltung viel höher als London. Wenn Lissabon und Cadix allmählich

als früherer Sitz des Kolonialverkehrs neben London in Vergessenheit fielen, so bleibt doch bestehen, daß England das kleine Holland als mächtigeren Rivalen fürchtete. Erst im 18. Jahrhundert gründete sich Englands Handelssuprematie, wahrlich nicht zufällig, sondern mit ähnlicher Anstrengung, wie der deutsche Wirtschaftsaufschwung am Ende des 19. In beiden Fällen gab politischer Erfolg den Anstoß. Früher verdiente niemand weniger den Titel einer „Krämernation", als die Engländer, im wesentlichen ein zurückgebliebenes Krieger- und Bauernvolk. Dieser im Blut vererbte Primitivinstinkt macht auch begreiflicher, daß man an der Einbildung einer militärischen Stärke festhält, abgesehen von der politischen Schläue, exotischen Zonen diese Suggestion aufzuzwingen. Die amerikanischen Milizen glaubten allen Ernstes „die besten Truppen der Welt" geschlagen zu haben; die Afrikaner wissen es nicht anders, als daß vor Tommy Atkins die Erde zittert, die Buren inbegriffen; Beherrschung Indiens beruht auf dem Wahn der Eingeborenen, die Engländer seien die unüberwindlichste Kriegernation, etwa wie alte Römer. Jedenfalls begannen aber seit Marlborough Heer und Flotte offensichtlich die merkantilen Geschäfte zu besorgen. Es war kein Zufall, daß die „Börse" im modernen Sinne in Marlboroughs Heerlager geboren wurde, daß er Aktien- und Getreidehausse durch seinen Leibbankier Medina leitete. Alle Seekriege bezweckten, die Konkurrenz fremden Seehandels gewaltsam zu unterbinden, mit den feindlichen Marinen gleichzeitig ihre Kauffahrteiflotten aus dem Felde zu schlagen. Die Manufakturen erreichten einen solchen Umfang, abgesehen von ihrer steten Vervollkommnung, daß die weitesten Absatzgebiete für die Waren erschlossen werden mußten. Nicht umsonst brach die amerikanische Rebellion wegen einer rein merkan-

tilen Frage, der Teesteuer, aus.[1]) Auf allen Märkten des Kontinents drängte die englische Industrie sich übermächtig ein. Zugleich behauptete England ein wahres Monopol auf Kolonialwaren, dessen egoistische Ausbeutung durch nichts drastischer erläutert wird, als die Veto-Bill über Chininexport nach dem napoleonischen Frankreich, als dort Fieberkrankheiten herrschten: ein herrliches Pröbchen der christlichen Humanität, deren man sich mit frommer Gebärde rühmte. Das wertvollste Objekt für sowohl christliche als zivilisatorische Beglückung gab Indien ab, das so bezeichnenderweise von der Ostindischen Kompagnie, einem Trust von Plutokraten unter Protektorat der Krone, regiert wurde. Daß die Kolonien einfach geplündert wurden, wie einst die spanischen, ist freilich sehr irrig. Was Clive und Hastings privatim dort zusammenscharrten, lieferte gewiß nicht das Fundament der Indischen Schätze, die nach London strömten. Die britischen Nabobs verschmähten direkten Raub, sondern sie bestahlen Indien nur um dessen eigene Industrieentwickelung, indem sie das ungeheure Revier zwangs-

[1]) Beiläufig war die Teesteuer insofern gar nicht ungerecht, weil sie ja auch in England eingeführt wurde. Die Yankees wollten aber am liebsten überhaupt keine Steuern zahlen, sondern umgekehrt, nur immer vom Mutterland profitieren und Zuschüsse erhalten. Hier sieht man, wie zweifelhaft die sogenannte materialistische Geschichtsmethode, die alles nur wirtschaftlich erklärt und aus Unkenntnis auch die amerikanische „Befreiung" so rubriziert. In Wahrheit zwang nichts Wirtschaftliches die Yankees, denen es sehr gut ging. Ihr Egoismus, der gar keine Lasten tragen wollte, hätte sie doch nicht bewogen, auf Leben und Tod wegen einer nur angeblich ungerechten Steuer mit England zu ringen, von dessen Macht sie natürlich eine übertriebene Vorstellung hatten. Nein, lediglich die Deszendenz von den puritanischen Pilgervätern, das ererbte Rebellenblut, hat im gegebenen Augenblick sich überwältigend geltend gemacht, wie denn bezeichnenderweise das ur-puritanische Boston zuerst die Fahne der Empörung erhob und umgekehrt die Kavaliersabkömmlinge in Virginia anfangs durchaus dem Freiheitskampf widerstrebten.

weise nur mit britischen Manufakturen füllten. Später führte man nebst entsprechenden Bibeln und Missionaren auch Opium in China ein, um auf diese wohlwollende Art das himmlische Reich den britischen Waren zu erschließen. Es blieb ein unüberwindbarer Schmerz, daß man nicht den Kaffee- und den ganzen Reishandel annektieren konnte, weil man das den Holländern entrissene Java 1815 zurückgeben mußte, um das legitimistische Prinzip den Oraniern gegenüber zu wahren.

Nicht durch wirkliche Ausplünderung der Kolonien, wie Unkundige meinen, sondern ausschließlich durch immer gesteigertes Handelsmonopol hat England seinen ungeheuren Wohlstand erreicht. Das Freihandelprinzip im Namen liberaler Ideen diente lediglich dazu, dies Monopol zu maskieren. Denn da alle übrigen Völker nicht im entferntesten mit der Masse und Güte britischer Manufakturen wetteifern konnten, diente der sogenannte Freihandel nur dazu, den englischen Riesenexport mit ziemlich winzigem Kontinentalimport zu vergüten, der sich wesentlich auf Weine, Uhren, Lyoner Seide, Pariser Modeartikel und Kunstsachen beschränkte. Erstere beiden Gegenstände hatte man später noch die Dreistigkeit, mit Zöllen zu belegen, ebenso den Tabak, während Europa sich nicht unterstehen durfte, mit Schutzzöllen zu antworten oder Meistbegünstigungsklauseln zu verweigern, falls man nicht Küstenblockade oder sonstige Seerepressalien auf dem Halse haben wollte. Wie sollte man auch dem gütigen liberalen Freihandel des freien Albion mit unanständigen reaktionären Zöllen das Geschäft verderben, da die heimische zurückgebliebene Industrie den eigenen Volksbedarf nicht decken konnte! So überschwemmte also das kleine Inselreich die ganze Welt mit seinen vorzüglichen Waren, und Napoleons Kontinentalsperre richtete in Norddeutschland und Westfrankreich großen Schaden an, erwies sich für Rußland und Skan-

dinavien unerträglich, weil diese Agrikulturländer, deren Industrie noch in den Kinderschuhen steckte, ohne englische Artikel nicht bestehen konnten. Nichtsdestoweniger verdanken Frankreich und Deutschland es dieser Maßregel, daß sie aus Notzwang neue Industrien schufen, wie z. B. die Rüben-Zuckerkultur. Napoleon gedachte mit Stolz auf St. Helena seiner so vielverlästerten Tat: hätte er die Sperre noch zehn Jahre aufrecht erhalten können, so würde er Europa industriell mündig gemacht und für immer der britischen Bevormundung entzogen haben. Unter idealen Phrasen versteckt, beruhte daher Englands Entschluß, nicht zu rasten, bis die geniale Schwindelkonkurrenz vom Welthandelshaus an der Themse niedergerungen, hauptsächlich auf kommerziellen Gründen. Immer aufs neue warf man Subsidien aus, um durch Kontinentalkriege die Sperre zeitweilig zu unterbrechen, so wie man früher Friedrich d. Gr. schäbig genug „besoldete", um die Kastanien aus dem Feuer zu holen und Frankreich auf dem Lande abzuziehen, damit England unterweilen sich zu Wasser durch Kolonienraub schadlos halten könne. Auch die rührende Beschützung des scheusäligen bourbonischen Königspaares in Sizilien und der elenden Bourbons und Braganzas in Spanien und Portugal verfolgte hartnäckig den Zweck, wenigstens dort einen Zugang für Warenabsatz zu behalten. Man scheute keine Kosten, um diese große Merkantilfrage des Konkurrenzkampfes durchzudrücken, man steckte Unsummen in dies Weltgeschäft für Sein oder Nichtsein der Handelssuprematie, man steigerte die Nationalschuld zu schwindelnder Höhe, man hielt eisern jede Unzufriedenheit des eigenen Volkes nieder. Denn daß Napoleon trotz alledem das einzig richtige Mittel ergriff, um die unverwundbare Inselhydra an ihrem wunden Punkt zu treffen, zeigte die schwere Teuerung im Lande, an Hungersnot grenzend. Infolge des völligen

Aufgehens in industrieller Arbeit vollzog sich nämlich schon der innere Prozeß, der sich im 19. Jahrhundert ganz vollendete: fast gänzliches Versiegen der Agrikultur, Absterben des Bauernstandes zugunsten der Industriestädte, deren Bevölkerung ungeheuer anschwoll und alle Kräfte des Landvolks an sich zog, das alte kerngesunde England verschluckend. In diesen großen Maschinenarbeiterbezirken, wie sie im 19. Jahrhundert schon eine erschreckende Überbevölkerung erzielten, fühlte man jetzt deutlicher als je eine bittere Wahrheit: daß die kleine Insel, von Schottlands und Irlands Armut außerdem noch belastet, unmöglich eine zahlreiche Bevölkerung aus sich selbst ernähren könne und daß sie daher auf Import von Nahrungsmitteln angewiesen sei. Hierdurch trat immer klarer zutage, daß England, losgelöst von seiner Handelsgröße, ein sehr armes Land wäre. Das Staunen deutscher Anglomanen, wie Archenholz, später Raumer und Pückler-Muskau, über den Luxus in London und auf den Landschlössern sah sich natürlich nicht gründlich um. Das Räuberunwesen wucherte fort, wie in Frankreich nur unter dem Direktorium, und wodurch ermöglicht? Durch endlose, unbebaute, öde Heidestrecken, die sogar unmittelbar bis ins Londoner Weichbild reichten: Über die Schwarze Heide (Blackheath) konnte man nur mit Eskorte fahren. Das bißchen Ackerbau wurde durch die infamsten Kornzölle agrarischer Junker erst recht ruiniert. In den Industriebezirken des Nordens gab es nichts als Aufruhr und Elend, sogar im Süden hungerten die Weber von Lancashire, für die der junge Lord Byron seine Jungfernrede im Parlament hielt.

Für England war damals die völlige Seebeherrschung eine Lebensfrage im wörtlichsten Sinne. Solange noch fremde Flotten die britischen Kauffahrer bedrohen konnten, ließ sich zeitweilige teilweise Blockade der Inseln nicht vermeiden, d. h. ein Abschneiden der Zufuhr aus Indien

und Amerika, ohne die das England der Kontinentalsperre einfach verhungern mußte. Die bei Trafalgar vernichtete Flotte hatte vorher bis Westindien gekreuzt und hiermit den atlantischen Zufuhrweg bedroht bis zur afrikanischen Westküste, von wo die indischen Kauffahrteischiffe auf so weitem Umweg herankamen. So erlöste erst Nelsons Sieg die Briten für immer vom Alb einer Aushungerungsgefahr. Trotz des ungeheuren Vermögens und Kredits, die England sich erwarb, konnte man die nationalökonomische Lage nach 1815, wo die bloße Drohung einer neuen Napoleonskonkurrenz einen schrecklichen Finanzkrach an der Londoner Börse verursachte, aus deren Trümmern das zuerst über den Waterloosieg unterrichtete Haus Rothschild sich gebietend neben Baring Brothers erhob, nicht gesund nennen. Die Nationalschuld fraß unendliche Zinsen, und alle Spitzfindigkeit britischer Nationalökonomen, die wahnsinnigen Betriebsspesen des politischen Antinapoleongeschäfts in ein Bar-Haben umzulügen, täuschte nicht über die Unterbilanz, mit der man gearbeitet hatte. Die Arbeiterschaft nebst den entsetzlich verarmten Pächtern und Tagelöhnern machte ihrer Verzweiflung in den Chartistenunruhen Luft. Doch im Vertrauen auf seine unerschöpflichen Hilfsmittel des Seekolonialhandels bezwang England allmählich die Industriekrise, um so leichter, als von amerikanischer Konkurrenz noch nichts zu fürchten war und die kontinentale in ihren kümmerlichen Verhältnissen sich noch schwerer erholen konnte, mit Ausnahme der von Napoleon geschaffenen französischen. Die ganze unvergleichliche Größe dieses „Tyrannen", dem auch französische Historiker oft genug mit Undank lohnten, springt ins Auge durch den Vergleich, daß *sein* Frankreich nach 1815 rüstig wie nie zuvor bürgerlichen und bäuerlichen Wohlstand ausbauen konnte, während früher dasjenige der Bourbons und der Revolution nach Banke-

rott dieser Staatssysteme ohnmächtig am Bettelstab hinkte. Doch der internationale Kolonialhandel Englands überwog eben an Wert jede nur mögliche europäische Betriebsamkeit, sein Absatzgebiet blieb unermeßlich. Zuerst taten die Vereinigten Staaten ihm Abbruch, deren Industrie sich allmählich von der britischen unabhängig machte, zuletzt, nach Sinken der französischen, drang die deutsche Industrie in viele exotische Märkte ein, und man fühlte dies empfindlich genug, besonders die Schmälerung des Seehandels, die beispiellose unerwartete Konkurrenz der außereuropäischen deutschen Dampferlinien. Dennoch läuft absichtliche Übertreibung mit unter, wenn man in England ein Zetermordio über die deutsche Gefahr anschlägt. Die Statistik liefert hier leider unwiderlegbare Zahlen, wonach selbst heute noch der deutsche Seehandel sehr weit hinter dem britischen zurücksteht.

Die britische schrankenlose Selbstsucht möchte eben alles allein haben, das ist des Pudels Kern für ihre patriotischen Schmerzen. Nicht mal von gefährlicher Nebenbuhlerschaft Amerikas kann heut schon die Rede sein. Karl Peters wies in vortrefflicher Studie nach, daß die Vereinigten Staaten im Grunde nur eine finanzielle Provinz Englands seien, und beim Venezuelastreit drückte die Londoner Börse die Newyorker an die Wand, daß es quietschte. Nun stimmt freilich, daß in letzten Jahren eine starke wirtschaftliche Depression auf England lastete; aus welchen Ursachen, läßt sich nicht genau ergründen, jedenfalls wirken viele zusammen, obschon „die deutsche Konkurrenz“ ein geeignetes Stichwort für Aufhetzung der niedergedrückten Stimmung abgab. Einiges trug wohl der Burenkrieg dazu bei, bisher das schlechteste Geschäft, das England je machte. Wenn man die Kosten auf vier Milliarden schätzt, so wird dabei nicht der weit größere Schaden veranschlagt, den das lange Feiern der südafrikanischen Minen, der dortige Mangel an Arbeits-

kräften und der ohnehin ungünstige Ertrag der erschöpften Goldfelder herbeiführte. Tatsächlich hat man zur Deckung der Staatsnöte die Steuern ungemein erhöht, die Lokalsteuern auf 10 Proz., während die Rente bedeutend ihren Kurs und sogar ihren Zinsfuß herabsetzte. Aber daß man trotz des ohnehin hohen Budgets nun nochmals erneute Marine- und Heeresrüstungen beschloß, zeigt nachdrücklich, was man dem englischen Steuerzahler zumuten darf. Obschon die Steuerfreiheit nach unten hin sehr viel größer als in Deutschland und sogar bis zu 700 Pfund Sterl. Einkommen Vergünstigungen gewährt werden[1]), befindet sich der wohlhabende Mittelstand immer noch in der Lage, die größten Lasten zu tragen. Der Durchschnitt eines erheblichen Einkommens erreicht eben doch noch eine Höhe und einen Umfang, wovon man sich anderswo nichts träumen läßt. 250000 Familien werden als wohlhabend in den Listen geführt und besitzen ein ungeheures Gesamtvermögen. Man schmeichelt sich in Deutschland mit dem Wahn, es gebe bald in England nur noch sehr Reiche und sehr Arme. Doch trifft dies nur in dem gleichen Sinne zu, wie heut in allen Industriestaaten, wo der Großkapitalismus langsam den Mittelstand aufzehrt. Noch hat es aber damit auch in England gute Wege, und sein wohlhabender Mittelstand dürfte zahlenmäßig den jeder andern Nation, auch der amerikanischen, übertreffen.

Hier muß man sich freilich vor einem Irrtum hüten,

---

[1]) Von 600 £ werden nur 480 versteuert, wobei man freilich bedenken muß, daß schon dort 1 Sh. vom Pfund erhoben wird, exklusive anderer Nebentaxen. Wenn daher von 43 Millionen nur 1½ Einkommensteuer zahlen, so darf man dies erschreckende Verhältnis, so düsteren Einblick in den Pauperismus es immerhin eröffnet, nicht mit deutschem Maßstab werten, weil eben die Steuerfreiheit nach unten so ungemein groß. Man stelle sich vor, daß in Deutschland Einkommen von 12000 M. (600 £) auf Milderung Anspruch erhöben und nur für 9600 versteuert würden!

der überall gang und gebe ist, nämlich der angeblichen Verschiedenheit des Geldwerts jenseits des Kanals, als ob dort ein Pfund Sterling viel weniger bedeute als ein Zwanzigmarkstück. In alten Zeiten hielt man auf dem Kontinent sozusagen jeden Briten für reich, während allezeit der Pauperismus in England einen Grad erreichte, von dem man besonders in Deutschland nie eine Ahnung hatte. Damals mochten freilich britische Reisende über die Billigkeit des Kontinents lächeln, obschon wenigstens für Lebemänner und Modedamen ein Preisunterschied zwischen London und Paris ziemlich wegfiel. Seither aber hat sich das Leben besonders in Deutschland derart verteuert, daß die englischen Reisenden lange glaubten, man prelle sie durch eigens für Briten eingerichtete Preiserhöhung. Heut wissen sie freilich es besser. Ein Blatt „The Queen" setzte mal statistisch auseinander, daß man in London bei bescheidenem Einkommen billiger fortkomme als in deutschen großen Städten. In den rheinischen und böhmischen Bädern vergeht den Briten der einstige Hochgenuß des „billigen Lebens". Wenn sie in der Schweiz, deren teilweise Teuernis man beileibe nicht nach den Fremdenpensionen beurteilen darf, noch häufig derlei behaupten, so streut man wieder dem Ausländer Sand in die Augen. Daß die Briten doch das nationale Protzentum nicht lassen können! Was nämlich hier gemeint, träfe geradeso gut auf eine ähnliche deutsche oder französische Familie der höheren Stände zu: natürlich lebt man billiger in den besten Schweizer Hotels, als wenn man ein Haus mit Wagen und Pferden und gesellschaftlichen Verpflichtungen unterhalten muß. Der Brite stellt nämlich Anforderungen an Lebenshaltung (standard of life), wie sie der Deutsche und Franzose nicht kennt. Nur deshalb das Seufzen und Murren, daß man nicht auskommen könne. Man sei „arm", habe nur 1000 Pfund Sterl.

Einkommen. Der Kontinentale würde aber, wenn er sähe, auf welchem Fuß man mit 1000 Pfund Sterl. leben will, trocken bemerken, daß dies z. B. in Norddeutschland noch mehr kosten würde. Mit andern Worten, 1000 Pfund Sterl. oder 20000 Mark haben als Einkommen an und für sich ganz den gleichen Wert in beiden Ländern, nur will der Engländer mehr dafür haben. Und die Anzahl der Höherbemittelten, die über 1000 Pfund Sterl. und bis zu 100000 Pfund Sterl. Einkommen besitzen, ist viel größer als in Deutschland, drückt daher stärker auf die mäßig Begüterten. Deren Anzahl, von 300 Pfund Sterl. Einkommen aufwärts, ist aber schwerlich größer als anderswo. Daß es in Frankreich sicher ebensoviel Rentner gibt, die von ihren Zinsen leben, als in England, erklärt sich nur so, daß der Franzose sich schon glückselig zur Ruhe setzt, wenn er 5—10000 Franks Rente hat, während der Engländer und Deutsche durchschnittlich viel länger arbeiten, außerdem aber Lebensansprüche stellen — der Deutsche folgt hier in einiger Distanz dem Engländer —, die sich mit so bescheidener Rente nicht befriedigen lassen. Die Masse derjenigen, die 1000 Pfund Sterl. Rente haben, ist aber in England sicher unendlich größer als in Deutschland und Frankreich. Nur darf man dies nicht, wie gesagt, mit grundsätzlicher Verschiedenheit der eigentlichen Vermögensbegriffe verwechseln. Hat jemand 100000 Mark Einkommen oder gar Rente, so gilt er bei uns als ein sehr gutsituierter Mann; ja, glaubt man denn, 5000 Pfund Sterl. Einkommen oder Rente bedeuten jenseits des Kanals nicht das Gleiche? Allerdings haben die Geldverhältnisse sich so gesteigert, daß die ominösen „Zehntausend-im-Jahr", wie ein bekannter englischer Roman es damals als Höchsteinkommen eines reichen Aristokraten auffaßte, heut nicht mehr genügen. Doch sind 200000 Mark Einkommen (10000 Pfund

Sterl.) in Deutschland etwas Besonderes, sogar als Rente, wo heut nachweislich gewisse Zeitungsverleger jährlich 800000 Mark und gewisse Eisenfabrikanten bis zu acht Millionen einnehmen? Man frage doch jeden Engländer, ob er 40000 oder gar 400000 Pfund Sterl. Jahreseinkommen nicht für großen Reichtum hält!!

Mit andern Worten, der Unterschied besteht lediglich darin, daß es in England, die Kolonien mitgerechnet, sehr viel mehr Begüterte und viel mehr Reiche gibt als bei uns. Dagegen sind die Zustände des kleineren Bürgerstandes ganz die nämlichen, die Gehälter nicht höher, oft sogar schmachvoll niedrig, und das Elend der Volksmasse viel größer als bei uns. Nur der höhere qualifizierte Arbeiter hat besseren Verdienst, die bloßen „hands“ haben es weit schlechter als bei uns. Arbeitslosigkeit, absoluter Pauperismus, der Armenpflege zur Last fallend, spielen im britischen Nationalhaushalt noch heut eine Rolle, wie seit 100 Jahren, vor deren statistischen Ausweis der Ausländer sprachlos steht. Diese Ziffern gehen geradeso ins Kolossale, wie die der Budgets, der Export- und Importtabellen, der Nationalschulden.

Hiermit wird aber schon augenfällig, daß das britische Wirtschaftsleben unmöglich auf gesunder Basis beruhen kann wie das französische und teilweise das deutsche. Solange die Chemie ihre Verheißung, künstliche Lebensmittel herzustellen, nicht erfüllte, und solange obendrein zweifelhaft, ob diese künstliche Ernährung billiger und auch nur annähernd so bekömmlich für den menschlichen Organismus wäre, wird ein Land ohne hinreichende Agrikultur eine Abnormität bleiben. Es ist ja richtig, daß auch in Deutschland noch lange nicht der Gesamtboden bebaut wurde und daß die Bodenproduktion nicht für so große Bevölkerung ausreicht. Immerhin läge die Möglichkeit vor, in ernstem Not-

fall (Absperrung aller Grenzen und Küsten im Krieg) sich aus Eigenem einige Zeit durchzufristen. England aber müßte bei Blockade seiner Küsten spätestens binnen 14 Tagen kapitulieren, wie englische Fachschriftsteller zugestanden, da es sich ohne fremde Zufuhr überhaupt nicht ernähren kann. Selbst der einst mächtige Viehstand kam so herunter, daß man die Walliser Hämmel oder das Schottische Schwarzvieh (black cattle) nur noch als heimischen Leckerbissen auffaßt, sonst alles Fleisch aus Australien, Holland, Amerika bezieht. Nun scheint uns zwar solche völlige Blockade, wovon unwissende Englandhasser schwärmen und womit britische Gespensterseher bange machen, nach jeder menschlichen Wahrscheinlichkeit ein Unding. Denn selbst der stärksten Koalition gegenüber würde die englische Flotte es nie so weit kommen lassen. Aber schon ein bedeutender Seekrieg überhaupt würde das Inselreich aufs schwerste beunruhigen, seine vitalsten Verbindungen, d. h. die überseeischen Zufuhrlinien, bedrohen, da zeitweilige Erfolge feindlicher Kreuzerkaper sich kaum verhindern lassen. Wir betonen nochmals, daß erst seit Trafalgar diese Gefahr aufhörte und der chronischen Panik in England ein Ende machte, daß aber heut vorerst fremde Marinen noch vorhanden und nur ein neues Trafalgar davon befreien könnte. Selbst beim glücklichsten Seekrieg müßte England beträchtliche ökonomische Nachteile erleiden und erfahren, daß eben jedes Ding auf Erden zwei Seiten hat und die Vorteile der Insellage in ihr Gegenteil umschlagen können.

In welche Schwierigkeiten der Ernährung England ferner geriete, falls die Kolonien sich gewaltsam unabhängig machen wollen, läßt sich schwer ausdenken. Nun stellt man sich freilich im Ausland die Autonomiesehnsucht von Kanada und Australien (in Südafrika denken nur die holländischen Afrikander der Kapkolonie und die

Buren an so etwas) recht verkehrt vor, als ob sich da neue „Vereinigte Staaten von Neuengland" auftun wollten. Von solchem Verlangen sind die Kanadier, obschon zur Hälfte nichtenglischer Herkunft, weit entfernt, im Gegenteil feurige Imperialisten, stolz darauf, dem British Empire anzugehören, auch keineswegs von republikanischer Staatsform ihrer Nachbarn verführt. Falls die U. St. mal ihre Hand auf Kanada legen wollten, würden sie dort wütendem Widerstand der Eingeborenen begegnen. Anders liegt die Frage, ob Kanada von England gegen die amerikanische Macht behauptet werden könnte. Mit dieser Möglichkeit rechnet man freilich in Deutschland oft aus reiner Unkenntnis, und die „Times" spottete mit Recht über diesbezügliche Phantasien des Prof. Delbrück. Denn vom einstigen Yankeehaß gegen die Britishers ist heut keine Spur mehr vorhanden, und die höhere amerikanische Gesellschaft strotzt von Verliebtheit in Britentum. Allein, wenn ein so entscheidender Mann wie Roosevelt umgekehrt nie Sympathie für England, doch oft für Deutschland betonte, wenn man den großen Einfluß des deutschen und irischen Elements bedenkt, scheint die etwas gewagte Behauptung in Karl Schurz' Memoiren, nur *ein* Krieg könne in Amerika je populär sein, nämlich der gegen England, nicht so ganz grundlos, obschon zweifellos übertrieben geschaut durch die deutsche Brille dieses Staatsmanns. Die Yankees pflegen sich aber überhaupt nicht von Gefühlen leiten zu lassen, und wenn ihr Interesse bedingt, sich Kanada anzugliedern, würden sie sich kaum bedenken. Als der Gouverneur Laurier in Toronto auf den illustren Gast Carnegie toastete, antwortete dieser geborene Schotte als Stockamerikaner mit der seltsamen Wendung, er hoffe noch die getrennten Glieder der englischen Rasse vereinigt zu sehen. Ja, wie denn? unter Englands Zepter meinte er doch nicht,

also eher friedlichen Anheimfall Kanadas an die Vereinigten Staaten! Davon wollen kanadische Imperialisten natürlich nichts wissen, also würde nur gewaltsame Annexion fruchten. Jedenfalls verlangt aber Kanada besondere Zolltarife und eine wirkliche Selbstregierung ohne Bevormundung des Mutterlandes. In Australien neigt man noch mehr zur Selbständigkeit hin, weil dort sozialistische Tendenzen obwalten, die allem britischen Regierungswesen widersprechen. Neuseeland z. B. kümmert sich schon jetzt keinen Pfifferling um den englischen Gouverneur. Man muß in London oft ein Auge zudrücken und läßt die Zügel so locker wie möglich. Aber so widersetzlich die Australier manchmal sich gebärden, als wollten sie auf ihrem Weltteil auch volle politische Unabhängigkeit einführen, darf man auch hier sich nicht durch äußeren Anschein täuschen lassen. Zuvörderst erlaubt die schwache Bevölkerungsziffer Australiens noch lange nicht, politisch auf eigenen Füßen zu stehen. Wie sehr man von dieser Schwäche durchdrungen, zeigt die lächerliche panische Furcht vor den Japanern, als ob diese räumlich so weit entfernte Macht schon ihren Schatten über die Südsee breite. Indem man heftig gegen das japanisch-britische Bündnis tobt, fühlt man sich völlig des britischen Schutzes bedürftig. Außerdem besteht ein großer Teil der Einwohner aus englischen Einwanderern erster bis dritter Generation, das eigentliche Australiertum (nicht sehr ehrenvoller Abkunft von den exilierten Sträflingen seit 150 Jahren) hat kein Übergewicht, und auch ihm steckt die Ehrfurcht ungebildeter Parvenüs von dem vornehmen Mutterland in den Knochen. Man muß stets im Auge halten, daß für alle englischredenden Menschen auf der Erde, die Yankees trotz allen Selbstbewußtseins einbegriffen, England das Erhabenste, Vornehmste, Mustergültigste und vor allem Mächtigste in der Welt erscheint. Die feinere

Gesellschaft in Sidney und Melbourne würde geradeso wie in Quebeck und Montreal in Sack und Asche trauern, wenn man keine hochgebornen Gentlemen und Ladies des Mutterlandes im Gouvernementspalast verkehren sähe, die gleichsam ein soziales Band mit der maßgebenden britischen Gesellschaft aufrechthalten und dem fernen Kolonisten einprägen, daß auch er auf das Civis Romanus sum Anspruch habe. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß diese „loyalen" Kolonien wenigstens ökonomische Unabhängigkeit anstreben, was einfach bedeutet: Pflegen der eigenen Industrie auf Kosten der englischen, möglichste Abwehr der mutterländischen Warenüberschwemmung. Bei der unermeßlichen Zukunft besonders Kanadas, das Englands wertvollster Besitz zu werden verheißt, kann es aber für das Mutterland erst recht nicht gleichgültig sein, wenn man sich dort die wirtschaftliche Bevormundung durch Schutzzölle vom Leibe hält. Das wird, sobald Chamberlain und Balfour den Schutzzoll für England und die Kolonien durchsetzten, nicht lange auf sich warten lassen. Die Kolonien werden den Spieß umkehren und einen Zollkrieg gegen England beginnen. Daraus wird sich zwar nie ein „Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg" entwickeln, denn England wird wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiele machen, aber unzweifelhaft wird es ökonomisch unter dem Verlust seines Absatzmonopols leiden und in Kanada und Australien sich geradeso Wirtschaftskonkurrenten großgezogen haben, wie einst in dem abtrünnigen Amerika. Die wirkliche „Dominion", wie der seltsame Besitztitel für Kanada lautet, scheint daher schon heut untergraben.

Bei dem Indischen Kaiserreich handelt es sich um näherliegende Gefahren. Gelingt den Indern die endgültige Losreißung, so verliert England sein wertvollstes Absatzgebiet, das sich allerdings in letzter Zeit schon

erheblich geschmälert hat, zuerst durch langsame Bildung einheimischer Manufakturen, dann durch Boykott englischer Waren in Eingeborenenkreisen. Wir sagten schon, daß es törichte Legende sei, England habe sich durch Raub in reichen Kolonien bereichert. Die Aneignung von Mogulschätzen und Edelsteinen bot einen verschwindenden Bestandteil der wahren Handelsbeute, die eben in zwangsweiser Einführung der britischen Waren bestand. Es ist auch falsch, sich die Inder als ein verhungerndes, ausgebeutetes Sklavenvolk vorzustellen: sie wurden unter einheimischen Tyrannen viel ärger bedrückt und in Verarmung niedergehalten. Die in jenen tropischen Verhältnissen wenig empfundene Armut der genügsamen großen Masse sieht verhältnismäßig nicht anders aus als in Europa, und es gibt einen durchaus wohlhabenden Bürgerstand, sogar sehr reiche Kaufleute, abgesehen von schwerreichen Radschahs. Es wäre unbillig zu leugnen, daß die Inder ihr Gedeihen seit dem Meutereikrieg wesentlich der englischen Regierung verdanken. Die wohlwollende, nur im Notfall mit Strenge gepaarte, Behandlung der Eingeborenen wird nur von Unkundigen verleumderisch bestritten. Auch gibt es statistische Stimmen, die behaupten, Indien koste heut auf die Dauer mehr als es einbringe. Das mag übertrieben sein, obschon der Zivil- und Militärapparat in einem so fernen und riesigen Lande natürlich Unsummen verschlingt. (Bekanntlich beziehen Beamte und Offiziere dort doppelten Gehalt.) Aber wenn die Deutschen über die Kostspieligkeit ihrer Kolonien jammern und den Hererokrieg nicht verwinden, als handle es sich dabei um weggeworfenes Geld und Blut, so würde die britische Kolonialgeschichte ihnen darüber die Augen öffnen, daß selbst viel wertvollere Kolonien anfangs unverhältnismäßige Opfer fordern. Unter Karl II. wollte man schon Jamaika verkaufen oder aufgeben, weil es un-

profitabel sei. Heut würde man über solche Anschauung lachen. Kanada war auch lange nur eine Bürde, weil sein Pelz-, Fisch- und Holzhandel nicht die Regierungs- und Garnisonkosten aufwog. Heut hat es sich zu unberechenbaren Aussichten entwickelt. Glaubt man, die Unterwerfung Indiens, wo auch Franzosen, Holländer, Portugiesen ältere Anrechte verteidigten, habe nicht schweres Geld und gewaltige Anstrengung erfordert? Selbst der Mahrattenkrieg gegen Tippo Saib war kein Kinderspiel, noch Wellington verdiente sich seine ersten Sporen in indischen Kriegen. Was wir schon früher oft betonten, sei hier nochmals eingeschaltet: die alberne Vorstellung vom „Glück" der Briten geht ganz fehl, ihr höchst verdienter Erfolg stammt aus unablässiger Energie sowohl auf politischem als kommerziellem Gebiet. Warum zog denn Frankreich aus seinem einstigen Kolonialreich, das z. B. in Amerika die neuenglischen Oststaaten von Norden und Süden drohend einengte, nicht den gleichen Erfolg? Außer Laws schwindelhafter Südseekompagnie, die sowohl französisches als englisches Geld verschlang, hat man von großen kommerziellen Unternehmungen von Paris aus nach dieser Richtung nie etwas gemerkt. Außer Algier hat noch heut Frankreich keine einträgliche Kolonie. Seine australischen Besitzungen bieten ein Muster elender Verwaltung, viel kostspieliger als deutsche Kolonien je werden könnten. Und doch hat sich verschiedentlich die Unwissenheit hervorgewagt, die Franzosen als bessere Kolonisatoren als die Briten anzupreisen. Das ist alles dummes Zeug, und es verdient nur verächtliches Lächeln seitens der Engländer, wenn man die geniale Kunst ihres Kolonialreichs anzweifelt. Daß ihr Streben nach Weltumspannung noch nicht erlahmte, lehrt Cecil Rhodes' Beispiel, tatsächlich will England nun auch Nord- und Südafrika kommerziell zu einem fortlaufenden Kolonialreich

verbinden. Aber freilich bleibt dazu Vorbedingung die Behauptung Ägyptens. Auch hier tut man England unrecht, wenn man von bloßer Ausbeutung des Fellachenlandes redet. Im Gegenteil hat die britische Okkupation es wirtschaftlich gehoben, und England hat sein Anrecht auf Beherrschung Nordafrikas durch die Mahdistenkämpfe besiegelt, die schwerlich sein afrikanischer Konkurrent Frankreich zu so raschem und entscheidendem Ende geführt hätte. Die ewigen Scharmützel mit den Tuaregs, die Unzufriedenheit in Algier, der häufige Aufruhr in den Grenzdistrikten, der mäßige Erfolg in Marokko bilden keinen schmeichelhaften Gegensatz zu der festen Stellung Englands von Kairo bis Chartum und Port Sudan, wo zwar ägyptische Aufruhraspirationen im geheimen gären, doch äußerlich völlige Ruhe herrscht.

So bleibt denn der äußere Anblick der britischen Kolonial- und Handelsmacht imponierender denn je. Obschon das völlige Beherrschen des Weltmarkts heut durch deutsche und teilweise amerikanische Konkurrenz dahinschwand, hat dafür Neuerwerb Ägyptens, Nubiens, der Burenstaaten, und der plötzliche Aufschwung Kanadas mit Ausbau der Pacificbahn und neuer Dampferlinie Vancouver—Sidney das Weltreich noch organischer verknüpft. Es war eine Ironie des Schicksals, daß französische Ingenieur- und Geldkraft den Suezkanal lediglich zum Besten Englands schuf. Bisher ging also alles glatt wie geschmiert auf der Bahn zur Weltherrschaft, auf welcher der Jaggernautwagen britischer Alleingeltung am liebsten über alle andern Nationen wegrollen möchte. Wir können uns in keiner Weise damit vergleichen und deutsche Chauvinisten machen sich nur lächerlich, wenn sie an wirkliche Nebenbuhlerschaft im Weltbesitz schon jetzt denken. Das finanzielle und kommerzielle (weniger das rein industrielle) Übergewicht Englands ist immer noch ungeheuer. Selbst in der Kohlenfülle, die das Auf-

kommen der deutschen Industrie so sehr begünstigt, blieb England überlegen. Das ist aber auch sein einziger Bodenbesitz, und ein Blick auf Amerika zeigt am klarsten den Abstand zwischen künstlichem und natürlichem Nationalwohlstand. Trotz Minderwertigkeit vieler Volkselemente, trotz Mißwirtschaft (z. B. Abholzung) und Spekulationswut, trotz anarchischer Unsicherheit der Finanzen und oft frivol erzeugten Krisen, müssen die V. St. zuletzt doch das Feld gewinnen vermöge der Unerschöpflichkeit ihrer Bodenmittel in allen nur erdenklichen Werten. Dies gibt ihrer fieberhaft aufstrebenden Industrie ein unzerbrechliches Rückgrat für immer. Die Nationalökonomen mögen reden, was sie wollen — der internationale Tauschhandel zwischen Industrie- und Bodenprodukten kann nicht als normal betrachtet werden, weil er eine normale friedliche Behaglichkeit ungetrübter internationaler Verhältnisse bedingt. Ein Land, das sich nicht aus sich selbst einigermaßen ernähren kann, gerät unwillkürlich in Abhängigkeit von andern, agrikulturell bessersituierten Ländern. Schon Deutschland würde Küstenblockade peinlich empfinden, wenn ihm nicht Ungarn (günstigerenfalls auch Südrußland) als Proviant-hinterland offen blieben. Für England genügt das britische Eingeständnis, daß man eine 14tägige absolute Blockade nicht überdauern könnte. Dazu kommt noch, daß in Amerika das Gespenst der Übervölkerung durch Abwesenheit glänzt. Nach deutschem Bevölkerungsmaßstab müßte man statt 80 dort 400 Millionen beherbergen, der Vergleich mit England erweckt geradezu Schauder. Denn während 43 Millionen Großbritanniens auf einem Quadratraum, noch nicht halb so groß wie das Deutsche Reich, leben müssen, entfallen 32 davon auf England allein, d. h. wieder nur die Hälfte dieser ohnehin so kleinen Fläche. Die weitverbreitete Anschauung, man schiebe alles Überflüssige hinreichend nach den Kolonien

ab, geht fehl. Die Zahl der nach Indien und Afrika dauernd Auswandernden ist verschwindend gering, nach Australien und Kanada nicht groß, nicht im entferntesten mit der deutschen Auswanderung zu vergleichen. Der Brite klebt mehr als jeder andere an der heimischen Scholle, die ihm das höchste Erdengut scheint. Sein internationales Herrentum fühlt sich als Globe-Trotter wohl überall in britischer Sphäre, da nach seiner Auffassung jeder Weltteil mehr oder minder unter britischer Oberhoheit steht; aber Englands Boden verlassen heißt ihm Kraft verlieren. Es hat etwas Rührendes, wie selbst Auswanderer zweiter Generation vom Mutterland stets als „Home“ reden, so daß sich diese Bezeichnung sogar lange nach politischer Losreißung noch bei den Yankees erhielt: Wer eine Reise nach England machte, war „going home“. Bei solcher Bewandtnis kann die gräßlichste Übervölkerung in England nicht ausbleiben, während umgekehrt die Entvölkerung von Irland dort jede Arbeitsentwickelung unterbindet. Die Iren haben wir bei Obigem natürlich nicht mitgezählt, denn deren Massenauswanderung richtet sich nicht nach den Kolonien, sondern nach den V. St., wo sie als geschworene Feinde Englands sich sofort von jeder britischen Zugehörigkeit emanzipieren. Zieht man Iren und schottische Gälen ab, dürfte es in der Welt schwerlich mehr als 38 Millionen wirkliche Engländer (Niederschotten inbegriffen) geben, dazu etwa 30 Millionen angelsächsischer Herkunft in Amerika. Die deutsche Rasse ist also ungleich zahlreicher: Mit Österreichern, Schweizern, Deutsch-Russen, Deutsch-Amerikanern mindestens 95 Millionen stark, mit Zurechnung der englischredenden Amerikaner deutscher Abstammung, die man inkl. der wirklichen Deutsch-Amerikaner und der in Amerika lebenden Deutschen auf 55 Proz. der Gesamtbevölkerung schätzt, noch sehr viel mehr. Bei solchem numerischen Kraftüberschuß

einer geistig und körperlich ebenbürtigen Nation sollte den Briten bange werden, wenn nicht ihre Überhebung dies verböte. Jedenfalls sind einerseits die Übervölkerung der kleinen Insel, andererseits die beschränkte Zahl der englischen Rasse ungünstige Hindernisse eines Strebens nach wirtschaftlicher Weltumspannung. Geradeso wie politisch, sind auch kommerziell die britischen Verhältnisse nur auf ungestörten friedlichen Fortgang zugeschnitten, unterbrochen nur von kleinen Kolonialkriegen, die nichts für das Ganze bedeuten. Dagegen würde schon allein der Verlust Indiens das ganze Riesengebäude ins Wanken bringen. Denn alles dreht sich um die Frage, ob die Überproduktion dieser Industrie genügenden Exportabsatz und sein Seehandel infolgedessen ausreichende Ergebnisse findet und ob das übermäßige Kapital sich in den Kolonien nutzbringend anlegen kann. Jede ernste kriegerische Verwickelung würde bei dem wesentlich auf Kreditverkehr begründeten Geldsystem Englands unberechenbare Verwirrung anrichten. Denn immer wieder wird die Unmöglichkeit der Selbsternährung der springende Punkt, um den sich das Aufrechthalten der britischen Suprematie dreht. Jedes auch nur zeitweilige Lahmlegen des Seehandels, zugleich den nötigen Export der sonst nutzlos angestauten Ware und den noch nötigeren Import von Nahrungs- und industriellen Rohstoffen verhindernd, würde täglich ungeheure finanzielle Verluste herbeiführen. Das außerhalb englischer Einflußsphäre fast nur in Amerika angelegte ungeheure Kapital würde durch jeden ernsten Konflikt mit den V. St. gefährdet, da diese rücksichtslose Demokratie sich nicht besinnen würde, die in englischen Händen befindlichen „Bonds" zeitweilig zu sequestern. Gerade die Zerteilung der englischen Finanz und Kommerzialität über alle Weltteile bietet ebenso viele Angriffspunkte und Achillesfersen. Wenn man schon über die Lasten des

Burenkriegs murrt und der britische Steuerzahler zu ersticken fürchtet unter fortgesetzten Rüstungen, so ist dies nur ein schwacher Vorgeschmack dessen, was ein neuer Meutereikrieg in Indien, eine nordafrikanische Rebellion, ein amerikanischer Vorstoß auf Kanada, ein Krieg mit Deutschland kosten würden. Wenn ein so großes Geschäft auf dem Spiele stand, wie Niederwerfung der napoleonischen Konkurrenz, konnte man damals die riesige Nationalschuld auf sich nehmen. Ob aber das heutige England eine siegreiche Verteidigung seines gesamten Weltreichs finanziell erschwingen könnte, wo von so absoluter Seebeherrschung wie in Nelsons Zeit nicht mehr die Rede sein könnte, und somit der Seehandel, Englands Lebensnerv, gefährlichen Stößen immer ausgesetzt bliebe, scheint zweifelhaft.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn? England steht gegenwärtig noch immer auf wirtschaftlicher Höhe an erster Stelle, jeder Vergleich Deutschlands damit schließt sich aus. Ob aber unsere bescheideneren, doch minder dezentralisierten Erwerbsbedingungen, eine noch immer ernährungsfähige Agrikultur als Rückhalt, sich auf die Dauer nicht als gesunder, weil natürlicher, erweisen werden, als die so ungemein künstlichen des Inselreichs, wird ein Problem der Zukunft sein.[1])

---

[1]) 1901 betrug die Landwirtschaftsbevölkerung nur noch 30 vom Tausend!! Von 35 Mill. Zentner Weizen im Jahre 1865 stieg die Einfuhr 1905 auf 112 Mill. Auf dem Fleisch, worin England ganz von Amerika abhängt, ruht ein indirekter hoher Zoll, denn die Kapitalisten in Chicago regeln die Fleischpreise in England. Wenn man stets von Frankreichs Bevölkerungsniedergang redet, das sich von 27 Mill. Ende des 18. nur auf 38 Ende des 19. Jahrh. vermehrte, so halte man sich das viel ärgere Beispiel Irlands vor, das von 9 Mill. Mitte des 19. Jahrh. heute auf 5 Mill. Einwohner sank!

Englands und Deutschlands geistige Produktion.

(Literatur, Kunst, Wissenschaft.)

Der Engländer. Die Deutschen nennen sich hochtrabend ein Volk der Dichter und Denker, und da sie sich früher damit zufrieden gaben, hat man es ihnen wohlwollend gegönnt, man mußte den armen Teufeln doch auch etwas lassen. Doch seit sie so arrogant sich praktisch vordrängen, fragt man sich, was sie denn eigentlich so Ideales geleistet haben. Bis ins 18. Jahrhundert gab es überhaupt keine deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft, während wir schon im 16. Shakespeare und Bacon hervorbrachten. Ihre bildende Kunst konnte sich nie mit der unsern messen; leistet mal einer was wie der Portraitmaler Kneller und heut Herkomer, so müssen sie sich in England naturalisieren. In der Musik ist ihr Händel im Grunde ein Engländer geworden, doch braucht man hier ihre führende Stellung nicht zu bestreiten. Aber außerhalb der Musik trugen sie doch wenig zur Hochkultur bei. Man muß es ja Carlyle aufs Wort glauben, daß ihr Goethe ein außerordentlicher Geist war, außerdem sind noch Schiller und Heine als Dichter bekannt geworden. Das ist aber auch alles. Ihre Romane kann man nicht lesen, sie strotzen von Langerweile, außerdem kennt sie kein Mensch, d. h. kein Engländer. In einer geschwollenen Metaphysik leistete ein gewisser Kant Abstruses, ein gewisser Schopenhauer predigte krankhaften Pessimismus, neuerdings hat ein gewisser Nietzsche, ein

Geistesverwandter von Bernard Shaw, einige überspannte Köpfe verdreht. Sie haben ferner einige gute Historiker hervorgebracht wie Ranke, doch was bedeutet das neben unsern weltberühmten Geschichtsschreibern! In einigen Zweigwissenschaften leisteten sie auch nicht Schlechtes, doch sicher weniger als unsere Leuchten der Wissenschaft. In der höheren Physik haben sie einige gute Namen, doch welche unendliche Reihe von Größen haben wir ihnen entgegenzustellen! Jedenfalls ist unerhört, daß ein Volk, nur groß in der Musik und in abstruser Metaphysik, mit einer im ganzen höchst kärglichen Literatur, uns den Vorrang als erste und oberste Kulturnation zu bestreiten wagt.

Der Deutsche. Die Briten sind vorwiegend ein praktisches Volk, brutale Realisten im Gegensatz zu unserm geliebten teutschen Idealismus. In der Musik sind sie Null, das sagt genug wohl schon, in den bildenden Künsten auch. Nennenswerte Denker haben sie nie hervorgebracht. In den Naturwissenschaften leistete ihr scharfer Verstand vielerlei, auch brachten sie Darwin hervor, einen Vorläufer des philosophischeren Häckel. Ihre Literatur ist bedeutend vermöge einiger erstaunlicher Spitzen und man fragt mit Heine, wie ein so steifleinenes trockenes unpoetisches Volk einen Shakespeare erzeugen konnte. Doch bekanntlich mußte dessen Größe erst von uns Deutschen entdeckt werden, wir betrachten ihn als den Unsern, die Shakespearegesellschaft in Weimar bringt der Welt erst ein Verständnis für ihn bei und eigentlich ist er erst durch die berühmte deutsche Übersetzung populär geworden. Später hatten sie noch den Dichterlord Byron, den seine Landsleute gleichfalls verkannten, der erst durch Deutschland wirklich berühmt wurde, ein übrigens heut vergessener ziemlich verschrobener Spleen-Poet. Ferner einen Erzähler für die reifere Jugend, W. Scott, und den famosen Humoristen Dickens, dem wir gleichfalls eine Heimstätte

bei uns bereiteten. (Wahrscheinlich ist er auch in England verkannt worden, wie der Romanschriftsteller Bulwer, den unsere Großväter gerne lasen und der den Deutschen immer Komplimente machte.) Bekannt geworden ist ferner noch der Historiker und Philosoph Carlyle durch seine Geschichte Friedrichs des Großen. Auf diese paar Großen beschränkt sich der Wert englischer Literatur, während die deutsche eine überreiche Zahl genialer Schöpfer aufweist. Allerdings fingen wir später an als die Engländer mit ihrem göttlichen William, der aber als Naturwunder auch ganz allein stand, aber dann entwickelten wir gleich eine wunderbare Blüte. In allerneuester Zeit machte sich noch der ulkige Satiriker Shaw und der perverse Wilde bemerkbar, im übrigen existiert keine ernstzunehmende englische Literatur mehr. Die Romane werden von lauter Frauenzimmern geschrieben, von denen nur G. Eliot sich rühmlich abhebt. Ein gewisser Tennyson, von dem die Briten viel halten sollen, hat sich durch ein Idyll „Enoch Arden" bekannt gemacht, das Possart überall rezitiert. Endlich wäre noch Kipling zu nennen, der ein „Dschungelbuch" verfaßte. Die Briten überheben sich auch literarisch, als ständen sie sehr hoch, doch ist die französische Literatur viel reizvoller. Mit uns können sie sich weder hierin noch in den höheren Wissenschaften messen. Bekanntlich ist deutsche Wissenschaft das beneidete Vorbild der Welt, wie auch unsere Universitäten geringschätzig auf Oxford herabblicken. Die britische Bildung ist eine oberflächliche, ihr Erziehungswesen verzopft und seicht. Nur wir sind gründlich, nur wir besitzen den Hort des hehren deutschen Idealismus. In unsrer großartigen Objektivität schließen wir jedes ausländische Verdienst an unsern Busen, kennen also englische Literatur, Darwins Werke einbegriffen, besser als die Engländer selber. Aber daß wir eben des tiefsten und umfangreichsten Geistes unter allen

Völkern uns rühmen dürfen, weiß alle Welt. Darum nennt man uns so richtig ein Volk von Dichtern und Denkern, unsers Geistes hat man einen Hauch verspürt.

Die Wahrheit. I. Daß die Engländer sich wie in allem andern Deutschen auch in unsern Ansprüchen auf einen ersten Kulturrang nicht zurechtfinden können, ist wahr. Aber daß wir ein besseres Anrecht auf Beurteilung britischer Geistesverdienste erworben hätten, trifft leider nicht zu. Höchstens dürfen wir eine etwas geringere Unwissenheit ins Feld führen. Die deutsche Gründlichkeit glaubt mit unsäglicher Naivität, die englische Literatur aus ein paar bei uns bekannt gewordenen Autoren beurteilen zu können. Was die britische Musik betrifft, so ist sie freilich über Sullivans Operetten nicht hinausgekommen; die Skulptur ist abscheulich, wie man in London schauen kann; die ältere Architektur mit Ausnahme der Westminsterabtei und einiger Schloßruinen auf dem Lande mehr interessant als künstlerisch fein, siehe St. Pauls und den Tudorstil, die neuere sehr traurig, wie denn London die architektonisch häßlichste Stadt der Welt. Edinburghs Bauart sowohl in der bizarren Altstadt als den neueren Straßen hat dagegen manches Schöne und man trifft in Schottland Abteien und Kapellen (Melrose, Roslyn) und Schlösser (Holyrood, Sterling), die mit sehr guten auf dem Kontinent sich messen können. Den zerfallenen Columban-Münster auf der Insel Jona wird niemand vergessen, der ihn je sah. In der Malerei stehen aber die Briten so hoch, daß sie in der Neuzeit von niemand übertroffen, auf einigen Gebieten kaum erreicht worden sind. In der Edinburgher National Galery, in dem Turner-Museum, in der Londoner National-Portrait-Galery kann man sie als Landschafter und Portraitisten allerersten Ranges bewundern. Reynolds, Gainsborough, Lawrence, Philipps (des Letzteren unvergleichliches Byron-Porträt in Murrays Draw-

ingroom ist ein einzigartiger Anblick) stehen in mancher Hinsicht weder Vandyk, noch Holbein, noch Velasquez nach. Auch in neuester Zeit trieb britische Malerei eigenartige Blüten, wir wollen die Namen nicht aufzählen, und in Fachkreisen kam man seit 20 Jahren endlich dahinter, was die ignorierte und unbekannte englische Farbenkunst bedeute. Bis dahin kannte man nur die Überlegenheit der britischen Zeichner in den Illustrierten Journalen. Technisch in Zeichnung und Kolorit vorzüglich vereinen britische Künstler derben realistischen Scharfblick mit vornehmer Innerlichkeit und einer Phantasie, die freilich, wie besonders bei Hogarths berühmten Skizzen ersichtlich, sozusagen literarisch schaut und erfindet. Denn der eigentliche Genius dieser großen Nation geht ganz und gar in der gestaltenden Literatur auf. Hier ist ihr Kunstsinn so ausgeprägt, daß ihre Historiker von Gibbon bis Macauley, Froude und Carlyle ein Hauptgewicht auf Formenreichtum der Sprache, auf plastische Schilderung und lebensvolle Charakteristik legen. Das historische Bild zu beleben, statt pragmatischer Chronik ein gruppenreiches Gemälde zu schaffen ist ihre wesentlichste Sorge. Sie sind weniger Meister der Forschung als Meister des Stils. Sogar die bekannte englische Kriegshistorie, Napiers Geschichte des Halbinselkriegs, liest sich so schwungvoll und geradezu poetisch angehaucht, wie kein ähnliches deutsches oder französisches Buch. Hierin liegt schon die unglaubliche Komik der internationalen Legende bedingt, daß die Briten ein wesentlich trockenes, verstandeskaltes, praktisches und völlig unpoetisches Volk seien. Denn wie sie nichts weniger als eine „Krämernation", sondern allzeit weit eher eine politisch-kriegerische Herrennation im Römerstil gewesen sind, so steckt in ihnen ein eminent künstlerischer Trieb, der sich nur bei ihrer hochgeistigen Art mehr nach innen ins Seelische, also in die Poesie versenkt. Sogar in naturwissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten

macht sich oft gefällige künstlerische Anordnung geltend. Daß nun die Engländer bis in die Fachkreise hinein auch bei Würdigung wissenschaftlicher Größen ihre Selbstsucht bekunden und lieber zehn minder bedeutende englische als einen bedeutenden deutschen Gelehrten zitieren, darf uns nicht für ihre immerhin hervorragende und erstklassige Stellung in den Wissenschaften blind machen. Bacon war ein sehr bedeutsamer Bahnbrecher trotz seiner Irrtümer, Newton steht als Riese da, Faraday und manche andern Physiker, Chemiker, Mathematiker bis auf Huxley, Lord Lister und Lord Kelwin bereicherten die exakten Methoden durch manche Neufindung, Darwin und sein in Deutschland unbekannter Mitstrebender Wallace schufen die Evolutionstheorie zwar nicht, aber brachten das vom Franzosen Lamark Angebahnte zum Durchbruch. Auch sind die britischen Denker, in der englischredenden Welt geradeso überschätzt wie im Ausland verhältnismäßig unbekannt geblieben, neuerdings in den wissenschaftlichen Kreisen wieder zu Ehren gekommen. Dies hängt freilich mit der modernen materialistisch-antimetaphysischen Geistesrichtung zusammen, welcher Lockes Sensualismus und Humes analytische Skepsis entgegenkommt. Jedenfalls überragt Locke aber die französischen Positivisten von Condillac bis Comte an denkerischer Schärfe und ohne Humes geniale Vorarbeit wäre auch Kants titanisches Aufräumen mit veralteten Begriffen nicht möglich gewesen. (Übrigens vergesse man nicht, daß Kant britischer Abkunft war.) Von der interessanten schottischen Philosophenschule und den Modernen vom Schlage Stuart Mills ist allerdings nichts besonders Ruhmvolles zu melden; gleichwohl trat in dem autodidaktischen Herbert Spencer, abgesehen von seinen wirklichen Verdiensten, jenes echt britische Merkmal genialer Anlage hervor: die selbständige Originalität. Daß die Deutschen alle Metaphysik für sich gepachtet zu haben glauben, geht

auch fehl. Denn Fichte hat z. B. einen durchaus verwandten Vorläufer in Bischof Berckeley gehabt. Weiter als dieser kann man den Transzendentalismus nicht treiben und einige geniale Strophen in Byrons „Don Juan" sagen darüber Treffendes.

Gewiß muß man herzlich darüber lachen, wie der brave John Bull alles in England Geschehende für unerreichbar hält. „Bekanntlich" hat er die besten Ärzte und Chirurgen, die besten Juristen, die besten Theologen und Philologen, seine Erziehungsanstalten und Bildungsstätten überragen alle kontinentalen. Das Ausland teilt diese Meinung nicht und größtenteils mit Recht. Aber man geht zu weit, nun in Bausch und Bogen leichtfertig alles Britische zu vermöbeln, die Ärzte für Dilettanten, die Oxfordprofessoren für verzopfte Philister, die britische Rechtspflege für die denkbar schlechteste zu erklären. Letztere hat überall auf Erden schwere Mängel, die mit der gekünstelten Gesellschaftsordnung zusammenhängen, die englische hat doch einige Vorzüge, die das Ausland nachahmte, wie die Geschworenengerichte, die übrigens wegen der viel reiferen Erfahrungstradition in England meist gediegener funktionieren. Das Erziehungswesen hat auch einige gute Seiten, so sehr die englisierte Aussprache des Lateinischen und Griechischen und das Fabrizieren lateinischer Preisverse zum Lachen reizt. Jedenfalls muß man den studentischen Ruder- und Fußballsport den Saufereien und Raufereien des deutschen Komments vorziehen. Gewiß übertrifft die deutsche allgemeine Volksschulbildung die jeder andern Nation, wobei die britische früher einen erschreckenden, heut immer noch bedenklichen Tiefstand einnimmt. Der deutsche Arbeiter besitzt weit mehr Elementarkenntnisse als der britische; ob sein Bildungseifer infolge sozialdemokratischer Organisation größer, wie deutsche Sachverständige behaupten, sei dahingestellt. Statistischer Ausweis des Lesebedarfs an den britischen

Volksbibliotheken spricht weder dafür noch dagegen, es gleicht sich ziemlich aus. Würde nicht die moderne Sportswut verdummend beeinträchtigen, so ließe sich wetten, daß der britische Arbeiter mehr lesen würde als der deutsche, eben vermöge des allgemeinen angeborenen Lesedrangs der Briten. Nun bewies zwar Buckle erneut die tiefe Unwissenheit selbst des gelehrtesten Briten über deutsche Zustände, als er Deutschlands angebliche zivilisatorische Rückständigkeit damit erklärte, daß zwischen einer außerordentlich hochstehenden Gelehrtenschicht und allen andern Klassen eine zu tiefe Kluft gähne. Denn tatsächlich gibt es nirgendwo einen so harmonischen Übergang von jeder Bildungsschicht in die andere, solche Kontinuität des Bildungsaufstiegs in fortlaufender Stufenleiter wie in Deutschland. Käme es darauf an, so stände das deutsche Gesamtvolk geistig hoch über dem britischen. Gleichwohl lieferten Umfragen in Rekruten- und Volksschulen das gleiche vernichtende Ergebnis in Deutschland, England, Frankreich: überall der Bauer in gleiche Barbarei umfassender Unwissenheit versunken, sobald man ihm die allergewöhnlichsten geschichtlichen und geographischen Fragen vorlegt. Ein Franzose meint, daß zwischen Heloten des Altertums und modernen Proletariern kaum wesentlicher intellektueller Unterschied bestehe. Wir müssen daher die bloße Schulbildung als Maßstab des geistigen Lebens ablehnen, sonst ständen die Schweiz und Massachussets weit Deutschland voran, was wohl niemand behaupten wird.

Bei der heutigen Struktur der Gesellschaft bleibt größere oder geringere Elementarschulung der Volksmassen ohne wesentliche Bedeutung. Und wenn Halbbildung sich bei uns auf weitere Kreise erstreckt als in England, so kann man getrost annehmen, daß die Menge ernst und vornehm Gebildeter in allen höheren Klassen größer drüben als bei uns. Auch darf man bezüglich der gelehrten Stände nicht nach den College- und Bakkalaureusexamen urteilen,

wo weniger verlangt wird als bei uns, denn erst nachdem er eine „Fellowship" erlangte, beginnt des Oxfordiers wahre Laufbahn im Studium. Wenn nun aber England in den sogenannten akademischen Berufen sicher nicht im Vordertreffen steht, in den Künsten nur in der Malerei, auch in den Wissenschaften nur in der Naturwissenschaft etwas Vorbildliches leistete, so hat es dafür vollkommen Recht, auf seine schöne Literatur zu pochen, welche Macaulay als das stolzeste nationale Besitztum bezeichnet. Wie schon gesagt, strömt bei dieser eigenartigen Rasse alle höhere Geistesenergie, die sich auf niedererer Sphäre als Welteroberungskraft entladet, in literarisches Schaffen hinein. Daß gerade dies das unfehlbare Merkmal einer geistig erstklassigen Nation, unendlich deutlicher als die Bildnergabe der Renaissance-Italiener und die Musikgabe der modernen Deutschen, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Für Verständige bedarf diese Selbstverständlichkeit keines Beweises. Nun sei gleich kurz und bündig gesagt, daß England auf allen Gebieten der höheren und niederen literarischen Produktion geradeso jeden Rekord schlägt, wie so lange in allen Branchen der Güterproduktion. Es hatte etwas unbeschreiblich Drolliges, bei einem der nutzlosen Verbrüderungsfeste auf den Bürgermeister- und Journalistenreisen von einem hervorragenden Engländer eifrig versichern zu hören: „Auch wir (d. h. nicht nur die Deutschen) haben eine bedeutende Literatur." Denn während wir unsere fingierten Äußerungen stets dem gebildeten typischen Durchschnittsengländer in den Mund legen, läßt sich nicht verkennen, daß eine, der Zahl nach freilich winzige Deutsch-Gemeinde jenseits des Kanals alles Deutsche geistig geradeso überschätzt, wie die gebildete und ungebildete Masse es gröblich unterschätzt. Staunen mußte man auch über eine Rede des trefflichen Porträtmalers Herkomer bei ähnlicher Gelegenheit auf einem Künstlerbankett, wo die Engländer förmlich als

Barbaren in Kunstdingen behandelt wurden und sich dies beifällig gefallen ließen. Der unglaubliche Shaw knüpfte daran die Betrachtung, daß die Deutschen die einzig literisch hochstehende Nation seien, weil die Berliner die Werke des besagten Shaw so richtig würdigten. Da haben wir's ja aus berufenem Munde! Aber ach, diese Scherze lassen uns kalt und uns erheitert nur die tragische Ironie, daß England sich Sottisen dort sagen läßt, wo es allein zur Überhebung Grund hat d. h. wo sein Dünkel zu gerechtem Stolze wird, um dafür auf praktischen Gebieten wie Militarismus und Industrialismus und manchmal auch in den Wissenschaften einen steten Vorrang herauszubeißen, der ihm entweder nicht in diesem Grade oder überhaupt nicht zukommt. Und die Deutschen stecken dann naiv solche Komplimente ein und brüsten sich in ihrer Gottähnlichkeit als Volk von Dichtern und Idealisten.

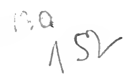
Dieser Schwindel fängt schon mit der unausrottbaren Legende an, die Deutschen hätten Shakespeares Größe für England entdeckt. Nicht nur war er schon unter Karl I. populär und geriet nur zeitweilig durch die Franzosenmode in Vergessenheit, sondern längst ehe ein Deutscher etwas von ihm ahnte, feierte man auf Garricks Anregung das großartige Stratford-Jubiläum. Lange ehe er auf deutschen Bühnen seinen Einzug hielt, spielten Garrick, Kemble, Kean, Mrs. Siddons, Miß O'Neal unablässig Shakespearische Rollen. Daß deutsche Literaturhistoriker und Philologen nebulose „Studien" eines von Fremdtümelei genährten Götzendienstes beisteuerten, um sich hierdurch als Nachfolger des „Entdeckers" Lessing zu fühlen, entspricht auch nur dem gelehrten Treiben der englischen Stratfordier vom Schlage Dowdens, Doyles, Sidney Lees, Speddings (letzterer mehr als Bacon-Reinwascher tätig.) Ob die Deutschen an und für sich ein besonderes Verständnis für den sogenannten Schwan von Avon mitbringen, ist nicht ganz zweifelsohne,

denn die Torheiten der wider „Shakespearomanie" Wetternden würden sonst nicht so viel Anklang gefunden haben. Daß Schillers „ideale" Gestalten und seine hochgebildete Sprache doch viel sympathischer seien, als des Briten Rauheit, war sicher vielen aus der Seele gesprochen. Gerade das, worauf Shakespeares und überhaupt der britischen Dichtung Größe beruht, die elementare Leidenschaft und der rücksichtslose Wahrheitssinn, fehlt der deutschen Dichtung und dem gesamten deutschen Wesen. Verständnisvolle Vorliebe für große Briten könnte daher nur aus dem Gesetz des Kontrastes sich erklären. Es ist aber vieles im stockenglischen Shakespeare und dem angeblichen Kosmopoliten Byron, der etwa 50 Jahre lang in Deutschland große Popularität genoß, was nur ein Brite oder ein vom britischem Wesen durchsättigter Wahlverwandter wirklich erfassen kann. Ebensowenig ein Brite (Ausnahmen bestätigen stets nur die Regel)) je Goethe richtig verstehen wird (auch Carlyles Goethe ist ein anglisierter Goethe), ebensowenig wird der Durchschnittsdeutsche trotz seiner unstreitig größeren Assimilierungsfähigkeit je die düstere Gewaltigkeit der britischen Dichtungsheroen aufrichtig als etwas Eigenes und Nicht-Fremdes begrüßen. Der selige Auerbach gestand uns einmal vertraulich, daß Dickens doch eigentlich ein recht roher Geselle sei, bei dem es stets unphilosophisch unfein und naiv-brutal zugehe. Ein schlimmes Zeichen ist auch die Mißachtung, in die Scott und Bulwer, einst massenhaft verschlungen, heut gerieten während minderwertige französische Romanciers eifrig bewundert werden.

Die Briten können allerdings nicht verlangen, daß man im Ausland ihre unzähligen kleineren Dichter und Autoren kenne. Das wäre, als ob man Kenntnis unserer Geister dritter Ordnung von Gleim und Gellert an voraussetzen wollte, die oft selbst ein sachkundiger Deutscher zu lesen verschmäht. Immerhin wurde z. B. Bürgers

„Leonore" ins Englische übersetzt, später Schillers „Räuber" und (von Coleridge) „Wallenstein," dann Goethes „Meister". Dies war im Grunde kein geringes Kompliment, da England sich grundsätzlich alles Ausländische vom Leibe hielt und so gut wie nichts Französisches (außer Pornographischem und fürs Theater „Adaptiertem") je übertragen wurde. Die beste Faustübertragung rührt freilich vom Amerikaner Bayard Taylor her, ebenso überließ man es Longfellow, einiges von Uhland nachzudichten. Dagegen versuchte man Heine-Übertragungen. Außer Carlyles Bemühung, deutsche Literatur einzuführen, lieferte auch Lewes (G. Eliots Gatte) eine gute Goethebiographie, so wie neuerdings der bekannte frühere Timeskorrespondent Ch. Lowe eine Bismarckbiographie. Im ganzen ist dies aber gewiß nicht viel; von Romanen sind nur die Auerbachs und — der Marlitt übersetzt worden, von Wissenschaftlichem nur weniges Historisches und neuerdings Schopenhauer durch den jetzigen Kriegsminister Haldane. Man darf wohl sagen, daß Interesse für deutsche Literatur nur von dem kleinen exklusiven Kreis der in Deutschland mal ein paar Semester Studierenden gepflegt wird. Demgegenüber sieht freilich die deutsche Gegenrechnung insofern imponierend aus, als fast alle bedeutenderen englischen Romane verdeutscht wurden. Auch gibt es, von Shakespeare abgesehen, etwa vier Nachdichtungen von Byrons Werken. Einen Teil Shelleys verdeutschte Strodtmann, den „Entfesselten Prometheus" Graf Wickenburg. Auch von Milton und Ossian gibt es Übersetzungen. In religiösen Zirkeln scheint auch Bunyans „Pilgrims Progreß" in einer Übersetzung bekannt. Carlyle und Ruskin erfreuen sich neuerdings deutscher Ausgaben. Burns hat man mehrmals in Auswahl verdeutscht, ebenso Tennysons „Enoch Arden". Freiligrath gab eine Anthologie heraus, leider von fast durchaus Überflüssigem mit Ausnahme von Tennysons

„Locksley Hall". Dagegen fehlt jede Verdeutschung von Keats, jede vollständige Ausgabe von Shelley und Tennyson; Wordsworth, Coleridge, Swinburne blieben völlig unbekannt. Von Swift gibt es nur eine Ausgabe „Gullivers" als Kinderbuch, während man an Goldsmiths „Vicar" in der Realschule Englisch lernt. Im 18. Jahrhundert wurden Popes gräßlicher „Essay on Man" und Thompsons „Jahreszeiten" pflichtschuldigst bewundert. Endlich sind manche englischen Historiker, besonders Macauleys „Geschichte England" (dessen Bedeutung liegt aber nur in den Essays), übertragen worden und vielfach Darwins Werke. Doyles Sherlock Holmes entging uns nicht, Shaw und Wilde importierte man auch und manches von Kipling. Als Ergebnis wäre also festzustellen, daß der Heißhunger des deutschen Publikums nach Fremdem, so kraß abstechend von der englischen und französischen Gleichgültigkeit gegen alles Fremde, doch eine gewisse Stammverwandtschaft mit Englischem allzeit empfand. Trotz der Französelei der Theater, trotz der Verbreitung einzelner französischer Prosa-Autoren (früher Voltaire und Rousseau, später G. Sand, E. Sue, die Romane Hugos, endlich Zola und Daudet) hat selbst die Verdeutschung französischer Prosaiker nie entfernt den Umfang erreicht, wie gegenüber den englischen, wo oft sogar wertlose Schmarren als Lesefutter die Ehre einer Übersetzung erfuhren. Sogar Zeugs wie Hornungs Amateur-Einbrecher Raffles mußten wir auf Berliner Bühnen erdulden. Und was Nachdichtung französischer Poeten betrifft, so sind wir vollends traurig im Rückstande, nichts als einzelne herausgegriffene Proben von Musset, Lamartine, Hugo usw. liegen vor. Verlaine und Baudelaire sind sicher bedeutender als Edgar Poë, und doch besitzen wir mehrfache Poë-Übertragungen, keine (außer in Einzelpröbchen) jener Franzosen, wie denn auch andere Amerikaner, nämlich Longfellow und Whitman, deutsche Nachdichter fanden



und der heut schon verschollene Bret Harte in Deutschland (Reclams Univ. Bibl.) populärer wurde als daheim. Läge nicht das nämliche Mißverhältnis bei den Prosaikern vor, möchte man die nähere Verwandtschaft der englischen und deutschen Sprache als Ursache der vorzugsweisen Nachdichtung aus dem Englischen annehmen. Doch das ist irrig, weil bei Nachdichtung ja ohnehin Umwandlung stattfinden muß. Sollte am Ende gar gefolgert werden müssen, daß die Kenntnis des Französischen und Verbreitung der Originale in Deutschland viel umfangreicher sei als bezüglich des Englischen und deshalb Verdeutschungen aus dem Französischen unnützer erscheinen? Leider scheint hier ein Teil der Wahrheit zu liegen, denn trotz Tauchnitz-Edition, die meist in englische Hände wandert, so daß England ein besonderes Einfuhrverbot dagegen erließ, werden unstreitig mehr französische als englische Originale bei uns gelesen. Die naive Vorstellung der Briten, jeder Deutsche verstehe Englisch, geht ganz fehl: auf Zehn, die Französisch reden und lesen, kommt kaum Einer (mit Ausnahme von Hamburg natürlich), der das Englische so beherrscht, um ohne Schwierigkeit ein Buch zu genießen. Aber ein anderes Anzeichen zeigt gleichwohl, daß britische Art dem Deutschen zugänglicher: die gallischen Bühnenklassiker sind uns selbst im Orginal unverdaulich, Fuldas treffliche Verdeutschung Molières hat ihn nicht fürs deutsche Publikum erobert. Die beste Nachdichtung macht die pomphafte gallische Versrhetorik uns nicht genießbar, während z. B. Ossians scheinbare Fremdartigkeit sofort bei uns ein begeistertes Echo und in freien Rhythmen (Klopstock, Reinhold Lenz) Nachahmung fand (vergl. auch die herrliche Nachformung in „Werther"). Vielleicht könnte man noch wähnen, daß die politische Machtstellung Englands auf sein literarisches Prestige abfärbte. Doch zu Napoleons Zeit haben Chateaubriand und die Staël nicht entfernt bei

uns ein Interesse erweckt, wie britische Autoren, trotzdem Frankreich zivilisatorisch den Ton angab.

Dies Ergebnis scheint uns also sehr wichtig. Wenn die Literatur das innerste Wesen eines Volkes als seine Stimme und Seele wiedergibt, steht Deutschlands geheime Vorliebe für England außer allem Zweifel. Das lag auch bis 1870 offen zu Tage, aber seither trat ein so auffälliger Rückschlag ein, daß die oberflächliche Absprecherei, die wir eingangs dem gebildeten Durchschnittsdeutschen in den Mund legten, für heut nicht übertreibt. In dieser neuen Epoche hat Deutschland tatsächlich mal einen Fremden, den seine Nation nicht kannte, weltberühmt gemacht: ausgerechnet war's der Franzose Gobineau. (Beiläufig ein unsterbliches Verdienst des Fürsten Eulenburg, der hiermit mehr für die Zukunft tat als alle „Zukünfte" des Publizisten Witkowski-Harden.) Neben der Gobineau-Gesellschaft hat man von ähnlichen Gemeinden für Briten wie Spencer und Ruskin nichts vernommen. Das Interesse an Englischem sank fortwährend, nur noch durch Shakespeare und Darwin aufrechterhalten, die politisch-kommerzielle Konkurrenz ging sogar in Entfremdung auf geistigen Gebieten über. Daß Shaw und Wilde, unsrer hysterischen Decadence so angenehm, Iren sind und aus ihrem Haß gegen englische angebliche Philisterei kein Hehl machten, empfiehlt sie den Deutschen. Sobald Kipling sein allerdings ekelhaftes Schmähgedicht auf Goten und Hunnen losließ, tat ihn der gute Wildenbruch in pathetischem Zorngedicht in Bann und Acht, und Allbeutschland verversicherte, daß Kipling, der aufdringliche Imperialist, ein wertloser Schmierer sei. Wir knüpfen also hier gleich an, daß der Dichter von „Kim" „das Licht, das ausging," der Humorist von „Stalky & Co." einen durchaus genialen Zug hat, daß selbst heut in ihrem Verfall die britische Literatur mindestens der französischen noch immer hoch

überlegen scheint. Wer natürlich sein Urteil nach Sherlock Holmes-Schnurren bemißt (ohne diesen scharfsinnigen Erfindungen zu nahe treten zu wollen), ahnt nicht mal, daß auch Connan Doyle selber recht tüchtige historische Romane schrieb. Doch höher steht Rider Haggard, der allzu Fruchtbare, stehen auf dem Gebiet des historischen Romans Withe Melville und der in Deutschland ganz unbekannte Stanley Whyman. Die Briten selbst stellen G. Meredith als Gesellschaftsschilderer am höchsten, wobei wir ihnen nicht zu folgen vermögen, da die an Carlyles Germanismen angelehnte geziert-pointierte epigrammatische Sprache und die originalitätshaschende Geistreichelei einen künstlerischen Eindruck nicht aufkommen lassen. Auch von Besant, Hornung, G. Moore halten wir nicht viel. Aber wenn man vor den zahllosen englischen Blaustrümpfen warnt, während man früher G. Eliot maßlos verhimmelte, von deren Romanen wir nur den unbekanntesten „Daniel Deronda" künstlerisch gelten lassen, so möchten wir selbst Geringschätzung der Sensationsmacherin Braddon nicht übertreiben, da sie einen recht guten (natürlich unbekannten) historischen Roman leistete, und wenn die Marlittartige Mrs. Wood leider die höchsten Auflagen erzielt, so erachten wir die Ouida trotz ihrer Mängel für eigenartig dichterisch und Mrs. Humphrey Ward für den bedeutendsten und sogar männlichsten Romanschriftsteller der Jetztzeit. Die stärksten deutschen Frauentalente wie Klara Viebig, Ricarda Huch, E. Marriot, von der schwachen sinnigen Zartheit der Ebner-Eschenbach ganz zu schweigen, reichen nicht entfernt heran. Wir wollen aus der Fülle guter Sachen, auch aus weiblichen Federn wie von Marie Corelli und Helene Mathers, nur „Die gehütete Flamme", „Das Schweigen des Dean Maitland" und „Vivien" von Maxwell, die meisterhaften „Italienischen Novellen" von Howlett, „Das Weib mit dem Fächer" von Hichens,

Marion Crawfords Skizzen des römischen modernen High-life herausgreifen, wie übrigens auch Amerika in Romanen von Edith Wharton, Winston Churchill und Sinclair ganz Hervorragendes bot. Man stirbt vor Langerweile bei den phantasielosen Wiederkäuungen eines immer gleichen Themas bei den Franzosen und wird bei den besten deutschen Gegenwartsromanen (in Stil und Psychologie sonst über die einstigen Taten eines Freytag, Gutzkow, Auerbach, Spielhagen den wesentlichsten Fortschritt bekundend) den Eindruck einer gewissen Weltunerfahrenheit und zartschwächlicher Unreife im tastenden Versuch, die neudeutsche Moderne ausschnittsweise zu bewältigen und abzuspiegeln, nicht los. In der Weite des Blicks, in der Tiefe und Sicherheit spürsinniger Charakteristik, in der Höhe ernsten Aufschwungs aus miterlebtem Menschenleid, im Umfang weltmännischer Lebenskenntnis stehen die britischen Erzähler immer noch obenan. Dabei handhaben sie oft die Technik mit großer Eleganz, selbst Humoresken wie „Name Garland", „Elisabeths Besuche", „Des Kardinals Schnupftabaksdose", „Briefe eines Selfmademan", Jacobs Matrosenscherze strahlen von heiterer Anmut. In einem beliebigen historischen Roman wie „Pastor Kelly" von Mason und Lang, der nur bescheiden unterhalten will, stößt man auf wahre Meisteranalyse weiblicher Seelenstände. So sieht britische Novellistik in ihrem Verfall aus! Doch auch für ihre Großzeit gibt das alleinige Bekanntsein von Dickens auf dem Kontinent keinen richtigen Maßstab. Auf lange kritische Erörterungen können wir uns hier nicht einlassen, stellen nur fest, daß Dickens, der nur einmal in seinem mindestbekannten kleinen „Zwei Städte" ein gutkomponiertes geschlossenes Bild bot, so ziemlich der unkünstlerischste unter allen britischen Romanciers erscheint. Fortreißende Gewalt, doch fast immer in der Tragik sentimentale Pose, im Humor ausschweifende Karrikatur, alles theatralisch auf

Effekt berechnet. Dem deutschen Reflexionsstreben entsprach besser der gedankenreiche schwungvolle Bulwer, trotz einer gewissen dandyartigen Affektation ein sehr bedeutender Geist, den „nicht mehr lesen zu können" man sich lieber nicht rühmen sollte. Wie diese beiden, sind einst auch Richardson, Smolett, Fielding, Sterne bei uns viel gelesen worden und haben zu schlechten Nachahmungen verlockt, der letzte Nachahmer Sternes war Jean Paul, ein sonst eigenständiger deutscher Träumer. Rechnet man noch den liebenswürdigen, aber unbedeutenden Goldsmith hinzu, sowie den genialen Defoe, dessen „Robinson" die literarische Runde um die Welt machte, dessen andere Erfindungen aber literarisch noch höher stehen, so wird man wohl nicht leugnen, daß England die moderne Romangattung zuerst schuf und ausbaute. Von den Genannten, unter denen der von Unwissenden geschmähte Richardson damals mit Homer verglichen wurde — seine angeblichen breiten Bettelsuppen schäumen über von Mark und Kraft —, hat sich Fielding noch heut behauptet. An ihn aber schloß sich der größte aller Romanciers, wenn man unbestechliche Wahrheitsliebe und echten Realismus als Maßstab nimmt, Thackeray. Dieser wunderbare Gesellschafts- und Menschenzergliederer, dem leider nur jeder lyrisch-poetische Anhauch fehlt, blieb als Zeitgenosse von Dickens und Bulwer bei uns so gut wie unbekannt. Schon dies genügt, um die angebliche Kenntnis britischer Literatur in Deutschland ins rechte Licht zu stellen. Wie durchaus führend und tonangebend der britische Roman, geht aber auch daraus hervor, daß der Gouvernantenroman der Marlitt und Werner sich von dem freilich grundverschiedenen Vorbild der leidenschaftlichen Schwestern Bronte ableitet.

Den Übergang zur eigentlichen Dichtung bilden die Waverleyromane, deren Schöpfer ursprünglich von der

Versepik ausging und auch hier große äußerliche Wirkungen erzielte. Die ganze europäische Romantik, die Flucht ins Mittelalter, hat er hervorgerufen. Wer so etwas vermag, dem muß wie jedem Neutöner eine urwüchsige Genialität innewohnen, und Scott hat als Schöpfer des historischen Romans literaturgeschichtliche Unsterblichkeit. Er verdient sie trotz der Konventionalität seiner Fabeln durch die meisterhafte Charakteristik historischer Gestalten und den wahrhaft poetischen Duft und Schimmer seiner Gebilde. In schreiendem Gegensatz zu dem ewig reflektierenden und ästhetisierenden deutschen Literatentum, dem in dieser Hinsicht sich nur ein Bulwer verwandt fühlte, sind all diese genialen Neutöner von Defoë bis Scott und Thackeray rein naiv und spontan zu ihren grundlegenden und bahnbrechenden Schöpfungen gekommen. Bei den eigentlichen Dichtern steht es ebenso und zwar, je größer sie gewachsen, desto mehr. Sowohl Shakespeare und Byron als Burns und Shelley haben ihr Genie völlig unbewußt ausgeschüttet ohne jede artistische Absicht, einfach dem Zwange der Leidenschaft gehorchend. Denn die Briten und nur sie sind das eigentliche wahre Dichtervolk, die Rasse der ursprünglichen Genialität, die autodidaktisch nur aus sich selbst Gesetze nimmt, aller Regeln spottend.

Wenn die Deutschen sich ihrer Lyrik mit Recht erfreuen, so sollten sie diese doch nicht ohne weiteres für die denkbar beste halten. Dazu wissen sie von der britischen doch allzu wenig. Zu einer Zeit, wo man anderswo nur gelehrte Rhetorik kannte, trällerte Herrick sein Lied. Noch viel früher entfaltete Chaucer eine seltene Leichtigkeit flüssiger neckischer Verssprache und im Pomp einer akademischen Epik nach Dantes und Tassos Muster stolzierten Spenser und Milton einher. (Letzterer noch unleidlicher von Klopstock nachgeahmt.) Daß die britischen Kathederästhetiker nicht mehr gelernt haben als die deut-

schen, erfuhren wir neulich wieder bei einem Miltonjubiläum. Aber wenn wir diese vermoderten Scheingrößen einer eklektischen Rhetorik (auch Spenser wird immer noch gefeiert!) den Briten nicht beneiden, so beneiden wir um so mehr die heroische Persönlichkeit Miltons, der als republikanischer Prosa-Pamphletist noch heut ergreift und erhebt. Selbst bei dichterisch Fragwürdigen bewahrt also der britische Geist seine stolze Mannhaftigkeit und urwüchsige Kraft, deren vertiefte Innerlichkeit und inbrünstige Leidenschaftlichkeit einen naiven Proletarier Bunyan zu einer seltsam bizarren Allegorie („Pilgers Fortschritt") begeisterte, die dichterischer wirkt als der ganze Milton. Im 18. Jahrhundert versumpfte die britische Poesie unter französischem Einfluß. Von Pope und Dryden bis Crabbe und Rogers blühte die unleidliche Gattung der Lehrgedichte, der Essays in Versen. Doch selbst damals belebte das unzerstörbare Dichtertum dieses Poetenvolks die abscheuliche Abart in Youngs „Nachtgedanken" und Thompsons „Jahreszeiten" (letztere miserabel kopiert in E. v. Kleists „Frühling"). Damals hat sogar die ästhetische Kritik, sonst Englands Schwäche, Bahnbrechendes geleistet, wie einst schon in Sidneys „Verteidigung der Poesie" vor Shakespeares Erscheinen, indem sie auf die Natur verwies und mit Antike und Französelei brach. (Natürlich ist hier nicht der greuliche Samuel Johnson gemeint, dem noch Carlyle mit gewohnter einseitiger Querköpfigkeit ein ganz unverdientes Loblied sang.) Bischof Percys Sammlung alter Volksballaden bescherte einen Schatz ungeschliffener Diamanten. Den begeisterten kritischen Bahnbrechern einer neuen urgermanischen Kunstrichtung folgten bei diesem Genievolk natürlich sogleich die Schöpfertaten. Die letzte große Versepik tauchte im Pseudo-Ossian auf, den das alberne Philologentum später in den Orkus verdammte, weil seine Unechtheit bewiesen

wurde, als ob dies das Mindeste mit der Echtheit dieser erhabenen Poesie zu tun hätte. Ganz ähnlich wird noch vom deutschen Literarhistoriker Hettner der Knabe Chatterton abgetan, weil er seine eigenen Balladen für mittelalterliche Funde ausgab, als ob damit „Sir Baldwins Tod" etwas an dichterischem Wert verlöre. Der schwindsüchtige Schulmeister Macpherson, dessen „Ossian" Napoleon und Goethe berückte, wird für den Kenner allezeit zu den großen Dichtern der Menschheit gerechnet werden. Dieser schottischen Genietat folgten die schottische Volkslyrik des Bauern Burns, dessen eigenartige Größe keine Übersetzung, vor allem keine unvollständige, vermitteln kann. Dann folgte die englische Romantik, den Deutschen völlig unbekannt, in Wordsworths urenglischer Beschaulichkeit und Coleridges gespenstiger Phantastik, in der erstaunlichen Plastik der Keatsschen und Shelleyschen Allegorien, die bei Shelley sich gleichzeitig in elementarische Naturstimmen auflöste. Wir wollen mit der verbohrten britischen Ästhetik nicht darüber rechten, daß sie nachträglich die bei Lebzeiten zu Tode gehetzten Shelley und Keats zu Obergöttern erhöhte, was wir namentlich für Keats durchaus ablehnen, und Wordsworths unzweifelhafte Bedeutendheit geradezu grotesk verhimmelt, als sei er ein spezifisch englischer Nationalpoet, während ihm gerade das eigentlich britische Element der tiefen verhaltenen Leidenschaft mangelt. Doch sei dem, wie ihm wolle: solange die Deutschen weder Wordsworth noch Shelley kennen, dürfen sie über englische Verspoesie nicht mitreden. Unter der nun folgenden Schar gibt es viele Eklektiker, darunter die edle schwungvolle Felicia Hemans, und auch Swinburne, Rossetti, Morris werten wir nur als Artisten, was zum Teil auch für den weltweit gefeierten Tennyson zutrifft. Ein Mann der Form, seine ladylike Muse gar zu zierlich putzend, von allzu wohlfeiler Modegunst getragen und verwöhnt, hat er doch

manchmal dichterische Augenblicke einer echten und sogar männlichen Stimmung. Nur darf man ihn nicht nach „Enoch Arden" messen, das in England niemand sonderlich beachtet, sondern nach den „Königsidyllen". In neuester Zeit hat die englische Verskunst noch einmal etwas Großes erzeugt: Wildes „Ballade vom Reading-Gefängnis". Selbst heute noch verleugnet sich nicht ganz die britische Dichterherrschaft.

Nichts ist also lächerlicher als die deutsche Meinung, die Briten brächten wohl einzelnes Erstklassiges hervor, die Gesamtliteratur aber entbehre der Fülle. Im Gegenteil, sie ist reicher und lückenlos vollständiger als die jedes andern Volkes. Denn unendlich naiv ist auch der Wahn, Shakespeare habe in seiner Zeit alleingestanden. Die Elisabeth-Dramatiker bilden eine so zahlreiche Talentgilde, wie man sie nie sonst beisammen traf. Selbst Ben Jonson war ein bedeutender Kerl, die andern haben mindestens Einzelszenen von unglaublicher Wucht geschrieben, und der Vorläufer Marlowe, der Gründer des germanischen Dramas, Äschylos vergleichbar, war sogar ein Genie, dessen Sprache sich zur höchsten Schönheit, dessen tiefsinnige Gedanklichkeit sich stellenweise zu titanischer Größe erhebt. Hier freilich begegnet uns ein ganz unaufgeklärtes Problem: warum England seither jede Dramatikerstärke verlor, als ob es sich damals für immer nach dieser Richtung verausgabte. In Shelleys „Cenci" und Byrons Dramen, welch letztere wenigstens eine geniale Erkenntnis wirklich dramatischer Konflikte erkennen lassen, doch ohne gestaltende Gabe der Ausführung, blitzt wohl hier und da ein Funke des alten Feuers, doch erlischt gleich wieder. Nur in Ottways „Gerettetem Venedig" und der wildzynischen Gayschen „Bettleroper" sowie manchmal in den, von züchtiger britischer Ästhetik unter Vorantritt des korrekten Philisters Macaulay verdonnerten, frivol-schmutzigen Kava-

lierskomödien von Congreve und Wycherley merkt man noch dramatisches Leben. Sheridans „Lästerschule“ war wenigstens für sein Zeitalter ein Musterlustspiel. Seither aber herrscht Nacht und Grauen auf der britischen modernen Bühne, die zum ödesten Vulgärgeschmack herabsank. Wie es mit dem heutigen britischen Publikum bestellt, zeigt die betrübende Tatsache, daß ein unglaublich plumper Effekthascher wie Hall Caine, dessen Romane nichts als Theatralik atmen, mit Dramatisierung seines Machwerks „Die Ewige Stadt“ (500000 Exemplare des Romans verkauft!) auch auf der Bühne Triumphe feierte. Tout comme chez nous, die Verrohung der halbgebildeten Massen zieht in allen Landen den Niedergang der Literatur nach sich. Doch das ändert nichts daran, daß Englands Genie, Meister und Muster im Roman, groß in der Lyrik und Epik, wenigstens einmal ein vorbildliches Geschlecht von Dramatikern erzeugte, die allein den wahren tragischen Odem im Leibe hatten. An ihrer Spitze den größten Dichter aller Zeiten. Und so unerschöpflich blieb diese dämonische und imperatorische Leidenschaft zur poetischen Welteroberung im Nachschaffen des Weltbilds, daß England noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts die märchenhafte Genialität des dilettantischen Lordsbummlers Byron zutage förderte, der als reiner Sänger im abstrakten Sinne nach Ruskins Meinung (im Gegensatz zu Carlyles hysterischem Anathema) sogar noch Shakespeare übertönt, der aber jedenfalls in „Kain“ und „Don Juan“ zwei Weltdichtungen höchsten Ranges ausbreitete, worüber schon Goethe das Nötige sagte. Fügen wir hinzu, daß Carlyle, so wenig wir seiner sauertöpfisch calvinischen Art huldigen, eine düstere vulkanische Prophetie ausspie, die wenigstens durch ihre britische Leidenschaft blendet, daß ferner das 18. Jahrhundert zwar keinen Dichter, wohl aber den größten Satiriker aller Zeiten in Swift her-

vorbrachte — eine wahre Weltsatire von majestätischer Dämonie —, so haben wir das Gewebe einer Literatur entrollt, die ohnegleichen auf Erden und an Reichtum auf allen Feldern des Könnens auch der hellenischen voransteht. Wir haben dem britischen Hochmut überall die Wahrheit gesagt, hier aber beugen wir uns einfach, bewundern und verehren. Eine Nation, die diese Literatur als ihres Geistes Abbild hinterläßt, hat ein Recht auf ihren unbegrenzten Stolz, sie war die erste oder, wozu die Franzosen sich fälschlich ernannten, die Große Nation.

II. Aus allem oben Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die heutigen Deutschen sich von der überragenden Stellung Englands im Geistesleben keinen Begriff machen, weil nur ein vollständiger Überblick dazu genügt. Andrerseits versteht sich von selber, daß die verächtliche Gleichgültigkeit, die man drüben allem Kontinentalen entgegenbringt, kein annähernd würdiges Bild deutscher Hochkultur in der Vorstellung des Durchschnittsgebildeten zuläßt. Leider blieb die gang und gäbe Annahme, Deutschland habe erst im 18. Jahrhundert sich geistig aufgerafft, auch vielen Deutschen nicht fremd, und es muß nachdrücklich betont werden, daß Deutschland zu einer Zeit, wo von englischer und französischer Literatur im besseren Sinne noch nicht mal ein Anzeichen vorlag, eine großartige Dichtungsblüte erzeugte. Wolfram v. Eschenbach und Walter von der Vogelweide, sogar Hartmanns bedeutend angelegter Armer Heinrich und manche minder bekannte eigenartige Autoren nachfolgender Zeit, würden schon allein eine Literatur bedeuten, die sich neben der italienischen wenigstens inhaltlich sehen lassen kann. Formal bekundet z. B. Eschenbachs „Titurel" und manches Lied auch erhebliche Gewandtheit. Auch kommen deutsche Kraft und deutsches Gemüt in den kleineren Heldenepen und Gudrun zum Ausdruck. Doch das alles verblaßt neben dem Genie ersten Ranges, das sich in

„Tristan und Isolde" formal und psychologisch, im Nibelungenlied aber in so besonderer Stärke entladet, daß man den unbekannten Schlußbearbeiter dieses Nationalepos an dämonischer Größe einfach neben Shakespeare stellen kann. Da diese poetische Bibel deutschen Wesens, die auch Goethe schon in ihrer vollen Bedeutung erkannte, sogar bei Umformung ins Hochdeutsche viel verliert, könnte natürlich auch Nachdichtung ins Englische keine Ahnung von der Herrlichkeit dieser dichterischen Großtat geben. Um so mehr sollten höher gebildete Briten endlich genügend Deutsch lernen, um dies Wunderbare wenigstens im Hochdeutschen zu genießen. Leider fehlte den wenigen englischen Kennern deutscher Literatur bisher jedes Verständnis dafür. Jedenfalls sollte aber mit dem Unsinn aufgeräumt werden, als habe England eine ältere literarische Kultur. Im Gegenteil dürfen wir auch hierin Briten und Franzosen sozusagen als Parvenüs betrachten. Doch wenn dieser ersten glorreichen Blüteperiode deutschen Geistes, der sich auch einige gute Historie-Chronisten anreihen, keine entsprechende Fortsetzung bis zur Renaissance folgte, und auch dann Hutten und ein paar andere Satiriker nicht den entferntesten Vergleich mit der formalen Reife der italienischen und später dem Aufschwung der spanischen und gar englischen Literatur zulassen, so wird man den Grund, wie schon an anderer Stelle erwähnt, im eigenen Busen suchen müssen. Politisches Unglück, das überhaupt erst durch den Westfälischen Frieden besiegelt wurde, entschuldigt wahrlich nicht dies Schweigen aller höheren Instinkte, die Muse regt oft gerade im Dunkel ihre Schwingen. Sondern materialistische Verrohung und Unsittlichkeit hielt die Deutschen geradeso nieder wie die Franzosen, die erst seit Franz I. einige poetische Regungen in Villon und Rabelais zeigten und es wenigstens zur nüchternen Weltweisheit Montaignes brachten. Die

in Blut getaufte Reformation verjüngte gleichfalls nicht das geistige Leben, weil sie für theologisches Pfaffengezänk auf alle wirkliche Geistesfreiheit verzichtete. Die pietistischen Kirchenlieder eines Paul Gerhard usw. haben literarisch wenig zu bedeuten, die Epigramme Logaus etwas mehr. Im allgemeinen lastete dumpfe Pedanterie und Verengung auf allem Deutschen. Nur Leibniz und Euler gründeten neue deutsche Wissenschaft. Diese hatte inmitten der ärgsten Schrecknisse in Keppler, dem Zeitgenossen und Bekannten des großen Wallenstein, plötzlich einen Aufflug genommen, der immer noch für Deutschland als nächst Italien ältestem Kulturland Großes zu verheißen schien. Keppler und Giordano sind die Wissenschaftshelden der Renaissance, einem Bacon weit überlegen, der bekanntlich auch gegen des Deutschpolen Kopernikus' Sonnensystem sich altfränkisch auflehnte. Doch all diese Keime verkümmerten, und erst in Kant entfaltete der deutsche Geist wieder eigentümliche Größe. So wenig es deutschen Ohren behagen mag, müssen wir die Stimme der Wahrheit hören, daß seit den genialen Dichtern der Staufenzeit fast nur Keppler die lange Öde bis auf Kant belebt und daß England im 16., 17. Jahrhundert, bis zur Mitte des 18., Deutschland auf allen geistigen Gebieten um endlose Pferdelängen voraus war. Es startete wahrlich nicht früher, das sind verkehrte Ausreden, sondern eine unerklärliche Mieselsucht schien den Armen Heinrich Deutschland befallen zu haben, seit der letzte geniale Staufe Friedrich II. die Augen schloß, an den sich ursprünglich die Kyffhäusersage anlehnte, mit viel tieferer Begründung, die später törichterweise auf den Feudaltyrannen Barbarossa übertragen wurde. Doch diese Erinnerung ruft uns zugleich ins Gedächtnis, wie groß dies deutsche Mittelalter gewesen sein muß, das neben solchen Dichtern so ungewöhnliche Herrscher hervorbrachte. Philipp August, Philipp der Schöne von

Frankreich, Edward III., Heinrich V. von England — welche Knirpse in ihrer halbbarbarischen Art und naiven Beschränktheit neben dem großen Stil der Weltpolitiker Heinrich III., Heinrich VI., Friedrich II., um nur die Spitzen der Kaisermacht zu nennen, während selbst Otto I., Otto III., Heinrich IV., Friedrich I. an Tatkraft, Weitblick und Bildungsdrang (auch der soldatische Barbarossa dichtete, wie sein gewaltiger Sohn und Enkel) alle ausländischen Zaunkönige himmelhoch überragten.

Mochte der unglückliche Jüngling Otto III. ein „Romantiker auf dem Throne" sein — um dies zu werden, bedurfte es jedenfalls eines so hohen Bildungsstandes, und wir unterstreichen diese neuklingende und doch so sichere Tatsache, daß Franzosen und Briten des Mittelalters, an ihren Königen und Rittern gemessen, als reine Barbaren neben den Deutschen erscheinen. Leider sind die kulturhistorischen Forschungen noch nicht so weit vorgeschritten, um dies im einzelnen begründen zu können. Doch der geschichtliche Fingerzeig, daß alle ausländischen Despoten, einzig den scharfkantigen Wilhelm den Eroberer ausgenommen, als geistig rückständige Kriegerhäuptlinge oder kleine Intriganten auftreten, während unsere deutschen Kaiser fast durchweg großartige und vornehme Gestalten vor uns aufpflanzen, kann unmöglich auch für den allgemeinen Kulturzustand täuschen. Welche mesquine Erscheinung ist noch Frankreichs Ludwig XI., wie unbedeutend der schlaue Henri IV., der alles seinem großen Minister verdankt, welch ein Tölpel Karl der Kühne, welch ein Ekel Englands Henry VIII., dem Luther so treffend die Wahrheit sagte! Erst bei Franz I., einem sonst abscheulichen Feudalnarren, erkennt man einiges äußerliches Bildungsstreben und, kulturhistorisch betrachtet, beginnt erst unter ihm die neue französische Kultur. Der erste wirklich bedeutende Mann der französischen Geschichte taucht erst in Richelieu auf

und der ziemlich verkannte „Sonnenkönig" entwickelte dann wenigstens das ungewöhnliche Königstalent, die besten Kräfte auszuwählen und sich als Kulturprotektor auf allen Gebieten aufzuspielen. Sonst aber ist's dort wüste und leer, und außer Descartes kann das kulturstolze Frankreich doch auch erst seit Ende des 17. Jahrhunderts mit bedeutenden Vertretern der Literatur und Wissenschaft prahlen. Blickt man auf die Fürsten als typische Vertreter einer Zeit, so finden wir unter den deutschen Reichsfürsten immer noch eine Menge einsichtiger kulturfreudiger Arbeiter, die z. B. besonderen Wert auf Gründung von Universitäten legten. Neben den oben genannten Ausländern machen selbst Rudolf von Habsburg, Ottokar von Böhmen, Rudolf II. eine gute Figur, später Maria Theresia, Leopold und vor allem Josef II. Erstaunliches leisteten vollends die Hohenzollern, wie Joachim I., der Große Kurfürst, der barocke Friedrich Wilhelm I., von dem größten Deutschen ganz zu schweigen, dessen purpurgeborenes revolutionäres Genie an seinen Namensvetter, Friedrich II. Hohenstaufen, gemahnte.

Es kann also mit den geistigen Kräften einer Nation nicht schlecht bestellt gewesen sein, die noch in ihrem politischen Zerfall so bedeutende Führer hervorbrachte, wobei wir noch an die großen Ordensmeister und an Wullenwever erinnern wollen. Auch überragt Luther, so schwere Mängel er als Charakter aufwies, an geistiger Bedeutung sowohl Calvin und Zwingli als John Knox. Mit diesen Einzelerscheinungen müssen wir uns trösten und nochmals die lächerliche Wahrheitsverdrehung aufdecken, mit welcher das Ausland und leider auch viele Deutsche unser Mittelalter als „barbarisch" betrachten. Schon die gewaltige Gotik der Architektur bezeugt den inneren Aufwärtsdrang des deutschen Mittelalters, Kölner Dom und Straßburger Münster neben so vielen anderen herrlichen Bauten sprechen deutlich von prangender Kul-

tur, gestützt auf materielles Gedeihen. Auch geht deutlich aus den italienischen Überlieferungen hervor, daß dies damals führende Kulturvolk überhaupt nur die Deutschen einigermaßen für voll nahm. Die Franzosen benahmen sich in Italien noch unter Karl VIII. und Ludwig XII. als rohste Barbaren, während früher die Ghibellinen in den deutschen Kaisern zugleich die Schirmherren höherer Gesittung und antiklerikaler Geistesbefreiung ehrten. Friedrich II., der blonde, blauäugige Germane, blieb das Ideal aller späteren Renaissance-Principi, wie er denn tatsächlich das moderne Staatswesen zuerst in Unteritalien schuf. Selbst im 15. Jahrhundert schreibt Aeneas Silvius, so hochmütig er auf alles Nordische herabblickt, über Deutschland ziemlich anerkennend, während Frankreich und England für Kulturbegriffe überhaupt nicht in Frage kamen. Um es nochmals zu sagen: selbst ein Kaiser Sigismund auf dem Konstanzer Konzil, ja selbst ein abenteuerlich romantischer Dichterling, wie Maximilian der letzte Ritter, stechen als vornehmere Art von den außerdeutschen Barbarenköuigen ab. Es hat etwas unbeschreiblich Komisches, aber leider sehr Bezeichnendes, wie W. Scott im „Talisman" den bestialen „Löwenherz" als höherzivilisierten Vertreter westlicher Ritterschaft und den Herzog von Österreich als versoffenen Bauern vorführt. In Wahrheit beleuchtet diese Episode schlagend den wahren Macht- und Kulturzustand in der Welt. Herzog Leopold von Österreich, bekanntlich ein kulturfördernder, Dichter protegierender Herr, dünkte sich dem kleinen Barbarenfürsten einer obskuren Insel völlig ebenbürtig, und gar sein Oberherr, der weltgebietende Heinrich VI., behandelte den löwenherzigen Raufer wie einen gefangenen Raubritter. Den Zorn des britischen Inselvölkchens ertrug er wie der Mond, den ein Köter anbellt. Nun sehe man aber, wie die Legende arbeitet. In der englischen er-

scheint der scheußliche Unhold, dessen unmenschliche Gemeinheit den ritterlichen Saracenen als Probe der christlichen Rückständigkeit galt, als ritterlicher Kavalier, der von einem unverschämten, brutalen Barbarenkaiser hinterlistig mißhandelt wurde! Der große Staatsmann Heinrich, der hochgebildete Minnesänger, bildet aber ein Musterbeispiel deutscher Größe neben dem durch und durch kulturlosen Normannen, der übrigens nicht einen Tropfen angelsächsischen Blutes im Leibe hatte. Doch so konsequent verfährt die britische Selbstverliebtheit, daß sie auch auf ihre normännischen Tyrannen nichts kommen läßt und sie für England beschlagnahmt. Selbst ein Bulwer, der es besser wissen sollte, verherrlicht die normännische Chevalerie als die Blüte europäischen Rittertums. Aber höchst wahrscheinlich verhielt sich der normännisch-fränkische Adel, der wenigstens nach den Kreuzzügen den gesellschaftlichen Ton angab, zum deutschen und italienischen, wie seine Troubadours und Minstrels zu den großen mittelhochdeutschen Dichtern und Dante.

Ja, wahrlich, man muß den Deutschen ihre verfluchte Bescheidenheit austreiben, wenn von ihrer großen Vergangenheit die Rede ist, man muß ihnen einprägen, daß nicht wir, sondern die Briten und Franzosen als Kultur-Parvenüs erscheinen, wenn das Alter der Kulturtraditionen berücksichtigt wird. Nicht nur in der Baukunst, wo später Franzosen und Spanier freilich auch Beträchtliches leisteten, sondern auch im Kunsthandwerk wetteiferten die Deutschen mit den Italienern. Man braucht nur an Nürnberg und Hildesheim zu denken, so vieles Köstliche von den teuren schwedischen Glaubenshelfern zerstört und gestohlen wurde. (Die schwedischen Schlösser sind voll von Zeugen deutschen Kunstfleißes in Gold und Silber.) Und wenn man neuerdings die „Innerlichkeit" der deutschen Malerei Dürers und Lucas Kranachs wohl etwas zu hoch bewertet, so bleibt Dürer

neben Keppler und Luther doch ein unsterblicher Typus des immer noch hochstehenden Deutschlands der Reformation, zu einer Zeit, wo französische und englische Malerei noch durch Abwesenheit glänzte. Übrigens muß man Holbein, den Sohn der schweizerdeutschen Reichsstadt Basel, gewiß der deutschen Kunst beirechnen, wobei uns auch noch der seltsam geniale Paracelsus als sehr nennenswerter Vertreter deutscher Forschung einfällt. —

Nach diesem nötigen Rück- und Umweg kehren wir zu dem traurigen Bruch im deutschen Geistesleben zurück, der vom Ende des 16. bis Mitte des 18. Jahrhunderts einen tiefen Riß zur großen Vergangenheit machte. Das ist eben das Traurige, daß die Unwissenheit des Auslands erst von diesem Termin an rechnet, weil sich jetzt britischer und französischer Dünkel austoben und naiv aus jetziger geistiger Vorherrschaft der Westmächte die Kulturtradition rückwärts datieren kann. Denn da an deren Überlegenheit bei Beginn der Neuzeit nicht zu zweifeln ist, so verwischt man die Vergangenheit und stellt sich an, als ob der Vorsprung notwendigerweise auch vorher vorhanden gewesen sein müßte, obschon genau das Umgekehrte zutrifft. In dieser Epoche geistiger Verfinsterung, wo deutsche Literatur und Sprache, schwerfällig und unbeholfen, ein beschämendes Abbild von Verkümmerung und Dürftigkeit bot, erfreuen höchstens Jakob Böhme und Angelus Silesius. Wären diese Mystiker englischen Geblüts, welche Weltberühmtheit würde sie umstrahlen! Doch endlich zeigte sich, daß der niedergehaltene deutsche Geist im geheimen neue Kräfte sammelte. Während der größte Deutsche, mit lebhaftestem Gefühl für die Tugenden seiner Rasse, Französisch sprach und schrieb, an deutscher Kunst verzweifelte und doch prophetisch in jener berühmten Abhandlung eine Auferstehung unserer Literatur ankündigte, geschah schon, ihm unbemerkt, die große Revolution. Mit Lessing

beginnend, im alten Goethe mündend, machte sie plötzlich Deutschland zu einem entscheidenden Kulturfaktor. Gewohnt, alles Englische und Französische nachzuahmen, befruchtete jetzt Deutschland das Ausland. „Ihr Buch ist nicht französisch," konfiszierte Polizeiminister Savary das Buch „De l'Allemagne" der Staël, und die englische Kritik machte sich über die deutschen Importartikel, welche Scott, die Seeschule, Shelley, Byron, Carlyle einführten, immerfort lustig. Was kann von Deutschland Gutes kommen! Doch es half nichts. Tatsächlich hat die Romantik in Frankreich, d. h. Überwindung verzopfter Klassizität, von deutschem Einfluß ihren Anfang genommen, die grundsätzlich nichts übersetzenden Franzosen übertrugen manches von Schiller, Callot-Hofmann, später Heine, sogar eine Faust-Übersetzung (von Nerval) wagte sich hervor. Und, was uns hier mehr interessiert, den verblüffenden Eindruck, daß die verachteten Deutschen ein geistig hochstehendes Volk seien, wurden die Briten nicht mehr los. Viele pilgerten nach Weimar, um diese Wunder in der Nähe zu sehen, auch der stockenglische Thackeray war darunter. Die Bewunderung Byrons, der seinen Sardanapal als „literarischer Vasall" dem „großen Goethe" widmete, faßten seine eigenen englischen Bewunderer als Laune Sr. Lordschaft auf, um seine Landsleute zu ärgern. Aber an der Tatsache, daß Scott, Coleridge, Shelley, Carlyle, Bulwer, G. Eliot Deutsch lernten, um die große deutsche Literatur studieren zu können, ließ sich nichts ändern, und so hat sich England, mit voller Geringschätzung noch heut auf die französische Literatur herabblickend, damit abgefunden, daß Deutschland eine wirklich bedeutende Literatur habe. Doch noch weit mehr, als bei den Deutschen bezüglich der englischen, beschränkt sich dies auf wenige Namen. Ein Brite würde staunen, wenn man ihm ganz fremde Namen auftischte, nachdem er

sein bißchen Kenntnis vornehmlich aus Carlyle sog. Jean Paul? Den und Wieland liest niemand mehr, Carlyles Nachahmung in „Sartor Resartus“ berührt uns so fremdartig wie englische Leser selber. Lessing? Ja, ein bahnbrechender Kritiker und glänzender Verstandesmensch, doch außerhalb der immer reaktionär zurückgebliebenen Schulkreise wenig als „Dichter“ geschätzt. Der besonders von weiblichen Autoren oft zitierte Heine? Wird von vielen Unverständigen bekrittelt. Schiller? Wird, ob mit Recht oder Unrecht, des eigentlichen Dichterruhms entkleidet, nur der bühnenkundigste Theatraliker und fortreißendste Pathosrhetoriker von ihm übrig gelassen, unbeschadet seiner sonstigen unvergeßlichen Bedeutung als Denker. Hingegen verehren wir in einem den Briten völlig unbekannten Genie namens H. v. Kleist unsere gewaltigste Dichterpersönlichkeit nächst Goethe, besitzen in der Lyrik noch Lenau, Novalis, Eichendorff, Mörike, die Droste (letztere unendlich der Felicia Hemans überlegen), im Drama vollends noch Hebbel, Grillparzer und den merkwürdigen Grabbe. Von so vielen andern Talenten schweigen wir, da wir sonst auch viele den Deutschen unbekannte britische Namen nennen müßten. So kräftig wir früher hervorhoben, daß England noch heut im Roman seine alte Vorherrschaft behaupte, hat es doch in allen höheren Gattungen die Führung an Deutschland abgetreten. Vom Drama darf man gar nicht reden, da sind England (und auch Frankreich) allzusehr im Hintertreffen, selbst V. Hugos Mißgeburten sind noch Wunderkinder im Vergleich zur völligen Nichtigkeit der britischen Bühne. In der Lyrik braucht man nur Tennyson (großer Künstler, kleiner Dichter) mit Heine zu vergleichen. Sogar in der Prosapoesie (vom eigentlichen Roman zu unterscheiden) darf man die Schweizer Meyer und Keller den Briten vorhalten. Jedenfalls überragt die Gesamtheit zeitge-

nössischer deutscher Literatur die britische ungemein; von dem besonderen deutschen Aufschwung in den letzten 25 Jahren spürt man trotz Kipling, Mrs. Ward, Wilde, Shaw in England nichts. Das ist um so betrübender, als eben bei diesem eigentlichen Literaturvolk die künstlerischen Instinkte sich fast ausschließlich der Literatur zuwenden. In Musik und Skulptur besteht unverändert die alte Kluft zugunsten Deutschlands. In der Malerei, wo die heut verworfene Gedankenbildnerei der Cornelius, Kaulbach, Piloty, Schwind immerhin eine achtunggebietende Eigenart deutschen Wesens ausprägte, sind Briten nicht mal auf ihren Spezialgebieten: Portrait, Landschaft, koloristischer Impressionismus, den Deutschen voran seit Lenbach, Achenbach, Makart, um nur ein paar typische Namen zu nennen, obschon die englische Welt in ihrer naiven Selbstbescheidung nur von Sargent und Millais hörte und nur den Pariser „Salon" als ebenbürtig schätzt. In der Geschichtschreibung, wo die Deutschen sich den Vorrang zuschreiben, steht es freilich nicht ganz so: außer Ranke wird man hier kein Übergewicht erkennen. Froude, Gardiner, teilweise sogar Carlyle sind auch als Dokumentforscher recht ansehnlich, die Waterloostudien von Chesney und Horsborough steuerten einiges Neue zur Kriegsgeschichte bei, obschon in diesem Fach Deutschland voransteht. Dagegen hob sich der stilistische Unterschied auf, das langweilige Gelehrtendeutsch machte flüssiger Darstellung Platz. Früher glaubte man, Buckles „Geschichte der Zivilisation" (ein epochemachendes, aber vielfach überschätztes Werk) sei nur einem Briten möglich gewesen. Aber wie David Strauß und Treitschke sich ganz gut neben Renan und Taine stilistisch halten können, so setzte heut Lamprecht die Bucklesche Methode noch nachdrücklicher fort. Dem konfus genialen Carlyle entsprach der konfus geniale Nietzsche mit seiner Umwertung deutscher Sprachwerte, dem Herbert

Spencer der denkerisch ungleich tiefere Eugen Dühring. Die deutsche Philosophie — wer zählt die Namen! jedenfalls haben Hegel und Schopenhauer, mögen Fichte, Schelling, Feuerbach auch allmählich in den Orkus versunken sein, noch heut ihr Ansehen bewahrt und an Ausdehnung der Weltanschauung hat ihnen England nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen. Fechner, Lange, heute Mach und Oswald, sind wirkliche Größen. In der modernen Psycho-Physiologie ringen nur die Franzosen mit den Deutschen, England blieb rückständig. In Physik, Chemie, Zoologie, Anatomie bleibt der Wertmesser zwischen beiden Nationen in der Schwebe. Jedenfalls folgte der große Schwede Arrhenius nur den Hertzschen Entdeckungen, Strahlen- und Elektronentheorie breiteten sich wohl am gediegensten in Deutschland aus, wie auch die Biologie ihre berufensten Forscher dort erweckte. Und wenn England auf Darwin pocht und dort eigentlich nur Humboldts alter Weltruf noch fortbesteht — es ist ergötzlich, in englischen Werken immer zehn bedeutende oder unbedeutende britische Naturforscher neben zwei deutschen oder französischen zitiert zu sehen — so haben wir in Robert Mayer und vor allem in Helmholtz Geister von weit größerem Durchmesser, Newton vergleichbar. Man vergesse nie, daß Darwin nicht der spekulative Schöpfer der Evolutionstheorie ist, sondern Lamarck, wie denn nur Laplace und Cuvier sich als spekulative Forscher mit den großen Deutschen messen können, während England auf diesem höchstgelegenen Alpenfeld der Wissenschaft einzig Newton, freilich auch einen Riesen, aufpflanzte, sonst stets positivistisch-experimentell arbeitend.

So sehen wir denn Deutschland auf einen Ruck den (zum Teil noch unaufgeklärten) Rückstand von 150 Jahren ein- und den Vorsprung Englands (und Frankreichs) sogar überholen. In der schönen Literatur wird dies

deshalb am augenfälligsten, weil die Zeitlage, aus der Goethe hervorging, merkwürdig derjenigen Shakespeares entspricht, da bei ersterem die Neuerweckung des Nationalstolzes durch Friedrichs des Großen Erscheinung dem Nationalaufschwung unter Elisabeth ähnelt. Auch treffen wir das nämliche Symptom eines allgemein fruchtbaren, keineswegs bloß ein Einzelgenie befruchtenden, Milieu: geradeso wie Shakespeare von einer Reihe genialer, obgleich verschollener, Rivalen umringt wurde, ehren wir heut in Reinhold Lenz und Bürger, teilweise auch Klinger und Heinse, höchst bedeutende, obschon ungereifte, Kräfte. Nie sollte freilich Deutschland vergessen, was ja übrigens pietätvoll anerkannt wird, daß wir unsre neuhochdeutsche Dichtung nur dem durch Shakespeares „Entdeckung" (d. h. für Deutschland, keineswegs für England) gegebenen Anstoß verdanken. Der soviel erörterte Einfluß der Franzosen blieb im Grunde stets nur äußerlich, in der Vor-Goetheischen langen Periode ist er literarisch kaum, außer bei Gellert und Wieland, nachzuweisen, von blöder Nachäffung der neufranzösischen Salonkomödie in den siebziger Jahren (Lindau, Blumenthal usw. bis Sudermann) machte man sich bald los. Dagegen haben Pope, Goldsmith, das von Iffland und Kotzebue (letzterer seltsamerweise in England damals „adaptiert" und geschätzt) mit mehr Talent nachgeahmte bürgerliche Schauspiel der Londoner Bühne, dann Ossian, später Byron und Scott (sogar der heut verschollene Thomas Moore fand bei uns viel Anklang) den deutschen Zeitgeschmack beherrscht. Scott hat sogar das Verdienst, die einzige wahrhaft bedeutende Erscheinung des deutschen Romans, die wir bisher absichtlich nicht erwähnten, zum Leben geweckt zu haben: die realistischen Historien von Willibald Alexis, der an poetischem Reiz Scott zwar nirgends erreicht, ihn aber dafür an tiefgründiger Geschichtsauffassung und Milieu-Echtheit weit übertrifft. (Die späteren

Geschichtsklitterungen der Dahn, Ebers, Freytag, J. Wolf haben nichts damit zu schaffen, auch nicht das anmutige Ekkehart-Idyll Scheffels.) Später übte auch Dickens einen gewissen Einfluß. Doch dies Beherrschtwerden durch britische Strömungen verebbte mehr und mehr und endete schon lange, während der deutsche literarische Einfluß, wie schon erwähnt, von Scott und Coleridge über Bulwer bis G. Eliot unverkennbar. Mochte der altväterische Wordsworth noch so wüst über „Wilhelm Meister“ schimpfen und britische Respektabilität sich vor der angeblich laxeren Moral der Deutschen bekreuzen, Carlyle dozierte so eindringlich, daß Byron ein wertloser Bauchredner von Weltschmerzphrasen, Goethe der leibhaftige Hergott sei, daß seine weltweite Gemeinde ehrfürchtig wohl oder übel mitmachte. Man darf es auch als ein besonderes Vertrauensvotum an deutsche Wissenschaft auffassen, daß Max Müller sein Leben lang als Professor in Oxford wirken durfte, was dem Angehörigen keiner andern Nation verstattet worden wäre.

So hat sich denn Deutschland als besonderer Kulturfaktor in letzten 50 Jahren bei den Engländern entschiedene Anerkennung erzwungen, und die unbegreifliche Verleihung des Oxforder Doktorhuts an Gerhard Hauptmann bot immerhin einen Beweis, daß England mit vornehmer Haltung seine politische Feindseligkeit nicht auf geistige Gebiete übertragen wolle. Wie wenig aber diese geachtete Stellung Deutschlands in höhergebildeten Kreisen leider selbst in der Romanliteratur ein Echo findet, von der Tagespresse ganz abgesehen, werden wir später berühren. Gleichviel, Achtung ist da, und das ist schon etwas. Denn wen achtet England sonst! Gewiß nicht die Franzosen. Die heutige Entente Cordiale gründet sich auf Lüge, und der Revanchegeneral Zurlinden fälscht, wenn er in einer jüngsten Schrift von

gegenseitiger Sympathie der alten Gegner während der Wellingtonschen Feldzüge fabelt. Man haßte sich gründlich, und die Londoner Presse schimpfte toll über Sir John Moore und sein unglückliches Heer, weil sie von so untergeordneten „Suppenessern" wie den Frenchmen sich schlagen ließen. Scott faselt in seinem albernen „Leben Napoleons", daß die Franzosen nie wagten, das Bajonett mit den unbezwinglichen Briten zu kreuzen, Southeys „Leben Pictons" strotzt von gleicher Geringschätzung des gallischen Erbfeindes, wie die Reden Burkes und Pitts. So dachten die geistigen Spitzen, und für den Durchschnittsbriten blieb bis heute der Franzose ein kleiner eitler Spaßmacher, den man als Tanzmeister oder Chansonsänger verwendet, Paris ein Vergnügungsetablissement für Ausschweifung und Modeartikel. Bei der Faschoda-Ohrfeige konnte man die brutale Nichtachtung Frankreichs bemerken, während sich 1866 und teilweise sogar 1870 (wenigstens anfangs, solange die deutsche Stärke nicht zu viel Eifersucht weckte) eine gewisse Sympathie für Deutschland kundgab. Daß es noch 1870 hieß: „Paris wird nicht beschossen, denn England will es nicht (!)" — ach, wie sind diese schönen Tage von Aranjuez britischer Selbstgefälligkeit heute lange vorüber! — und Bismarck über jedes derartige Intervenieren einfach zur Tagesordnung überging, hat die englische Presse doch nicht zu Schimpfereien fortgerissen, wie sie den Franzosen bei jeder Mißhelligkeit getrost verabreicht wurden. Man erboste sich bei uns mit Recht über den pöbelhaften Undank gegen Preußen in der Waterloo-Sache, und die sehr mit Unrecht „berühmte" kurze Schilderung der Schlacht in Thackerays „Vanity Fair" erwähnt die Preußen kaum, nur Byron gab auch hier im „Don Juan" unerschrocken der Wahrheit die Ehre. Aber Wellington sprach doch wenigstens anfangs anstandshalber mit „wahrhaft rührender Dank-

barkeit" von Blüchers Hilfe; so behauptet wenigstens Müffling im Brief an den Dichter Scherenberg. Da vergleiche man die gelegentliche Erwähnung der französischen Bundesgenossen in Fidchetts Kapiteln über den Krimkrieg („Kämpfe für die Fahne")! Mit wahrhaft unverschämter Verkehrung der Wahrheit werden hier stets die Franzosen von den Briten gerettet. So aber geht es auch auf geistigen Gebieten. Französische Leistungen werden nur toleriert, nichts weiter, und der Gedanke, französische Kulturarbeiter den englischen gleichzustellen, schiene jedes „echten Briten" unwürdig. Es muß also zugestanden werden, daß bei einem gewissen Prozentsatz von Briten — die große Masse verachtet immer noch jede andere Nation — eine Achtung für Deutschland hervortritt, die sie jedem andern Volke verweigern. Das scheint doch immerhin ein guter Anfang für wirkliches gegenseitiges Verständnis. Was immer ihre Vergangenheit gewesen sein möge, die wir ja gründlich untersuchten, augenblicklich sind beide stammverwandten Nationen kulturell in jeder Hinsicht ebenbürtig, freilich mit einem entschiedenen allgemeinen Übergewicht Deutschlands, was die Briten nicht Wort haben möchten. Bei ihrer Unebenbürtigkeit in gewissen Feldern der Kunst und ihrer bloßen Gleichwertigkeit in den exakten Wissenschaften konnte ihr eigener Vorrang nur auf der Literatur beruhen, und dieser ist im wesentlichen eher auf die Deutschen übergegangen. Das mag sich natürlich ändern. Denn so wenig eine so gewaltige Nation wie die deutsche klein zu kriegen war, sondern statt dessen mit einem einzigen Anlauf wieder nach oben kam, so wenig wird die englische je dauernd von ihrer Höhe herabsinken. Große Unglücksfälle, wie sie aus so mancher drohenden Gefahr hereinbrechen können, würden die unzerstörbare seelische Kraft des knochenfesten Inselvolks erst recht wieder auferwecken. Augenblicklich aber befindet sich Eng-

land in einem Zustand der Erschöpfung, der durch fieberhafte Großspurigkeit kaum verdeckt werden kann. Ob dies nur ein Übergangsstadium ist oder das Übel tiefer steckt, mag die Zukunft lehren. Jedenfalls hat heut England ebensowenig wie zu widerlicher Angst vor deutscher „Invasion" irgendwelchen Grund zur Überhebung und könnte durch engen geistigen Anschluß an das alte Mutterland der Angelsachsen nur gewinnen.

Wir selbst aber hätten z. B. eine anständigere Haltung der Kritik von den Briten zu lernen und überhaupt eine bessere Schätzung geistiger Werte. In Deutschland hat selbst heut die ernste Literatur keinen goldenen Boden, nur das Theateramüsement, das freilich auch in England floriert, doch von niemand ernst genommen und von wirklich Gebildeten gemieden wird. Jedes einigermaßen bedeutende Buch findet dort genügenden, oft ungeheuren Absatz, während bei uns nur zufällige Mode wie bei Frenssens Produkten den Deutschen zum Bücherkauf veranlaßt. Jedes gute englische Haus besitzt eine ansehnliche Bibliothek, das deutsche nur in Ausnahmefällen. Die Presse aber würde sich für entehrt halten, wenn sie nicht jeder bedeutsamen literarischen Erscheinung gerecht würde. Hiermit wollen wir freilich nicht die vielverbreitete Legende unterschreiben, daß englische Zeitungen und Zeitschriften irgendwie den deutschen überlegen wären. Die „Magazine" und „Monthlys" stehen oft sogar tiefer als die deutschen, wie „Velhagen & Klasings Monatshefte", „Westermann", „Nord und Süd" usw. Der „Illustrated London News", dem „Graphic" haben wir vor allem „Leipziger Illustrierte" und die Bongschen Blätter entgegenzustellen. Daß „Standard", „Daily Telegraph", „Times" usw. das Niveau größerer deutscher Zeitungen überragten, wird niemand behaupten. Nur macht sich das gleiche Gesetz geltend, das englische moderne Staatsmänner, wie

Curzon (Indien), Cromer (Ägypten), Milner (Südafrika) an Vornehmheit zielbewußter Durchbildung (vgl. Cromers imponierendes „Blaubuch" vor seinem Amtsabtritt) deutschen Diplomaten überlegen macht. Der britische Editor und Journalist fühlt sich als offiziell anerkannte Macht und hat daher ein viel ausgebildeteres Standesgefühl als der deutsche Kollege. Voltaires Wort: „In England wird die Literatur höher geehrt als in Frankreich" paßt ja viel mehr auf Deutschland, wo das Wort „Literat", überall sonst auf Erden ein Ehrentitel, förmlich verächtlichen Beigeschmack hat. Aus der höheren Stellung (sogar die Redakteure der amerikanischen Presse werden als „kommandierende Generale" deutscherseits verehrt, nur der deutsche Schriftsteller ist ein „Hungerkandidat"!) schöpft der britische Federbeflissene auch höheres Verantwortlichkeitsgefühl. So ungesunde, rüde Cliquenwirtschaft wie bei uns, wo alles nur nach persönlicher Laune geht, wäre dort undenkbar. Darum hier noch ein Wort über das Eingreifen des Kaisers in künstlerische Dinge.

Für den Psychologen, der aller menschlichen Gefühle Differenzierung kennt, heißt die einzige wahre Tugend: Gerechtigkeit. Sie steht weit höher als Liebe und Mitleid, weil sie letztere in sich schließt, doch verbunden mit objektivierendem Verstande. — Man hat viel gegen des Kaisers Einmischung in künstlerische Dinge geeifert. An sich möchten wir als überzeugte Anti-Byzantiner dem beipflichten, doch genaue Prüfung der Tatsachen legt andere Beurteilung nahe. Die unverbürgte Erzählung, Jules Simon habe bei der „Arbeiterkonferenz" vom Kaiser gehört: „Sie haben jetzt viele bedeutende Autoren in Frankreich, z. B. Georges Ohnet," und Simon habe die drastische Antwort gegeben: „Jeder Franzose würde lachen, wenn er Sie hörte, Sire," schieben wir beiseite. Es läßt sich nicht annehmen, der

Kaiser habe einen so minderwertigen Geschmack, daß er einer hochliterarischen Nation wie der französischen, die damals noch einen Zola und Anatole France besaß, den Schimpf antun würde, einen Schmierer zehnten Ranges (seine ungeheuren Auflagen und Honorare beweisen ja diese Rangabstufung) für den Vertreter des französischen Literaturwertes zu halten. Ebenso gut könnte man Sardou den größten französischen Dramatiker nennen, weil er der meist aufgeführte war und fünf Millionen hinterließ. Auch legen wir keinen Wert darauf, daß Se. Majestät sich als besonderer Liebhaber der Ganghoferschen Muse bezeigte. Natürlich hat dieser brave Spinner bajuvarischer Volksromane keinerlei literarische Bedeutung. Aber hat denn der Kaiser je erklärt, er halte Ganghofer für einen Dichter? Seine rein persönlichen Neigungen als Jäger fühlten sich von dem schneidigen sportlichen Ton dieser Mären angesprochen. Desgleichen mochte er, was das Ausland betrifft, ein persönliches Wohlgefallen an den Schriften Roseggers nehmen, aus denen er sich als Herrscher über die Volkspsyche zu unterrichten meinte. Es gibt wahrlich geringere erfolgreiche Schriftsteller als Rosegger, der immerhin einige literarische Qualitäten aufweist. Vollends Sr. Majestät Telegramm an Kipling läßt sich rechtfertigen. Natürlich kann ein Herr, der mit soviel anderem sich beschäftigt, nicht ahnen, daß England mehrere Kipling ebenbürtige Autoren besitzt, und er folgte dabei einfach dem Verdickt der äußeren Popularität. Wer aber möchte bestreiten, daß Kipling tatsächlich an hohe Instinkte sich wendet, daß er einer bestimmten, durchaus gesunden, Geschmacksrichtung als ein Apostel des Männlichen und des Echten erscheinen muß! Bleibt noch übrig des Kaisers Wohlwollen für den Major a. D. Lauff. Warum dieser begabte Mann — es sei denn, weil er Offizier war — den besonderen

literarischen Beifall des hohen Herrn erntete, weiß man freilich nicht. Doch Lauffs traurige Hohenzollernstücke haben eine Handhabe gegeben, ihn als talentlosen Gunstschmarotzer zu verdächtigen, was gänzlich der Wahrheit widerspricht. Lauffs Romane aus dem niederrheinischen Volksleben strotzen nämlich von Anschaulichkeit und leichtflüssiger Beobachtung, verdienen durchaus das Aufmerken des obersten Kriegsherrn auf seine forsche Schneidigkeit. Glaubt man wirklich, die Verbreitung der Lauffschen Romane sei einzig und allein durch Byzantinismus zu erklären? Nein, seine engeren Landsleute achten ihn mit Recht als bodenständigen humorvollen Gestalter ihrer Eigenart.

Gehen wir nun zum Gebiet der bildenden Kunst über, so irrt man in der Annahme, der Kaiser begünstige talentlose Streberei. Unter den von ihm protegierten Bildhauern der „Puppenallee" erfreuen sich mehrere eines wirklichen Talents, und sein bildhauerisches Idol Begas hat bei allen Mängeln den unverkennbarsten Zug von Genialität. (Siehe die Menzelbüste.) Man hat sich über die kaiserliche Protektion für Knackfuß (Kassel) aufgehalten, tut aber dem wackern, bescheidenen Mann schweres Unrecht. Dieser will eben nicht als Produzent gewertet werden, sondern als gründlicher strebsamer Kenner der Kunstgeschichte, als objektiver verständnisvoller Interpret von Kunstwerken. Unter den Künstlern ist ein wirklich Gebildeter eine so große Seltenheit, daß man begreift, wie sehr den Kaiser mit seinem Streben nach universaler Bildung dieser Enzyklopädist ansprechen mußte. Weniger begreiflich erscheint die allerhöchste Vorliebe für Anton v. Werner, dessen Einfluß vermutlich auch für gewisse harte Urteile über „Sezessionisten" usw. verantwortlich sein dürfte. Immerhin hat aber auch v. Werner gewisse technische Verdienste, die ein oberflächlich Einseitiger wie der bekannte Kunsthistoriker

Muther mit seinem wüsten Haß gegen Kriegsmalerei usw. verkennt.

Wenden wir uns endlich der Musik zu, so hat man dem Kaiser wegen seiner Bevorzugung Leoncavallos Vorwürfe gemacht. Es gibt aber manche, zu denen wir uns selber rechnen, bei denen die Abneigung gegen des Maëstros reklamesüchtig insinuierende Persönlichkeit keineswegs die ehrliche Bewunderung für die „Pagliacci" aufhebt. Warum soll also der hohe Herr nicht seine ganz vernünftige Zuneigung für diesen bedeutenden Komponisten bekunden?

Ja gewiß, es wäre lächerlich, des Kaisers persönliche ästhetische Neigungen als abschließende Wertmaßstäbe aufzufassen. Doch viel hat der Betreffende eigene Reklamekunst dazu beigetragen, das Publikum über die Bedeutung irrezuführen, die der Kaiser seinem Wohlgefallen beimißt. Hat nicht Bonn sich gespreizt, er genieße als Mime die allerhöchste besondere Gunst? Aber Wissenden war nie fremd, daß eine wirkliche schauspielerische Größe wie Matkowsky erst recht den Kaiser anzog. Und nun zum Schluß: ihr wagt es, dem Kaiser, der doch auch nur ein irrender Mensch ist, anmaßende Oberflächlichkeit und Parteilichkeit in artistischen Urteilen vorzuwerfen? Lest doch eure „Literaturgeschichten" — von denen ich unter den neueren nur die von Professor Max Koch ausnehme — und staunt, wenn ihr wissend seid, über die Unsumme von frecher Unwissenheit auf Schritt und Tritt, wonach mancher Autor, dessen bedeutendste Werke erst seither erschienen, schon 1890 gestorben sein müßte! Mea culpa, mea maxima culpa! Das präge dir ein, o Zeitalter!

Man hat gespottet, weil der Kaiser den Direktor Schmieden vom Neuen Theater, einen früheren Offizier, bevorzugt und bei dem dort vorgeführten Bühnenrummel „Der Condottiere" den Autor mit dem liebenswürdigen

Kompliment begrüßt haben soll, seine äußerliche Effekthascherei atme „shakespearische Kraft“. Doch wie oft pflegt man diese unverfängliche Phrase in Laienkreisen anzuwenden, hat nicht die Kritik selber einst bei Wildenbruch an Shakespeare erinnert? Solche erbärmliche Blasphemie wagten damals die selben Grünlinge, die heut nicht laut genug über abgelebte Theatralik des Karolingerwüterichs witzeln können. Ein Herrscher aber hat keinerlei Verpflichtung, auf ästhetischem Lehrstuhl zu thronen, und wenn seine persönliche huldvolle Liebenswürdigkeit bei derlei Gelegenheiten, wo ein Literat in seinen Gesichtskreis tritt, vom großen Haufen eiligst als abschließende Wertstempelung nachgebetet wird, wer trägt die Schuld? Doch nur dies kritiklose Publikum. Nie aber erzielte kaiserliche Gunst auch nur entfernt den Einfluß, den unsere Cliquen- und Claquenwirtschaft so üppig ausübt. Alle haltlosen Modeerfolge und kindischen Überschätzungen erfolgten ganz ohne Wilhelms II. Zutun. Ein schweres Verbrechen soll sein, daß er den Schillerpreis bei Hauptmann und Fulda nicht bestätigte? Also er sollte den Verhöhner des Königtums für den „Talisman“ preiskrönen? Der Vorschlag selbst war schon unverschämt, doch wie würde man heute, wo man über den kleinen Fulda längst zur Tagesordnung überging, in Sack und Asche trauern, wenn man den Schillerpreis durch jene geplante Verleihung entehrt hätte! Hauptmann aber, den man als Revolutionär verherrlichte und der in „Hannele“ nach Meinung vieler das Christentum verhöhnt haben sollte, schien obendrein nach Wortlaut der Statuten nicht zum Schillerpreis berechtigt. Gewiß hat man die Statuten schwer verletzt, indem man mal Fontane und Klaus Groth, die überhaupt nie Dramatiker waren, damit belehnte: ein Pröbchen, wie hier lediglich Protektionswirtschaft hinter den Kulissen entscheidet; auch die neueste Verleihung an Schönherr durchbricht

gröblich den vorgezeichneten Ring, denn was hat ein Alltagsnaturalist mit Schiller (als Typ hochstrebender Dichtungsart) zu schaffen? Was zwingt denn aber den Kaiser, jede Willkür jener versippten Professoren- und Kritikasterclique mitzumachen? Man legt endlich den geistigen Tiefstand der preußischen Hofschauspiele so aus, als ob der Kaiser dafür haftbar wäre. Wer aber so ernste und vielfache Geschäfte hat, ist doch nicht verpflichtet, den Berufszweig als praktischer Kunstleiter auszuüben! Da verläßt er sich eben auf seine Intendanten und Direktoren, und diese allein tragen die Verantwortung für traurige Mißwirtschaft. Wenn sie z. B. Dichtungen ablehnen, weil sie darin etwas Anti-Höfisches und einigen Kreisen Anstößiges wittern, so möchte man tausend gegen eins wetten, daß Wilhelm II. mit seinem lebhaften offenen Sinn weit weniger royalistisch urteilen würde als seine Royalisten. (Wir haben hier Bestimmtes im Auge.) Übrigens steht es bei nichtpreußischen Hoftheatern nicht anders, obiger Vorwurf richtet sich also an ein System, nicht eine Person. Wer aber möchte denn ohne weiteres verneinen, daß der Kaiser, wenn ihm mal etwas wirklich Bedeutendes vorgelegt und dringlich empfohlen würde, nicht mit beiden Händen zugriffe? Wo sind denn die anständigen und einsichtigen Beiräte speziell zu literarischen Dingen, die ihn auf ernstzunehmende Arbeiten hinweisen? Gerade dem Naturell Sr. Majestät würde entsprechen, besonders „Verkannten" gegenüber mit seiner Initiative einzuspringen. Doch wo soll er Zeit und Lust hernehmen, in der Welt herumzusuchen, wenn er lauter unfähige Leute auf diesen Gebieten um sich hat? Selbst die Gebildetsten der hohen Gesellschaft verlassen sich meist auf Modereklame des Tages, haben nicht Muße, selbständig umherzuschauen. Hier aber möchten wir ein Wörtchen über den viel geschmähten Fürsten Eulenburg

äußern, der wenigstens einmal für die Zukunft der Menschheit mehr getan hat, als alle ihn begrabenden „Zukünfte": Hat er nicht das unsterbliche Verdienst, den Grafen Gobineau entdeckt zu haben, der sogar in seiner eigenen so literarischen Nation den alten Satz erlebte, daß der Prophet im Vaterland nichts gilt? Dieser große führende Herrengeist starb, den Franzosen unbekannt. Ein deutscher „Höfling" mußte kommen, um eine Auferweckung des unsterblichen Toten zu erzielen. Wenn von Deutschland aus Gobineau heut Weltruf errang, so verdankt man es Eulenburg. Zweifellos wies auch er den Kaiser auf Chamberlains „Grundlagen" hin, vielleicht hat dies viel zum unversöhnlichen Hasse gewisser Kreise gegen ihn beigetragen, und hat Wilhelm II. hier nicht freudig sofort bejaht, einen wirklich Bedeutenden wie Chamberlain propagieren zu helfen? Dies Beispiel scheint symptomatisch.

Wenn Harden sein gewohntes Gift über die Sardanapal-Inszenierung ergoß, so leuchtet doch hier nur des Kaisers historisches Interesse hervor. Schadet es irgendwem, assyrisches Kolorit nachgefärbt zu sehen? Was ist also der Weisheit letzter Schluß? Das Recht zu persönlicher Geschmacksrichtung wird man doch dem Kaiser nicht bestreiten, wie jedem Privatmann. Wo *sein* Einfluß entscheidet, macht er davon nicht um ein Jota mehr Gebrauch wie jeder andere. Will man z. B. einem großen Finanzmann vorschreiben, *welche* Bilder er kaufen soll? Eine wirkliche Verfehlung erkennen wir nirgends. Wäre dem aber so, welche haarsträubenden Sünden der Reklame- und Cliquenmache kämen auf Konto der ihn begeifernden Mächte!

Über Verbannung Heines aus dem Achilleion kann man freilich sehr verschiedener Meinung sein. Heine, der Fürstenhasser, obschon sein Trutzlied „Deutschland ist noch ein kleines Kind, doch die Sonne ist seine

Amme" alle Ergüsse patriotischer Bratenbarden an echtem Deutschgefühl aus dem Felde schlägt, mag ja offiziellen Kreisen ein Greuel bleiben. Ein garstig Lied, ein politisch Lied ... Heil dir im Siegerkranz! Was will die einsame Träne? Doch die Sonne hebt sich noch einmal leuchtend vom Boden empor, und Heines, den Briten ausnahmsweise bekannter, Genius wird über jede ästhetische Spießbürgerei triumphieren. Hätten die Briten aber ein Recht, schadenfroh auf die lächerliche Heinehetze mit dem Finger zu deuten, wo sie doch selbst Byron eine Westminstergruft verweigerten und ihn bei Lebzeiten als Feind nationaler Vorurteile ächteten, wie denn der Bischof von London mal gegen Byrons „Don Juan" predigte: das größte Genie des Zeitalters müsse als Feind des Menschengeschlechts verfehmt werden? Das banausische Verquicken der „Moral" mit der Literatur, den Romanen so fremd, ist echt germanisch, Briten und Deutschen gemeinsam. Glaubt man übrigens, die Gunst König Eduards für Conan Doyle treibe dessen literarische Aktien nicht geradeso in die Höhe, wie bei den vom deutschen Kaiser Bevorzugten? Tout comme chez nous. Ein Unterschied liegt hier wieder nur in der feineren Gesellschaftstradition der Briten, bei denen literarisches Interesse einfach zu den Selbstverständlichkeiten gehört, wie denn Darwin und Wallace in unablässiger Romanlektüre ihre einzige Erholung fanden. Man denke sich einen deutschen gelehrten Büffeler, der Romane liest! Gerade hier zeigt sich der freiere gesundere Weltblick der Briten. Ihre wahre Überlegenheit liegt also weniger in der geistigen Produktion selber, worin die Deutschen ihnen heut vollauf die Stange halten, als in der vornehmeren Haltung gegenüber geistigem Verdienst. Wohl klagt man auch dort über den britischen Philister, der alles Künstlerische, solange es nicht durch äußeren Erfolg gefeit, als „Bohemia" verpöne. Doch der Kreis

literarisch Gebildeter ist unverhältnismäßig größer als bei uns. Wenn Miltons und Sternes Gräber vergessen und unbekannt, so deckt sich dieser besondere Zufall keineswegs mit dem Lebendigbegrabenwerden deutscher Dichter, denen man nachträglich ein Sprüchelchen aufs Grab setzt wie dem langsam gemeuchelten Kleist. Und wenn laut Russels „Leben Chattertons" der arme geniale Knabe für die amerikanischen Empörer damals eintrat, so würde solche Auflehnung gegen hohe Obrigkeiten und Hurraschreier erst recht in Deutschland seinen frühen Untergang besiegelt haben. „Singvögel dürfen nicht zu gut gemästet werden," dies berüchtigte Wort Horace Walpoles ist dem deutschen Philister aus der Seele gesprochen, nicht der wahren britischen Gesinnung.

Soziale und gesellschaftliche Verhältnisse beider Teile.

Der Engländer: Deutschland ist bekanntlich eine einzige Militärkaserne und bildet überhaupt einen Übergang zu Halbasien, Rußland, an dessen politisches System es sich anlehnt. Mag man sonst viel sogenannte Bildung dort pflegen, politisch bleibt es ein ganz rückständiges Land, das jeden freien Briten mit tiefster Abneigung erfüllen muß. Die Institutionen sind teilweise mittelalterlich feudal. Gesellschaftlich haben die Deutschen bekanntlich die schlechtesten Manieren, wie man an allen internationalen Kurorten beobachtet. Sie kleiden sich schlecht, schwatzen laut, sind unreinlich, essen unappetitlich, meist noch mit dem Messer. Ihre Küche ist abscheulich, Biersaufen ist ihre Nationalnahrung. Im Charakter sind sie arrogant, zänkisch, brutal, von besonderer stupider Wut gegen alles Englische verzehrt, natürlich aus Neid. Die Frauen sind häßlich und ungebildet, die Männer bekommen nur durch den Militärdienst eine gewisse wohlfeile Strammheit, treiben aber keinen Sport und sind daher, mit Ausnahme der Offiziere, physisch unbeholfen. Letztere sind aber meistens Gecken und führen mit einer für englische Augen empörenden Aufdringlichkeit ihren bunten Rock spazieren. Die studentischen Faxen berühren auch mittelalterlich, ebenso das gottlose Duellieren. Unendlich komisch ist ihr Titelwesen, wobei die Frau mit dem Titel ihres Mannes angeredet wird. Ihre Ordensjägerei ist eines Landes würdig, wo nur Militarismus und Bureau-

kratie gesellschaftsfähig machen. Der Dummstolz ihrer sogenannten Junker, eines pauvren Geschlechts mit antediluvianischen Anschauungen, ist sprichwörtlich. Der Bürger gilt überhaupt nichts, hat nur das Recht, hohe Steuern zu zahlen. Die Polizei mengt sich so frech in alles, ganz russisch, daß dem Ausländer das Leben bald unerträglich wird. Das gesellschaftliche Leben ist streng nach Kasten abgeteilt, eine „Gesellschaft" im britischen und französischen Sinne existiert nicht, höchstens eine Hofgesellschaft, sowohl in Berlin als den andern kleinen Residenzen, die sich durch feudale Unbildung in ihrer Exklusivität auszeichnet. In bürgerlichen Kreisen blüht, was mit der allgemeinen Geringachtung des weiblichen Geschlechts zusammenhängt, das Kränzchen der Frauen, der Kaffeeklatsch, die Männer treffen sich in der Kneipe, einem hygienisch scheußlichen Aufenthalt voll Dunst und Tabaksqualm. Rauchen tut der Deutsche von Morgen bis Abend, überall; auf den Eisenbahnen gibt es eigene Waggons für Nichtraucher, wie bei uns für Raucher. Damen mit Tabaksqualm zu belästigen hält man für selbstverständlich; Rauchzimmer wie bei uns kennt man nicht. Geflucht wird in einemfort, jedes dritte Wort heißt „Donnerwetter!". Ihre sonstigen Feste sind zeremoniös und steif, das gesellschaftliche Benehmen mit tausend Bücklingen und Redensarten bleibt trotzdem ordinär, weil die übertriebene Höflichkeit und Förmlichkeit gezwungen und plump wirkt. Der bettelhafte spanische Hidalgo hat wenigstens Würde, der ebenso posierende Deutsche ist würdelos, obschon anmaßend. Die einzige gute Seite, wenn man es so nennen will, scheint noch die tiefe Devotion, die man trotz alles Hasses jedem Briten und Amerikaner zollt. Wo sonst niemand Zutritt fände, wird jeder Englischrassige wie ein Herr „von Adel" empfangen. — Eine anderslautende Variante zu dieser Skizze bei einigen, die sich länger in Heidelberg

oder Dresden aufhielten: Die Deutschen sind ein grundgutmütiges Völkchen, voll von Milch der Menschenliebe, etwas kindlich naiv, allerdings von primitiven Manieren und für verwöhnte hyperzivilisierte Briten voll schlichter Einfalt der Sitten und Lebenshaltung. Mit andern Worten, liebe gute Menschen, nur freilich unverkennbar von minderer Rasse, wie sie auch willig die Herrlichkeit des stolzen Albion bewundern, mit der anstaunenden Andacht armer ehrlicher Verwandter für einen vornehmen reichen Vetter.

Der Deutsche: Die Briten sind bekanntlich unerträglich im Umgang, teils einsilbig und kühlreserviert, teils flegelhaft. Mit Vorliebe legen sie ihre Beine auf Stühle und Tische. Ihre Frechheit auf Reisen kennt alle Welt. Zu Hause treiben sie viel Luxus, sind gastfrei, aber durchaus formlos und von rohen Sitten. Fuchsjagden, Hahnenkämpfe und möglichst brutaler Sport sind ihr einziges Vergnügen. Statt zu lesen und sich zu bilden, liegen sie auf den Fußball- und Criquetplätzen herum. Meinungsverschiedenheiten trägt man mit Boxen aus, ritterliche Zweikämpfe mit der Waffe verpönt man. Die Frauen sind manchmal hübsch, haben aber lauter zu große Füße und unangenehm anspruchsvolles Auftreten. Ihre Kälte und Prüderie sind weltbekannt. Es gibt nichts Komischeres als den langstieligen, storchbeinigen Briten mit karrierten Hosen und Bartkoteletts und die eckige, knochige Miß mit Schmachtlocken und Kneifer. Die Leute sind meist groß und stark, treten mit keckem Selbstbewußtsein auf, als wollten sie fragen: was kostet die Welt! Sie pochen auf ihren Geldbeutel, denn sie haben ja meistens viel Geld, und Geld allein gilt bei ihnen, nur der Kaufmann regiert. Darum heißen sie mit Recht „a nation of shopkeepers“. Ihre Manieren sind teils geziert (beim Essen), teils bäuerisch schlicht. Die Offiziere gehen meist in Zivil, so verachtet

ist dieser Stand. Gesoffen wird fürchterlich in allen Ständen. Das schöne Lied im Kommersbuch „Nun, stolzes England, freue dich, dein König säuft ganz mörderlich" legt diese historische Wahrheit fest. Die Küche liefert halbrohes Fleisch, wässerig salzloses Gemüse, unverdauliche Puddings. Heiterkeit gilt als unfein, moroser Spleen infolge des Nebelklimas hält jede harmlose Geselligkeit nieder. Geredet wird selten, außer im Geschäft, sonst begnügt man sich mit rohen Kraftworten wie „Goddamn". Die englischen Sonntage sind berüchtigt, mancher Fremde hat sich schon deshalb erschossen, die religiöse Heuchelei übersteigt alle Begriffe, eine angeborene Geisteskrankheit, wie Schopenhauer richtig bemerkt. Das einzige, was dies Kaufmannsland auszeichnet, ist Freiheit von Polizei- und Beamtenwillkür. Jeder tut und läßt, was er will. Dafür verlangt man aber peinliche Exaktheit in lauter konventionellen Dingen. Irgendwelcher leichte Anschluß schließt sich von selber aus, da der Engländer nur mit jemand spricht, der ihm formell von andern vorgestellt ist. Sich selber stellt er niemals vor, teils aus Hochmut, teils aus Unfeinheit.

Die Wahrheit: Wenn bei uns viel Unsinn über England geschwatzt wird, so blieb wenigstens unsere Literatur frei von unanständigen Karrikaturen. In der einstigen Posse kam hier und da ein spleeniger Brite vor, auch dort harmlos genug, doch selbst dies hat seit vielen Lustren aufgehört. Was aber finden wir in der heutigen britischen Novellistik? Wo immer ein Deutscher auftaucht, wird er zur Karrikatur, oft mit gehässiger, stets mit beleidigend herablassender Tendenz. An der allgemeinen Gesinnung gründlicher Feindschaft läßt man uns auch keinen Zweifel. In einem Roman von Merriman, der einen großen Leserkreis besaß, heißt es einmal: „Bei dem Namen Deutschland reckte er sich straff auf (stiffened), wie jeder echte Brite es tun soll." In

einer Detektivgeschichte von Doyle wird ein Souverain als steter Unheilstifter deutlich als der deutsche Kaiser angedeutet. In einem einzigen englischen Unterhaltungsbuch werden die Deutschen freundlich behandelt, dem „Bummel" von Jerome, aber für diese Art von gnädiger Herablassung müssen wir uns bedanken. Berlin nennt er ein entsetzlich ödes Nest, alle freundlichen Eindrücke seiner Reise bringen dem britischen Leser bei, wie naiv und primitiv diese guten Germans und all ihre Verhältnisse. Sie seien aber „das gutherzigste Volk der Welt". Danke! Dies unverdiente Kompliment lehnen wir ab und fragen uns, wo dieser Humorist wohl seine glücklichen Erfahrungen sammelte. Doch sie stehen ja einzig da. Denn in andern englischen Romanen — wohlgemerkt sprechen wir nur von beliebigen anständigen Erzeugnissen, nicht von Invasionsphantasien, wo deutsche Barbaren mit militärischer Pünktlichkeit nach der Uhr England verwüsten — finden wir unweigerlich folgende Typen. Der Offizier: eingebildeter brutaler Geck und Knote. Der Zivilmensch jeder Art: Unheimlicher, bösartiger Schleicher, der wissenschaftliche Waffen zu niederträchtigen Zwecken schmiedet — exzentrischer Ideologe mit ungekämmtem langen Haar, dessen Bedürfnisse sich auf Meerschaumpfeife, Wurst, Sauerkraut und Bier beschränken — manchmal ist's auch bloß ein gutmütiger Stoffel — dieser Typ variiert zwischen Gelehrten und Musikern, je nach Bedürfnis des Romans, manchmal ist der langmähnige deutsche Tönemeister aber auch ein eitler böser Bursche. Aber ob moralisch bös oder gut, immer bleibt der Deutsche ein Hanswurst oder Ekel, günstigstenfalls ein treuherziger Kindskopf. Harmlos oder ruppig, immer stellt er einen inferioren Typ dar, über den sich der britische Leser erhaben fühlt. Das Merkwürdigste an diesen Scherzen, wozu noch stete Betonung der körperlichen Superiorität der Briten gehört

— die Deutschen sind immer häßlich, unansehnlich oder grobschlächtig —, bleibt aber die Erwägung: wohl alle diese englischen Romanciers, ob Männer, ob Frauen, reisten einmal in Deutschland und die allermeisten ihrer Leser auch, also wissen sie alle miteinander, daß diese als spezifisch deutsch ausgegebenen Typen entweder Einzelfälle wären, wie sie überall auf Erden vorkommen, oder längst ausgestorben sind. Weder die träumerischen Ideologen, noch die ausschließlich von Bier, Wurst, Sauerkraut und Pfeife genährten Professoren und Philister leben heut; es fehlte bloß noch, daß die Zipfelmütze des Michel als Sinnbild des gegenwärtigen Deutschtums dem britischen Leser über die Ohren gezogen wird. Dieser Leser und sein Autor verstehen aber einander: letzterer schreibt so, weil er den Wunsch des Lesers kennt, und der Leser freut sich über den Unsinn aus geschmeicheltem patriotischen Hochgefühl. Selbst eine an einen preußischen Edelmann verheiratete Dame, die in einigen Romanen deutsches Leben schildert, regt nur zum Kopfschütteln auf. Wenn ihre Leser daraus ihr Bild des heutigen Deutschland schöpfen, so mutet es uns vorsintflutlich an. Wo hat die Dame wohl diese braven Dümmlinge oder originellen Querköpfe in unserm uniformierten nivellierten glatten Milieu geschaut! Doch selbst wenn sie in irgendeinem Winkel solche verstaubten Exemplare entdeckte, so ist gefährlich, dem Briten derlei vorzuführen, da er es als typisch auffaßt. Selbst diese unleugbar wohlmeinenden Versuche können nur dazu dienen, falsche Vorstellungen zu erwecken, und selbst hier wird eine gewisse Herablassung unverkennbar, als ob zwischen dem weltlich vornehmen England und dem idyllisch pauvren Deutschland eine tiefe Kluft läge. Es fehlt eben jedem Angehörigen der britischen Rasse von vornherein am genügenden Respekt vor deutscher Art, selbst Wohlwollen rümpft ironisch die Nase und findet überall Kindliches,

Lächerliches, als ob das vornehme England nicht auch so manche Verdrehtheit und unbewußte Komik aufwiese. Das Hochgefühl „Briten werden nimmer Sklaven sein" und die kriechende Gesinnung des englischen Philisters, der jedem Rang und Titel speichelleckt, laden doch gewiß zu noch schärferer Ironie ein. Gewiß, die Unkenntnis, die von der wahren deutschen Gesellschaft durch Eigenschau nichts wissen kann, entschuldigt die Naivetät, aus irgendwelchen zufälligen Erlebnissen eine Allgemeinbeschaffenheit deutscher Art zu folgern. Doch ein Deutscher würde nie wagen, Engländer oder Szenen aus England vorzuführen auf so mangelhafte Kenntnis hin. Der Brite aber traut sich unverfroren zu, aus minimalster Beobachtung eine freundlich herablassende Charakteristik einer großen Nation zu schöpfen.

Wir sagten im vorigen Kapitel, daß man in höhergebildeten Kreisen Englands Deutschland mehr Achtung entgegenbringe, als anderen Nationen. Aber, um ehrlich zu sein, müssen wir gestehen, daß man dies unter der Oberfläche schlummernde Gefühl fast nirgendwo in zwei so wichtigen, in England aber doppelt wichtigen Faktoren der öffentlichen Meinung, Presse und Romanen, bemerkt. Wenn in letzteren die Franzosen meist humoristisch etwas von oben herab behandelt werden, so geschieht es doch oft mit Wohlwollen. Nie wird ein Deutscher nur halb so liebenswürdig dargestellt, wie manchmal ein Franzose als episodische Romanfigur. Bei der starken Neigung für den historischen Roman scheint erst recht bedeutsam, daß man so gut wie nie einen Stoff aus deutschem Milieu behandelt. Uns ist nur ein Roman dieser Art bekannt, dessen Verfasser Stanley Weymann aber, obschon selber in deutschen Dingen bewandert, wie wir aus persönlichem einstigen Verkehr wissen, bezeichnenderweise mit „Ein Gentleman von Frankreich" begann und sonst stets aus französischer Geschichte schöpft.

Außerdem noch „Der kleine Marquis von Brandenburg" eines Anfängers, ein gutes Buch, das aber jede wirkliche Kenntnis preußischer Art vermissen läßt. In der Presse werden neue französische Bücher, Stücke, Gemälde gewissenhaft registriert, eine Rubrik für deutsche Erzeugnisse gibt es nicht. Selbst die Monatsschriften besprechen viel eher französische als deutsche Werke. Da kann man sich denn nicht wundern, wenn die große Masse der britischen Nation in ihrer Unwissenheit über Deutsches und Deutsche blind verharrt. Es geht nicht zu weit, wenn wir behaupten, bei vielen Ungebildeten verschwimme das Bild derart, daß man die Deutschen für eine wildfremde halbslavische Rasse halte. Es ist traurig, solche Unglaublichkeiten über eine große Kulturnation aussagen zu müssen, aber wir können uns nicht helfen: für den Durchschnittsbriten bleibt Deutschland ein weit entfernter geographischer Begriff, während er von Frankreich und Italien bei weitem Genaueres weiß und sich für diese Länder einigermaßen interessiert. Bei der Reisewut des Engländers scheint dies doppelt seltsam, sie führt ihn tatsächlich eher nach dem entfernteren Wien, während er um Deutschland herum einen Bogen schlägt und höchstens den Rhein auf der Fahrt nach der Schweiz berührt. Selbst die frühere Neigung, Homburg und Baden-Baden zu überschwemmen, läßt bei den Highlife-Kreisen nach, sie wählen jetzt lieber Pau, Biaritz, Trouville und die französische Nordküste. Dies alles hat etwas ungemein Bezeichnendes für die gespannten Beziehungen, und die Gegenfrage, ob denn etwa die Deutschen nicht auch England meiden, hat nicht die gleiche Bedeutung. Denn außer den Amerikanern reist niemand nach England zum Vergnügen, es sei denn einige Hocharistokraten, die zu Jagden eingeladen werden. Trotz der größeren Nähe kreuzen noch weniger Franzosen als Deutsche den Kanal, auch leben zehnmal mehr Deutsche

und Schweizer als Franzosen auf den britischen Inseln. Diese akklimatisieren sich entweder völlig und verpönen alles Deutsche, nie zurückkehrend oder bei solch gelegentlichen Besuchen selber den Englishman lächerlich herausbeißend, oder sie kommen später erfolglos wieder nach Hause und schimpfen dann über England, das sie heimlich beneiden und bewundern, wobei sie die brutale Geringschätzung der Ausländer seitens dieser hochmütigen Insulaner noch übertreiben und Schauermärchen verbreiten, als werde jeder Deutsche von vornherein dort mit Füßen getreten. Das wäre geradeso sinnlos, als ob man jede deutsche Ware dort abweisen wollte, während jüngst zum Entsetzen des Publikums sich herausstellte, daß sogar der Schießbedarf fast nur deutsche Marke trägt, was in einem so jagdfreudigen Lande etwas sagen will. Der deutsche Kommis und Kellner — das sind die Hauptklassen dieser Emigranten, doch fanden wir selbst einst einen Berliner als Eisenbahnkassierer in London angestellt — ist eben auch nur eine Ware, die wegen ihrer Billigkeit und Tüchtigkeit geschätzt wird, wobei die größere Sprachenkunde sehr ins Gewicht fällt. Britische Handelsbeflissene, die drei Sprachen beherrschen, sind mit der Laterne zu suchen, selbst zwei Sprachen (nämlich Erlernung von etwas schlechtem Französisch) beherrscht er selten. Erst in letzter Zeit hat man deutschen Unterricht obligatorisch an vielen besseren Schulen eingeführt, nur die Mädchenpensionate machten schon lange eine rühmliche Ausnahme, wie denn die Engländerinnen der höheren Stände weit öfter Deutsch kennen als die Männer. Deutsche Lehrer und Lehrerinnen sind dito als billige gute Ware begehrt, Gouvernanten und Kinderwärterinnen desgleichen, und sie werden schlecht genug bezahlt, weiß Gott. Man muß es daher als widerliche Heuchelei ablehnen, wenn die professionellen Deutschenhetzer mit ihrer förmlich wahnsinnigen Spionenfurcht

sich anstellen, als gewähre England den Deutschen, die dort ihr Brot suchen, eine großartige Gastfreundschaft. Es ist ein höchst einfacher Tausch von Angebot und Nachfrage ohne die geringste moralische Verpflichtung. Daß Deutsche sich in England eine glänzende Stellung erwerben, kommt äußerst selten vor, auch bei namhaften Gelehrten. Karl Blind blühte in London als sehr verborgenes Veilchen, Marx wurde nur durch den deutschen Landsmann Engels unterstützt, ein Professor Oswald in London hat auch nichts Besonderes erreicht, und bekanntlich mußte ein deutscher Privatdozent an einer schottischen Universität fluchtartig das Land verlassen, weil sein Eintreten für die Buren ihm von seinen lieben Zuhörern Prügel eintragen sollte. Eine Stellung, wie sie heut Münsterberg in Amerika einnimmt, ist außer Max Müller nie einem Deutschen zuteil geworden.

Nun liegt aber auf der Hand, daß Leute, die sich im Ausland vom eigenen Broterwerb abhängig fühlen, unmöglich unparteiisch urteilen können. Geht es ihnen gut, so vermeiden sie jeden Tadel, um nicht ihr Fortkommen zu gefährden; mißlingt ihr Streben, so übertreiben sie den Tadel maßlos, wie nachher jener Privatdozent seine Galle in der „Zukunft" ausschüttete. Deswegen scheint beklagenswert, daß so äußerst wenige Deutsche England als bloße uninteressierte Zuschauer bereisen, heut noch viel seltener als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo ein besonderer Nimbus England umwob. Kommen aber z. B. berühmte Gelehrte dorthin zu einem Kongreß wie Virchow, so werden sie fêtiert, wie die deutschen Bürgermeister und Journalisten jüngsthin, bleiben jedoch, abgesehen von den bei solchen Gelegenheiten stets vorgezauberten Potemkinschen Dörfern, auf ganz enge Berufskreise in ihrer so flüchtigen Kenntnisnahme beschränkt. Wie soll da ein vernünftiges Urteil sich gestalten! Nur wer als Unabhängiger wieder-

holt in England lebte und von Jugend an sich mit englischen Dingen beschäftigte, darf auf einigermaßen richtigen Überblick Anspruch erheben. Natürlich kommt dabei noch in Betracht, ob ein solcher durch besonders günstige Umstände mit verschiedensten Kreisen in Berührung trat und die wirkliche Londoner Gesellschaft kennen lernte. Denn die Geschäftsreisenden (größere Geschäftsinhaber besuchen England gleichfalls nur selten, Hamburger Firmen vielleicht ausgenommen) wissen vom eigentlichen Leben Englands so gut wie nichts, ihre rein äußerlichen Eindrücke sind sogar meist falsch. Es geht damit wie mit dem angeblichen „perfekten Englisch". Sie reden fließend, oft mit erstaunlich gutem Akzent, wären aber unfähig, je eine ernste Konversation über andere als geschäftliche Dinge zu führen, wo die eingelernten stereotypen Phrasen nicht ausreichen, geschweige denn ein schwereres englisches Buch zu lesen. In dieser Hinsicht haben sogar die an Zahl so unverhältnismäßig geringeren Engländer und Engländerinnen, die Deutsch verstehen, viel voraus. Denn sie rekrutieren sich ausschließlich aus den höhergebildeten Ständen und betrieben das Deutsch-Studieren mit ernster Lektüre. Deshalb überschätzen die Briten aus geschmeichelter Eitelkeit ungemein unsere angebliche allgemeine Englisch-Kenntnis. Der Deutsche lernt Englisch aus Geschäftsgründen, keineswegs um sich mit britischem Geistesleben bekannt zu machen. Man gebe einem geläufig Englischredenden mal einen schweren Dichter wie Byron in die Hand, ob er nicht meist über jede Zeile stolpert und unzählige Wendungen, ja sogar ungebräuchliche Worte mißversteht. Die Zahl derjenigen, die Shakespeare oder archaistisches Englisch im Urtext lesen können, ist bei uns äußerst gering. Genaue Kenntnis britischen Schrifttums (wohlgemerkt nicht einzelner Perioden aus philologischen Zwecken) von Anbeginn bis heut betrachten

wir aber als allerwichtigstes Erfordernis, um britischen Charakter, Intellekt und Gesellschaftszustand kennen zu lernen. Bleibt dies Studium unvollständig, so verführt es natürlich zu schweren Irrtümern. Denn so durchaus richtig z. B. Bulwer damaliges britisches Leben schilderte, wäre es doch urkomisch, danach das heutige zu beurteilen. Ja, sogar schon Thackeray wäre in dieser Hinsicht heut veraltet. Nur gewisse bestimmte Grundzüge bleiben überall die gleichen. Selbstverständlich ersetzt die gediegenste Lektüre nicht die Autopsie. Doch es kommt sehr darauf an, wie und von wem diese Selbsterfahrung geübt wird. Glaubt man z. B., ein von Standesgenossen eingeladener kontinentaler Aristokrat oder in London akkreditierter Diplomat werde etwas anderes von seinem Aufenthalt wegtragen als eine an der Oberfläche haftende Kenntnis des Highlife? Und auch hier nur äußerer Sitten und Unsitten, die in diesen Kreisen sich fast durchweg international gleichen wie Hofzeremonien. Da die englische und französische vornehme Welt einen weit größeren, speziell literarischen Bildungsgrad verlangt als die deutsche, werden dem dort zugelassenen Deutschen oft viele Gespräche und Anspielungen ganz unverständlich sein. Der naive Deutsche glaubt z. B., er besitze genügend literarisches Gepäck, wenn er Shakespeare vom Theater her kennt, wird aber verwundert bemerken, daß man in England diese Kenntnis — wohlgemerkt vom Lesen, nicht vom Theater her — als so selbstverständlich voraussetzt wie die Kenntnis der Bibel und kein Mensch je darüber konversiert, wohl aber über unzählige andere literarische Dinge, von denen der Deutsche niemals hörte.

Übrigens ist bezeichnend, daß selbst Einladungen des britischen Highlife unendlich öfter an österreichische als an deutsche Edelleute ergehen, wie denn persönliche nähere Beziehungen zwischen vornehmen Deutschen und

Engländern zu den größten Seltenheiten gehören. Das hat um so schlimmere Tragweite, als der britische Hof, an welchem ja auch viel Deutsch geredet wird (König Eduard spricht Deutsch wie ein Deutscher mit thüringischem Akzent), durch unverfälscht deutsche Herkunft der Königsfamilie in allen Gliedern (die Welfen heirateten Welfinnen, Königin Viktoria einen Koburger) deutschem Wesen so nahesteht. Die Zeit, wo der hochmütige britische Adel sich über die „beggarly Germans" der Dynastie aufhielt, ist längst verflossen, die tiefgewurzelte Loyalität des Volkes läßt solche Erwägung nicht zu, obschon einst das Jakobitentum zweifellos mitbestimmte, daß die Stuarts trotz ihrer Fehler doch wenigstens englischen Blutes seien. Dazu kommen noch historische Erinnerungen der Bundesgenossenschaft mit Preußen, ferner erneute Blutsverwandtschaft mit den Hohenzollern, so daß der jetzige deutsche Kaiser den Briten ein halber Brite erscheint. Man täusche sich also nicht über die Popularität, welche Wilhelm II. in einigen britischen Kreisen genießt: das hängt schlechterdings nicht mit irgendwelcher Sympathie für Deutschland zusammen, sondern mit der naiv unverschämten Auffassung, der deutsche Kaiser gehöre im Grunde zur gebenedeiten englischen Rasse und müsse daher auch britische Interessen vertreten. Die kindische Wut über das Krüger-Telegramm, die z. B. bei dem feudalen Reiterregiment, dessen Inhaber Wilhelm II., zu skandalösen Auftritten geführt haben soll, entspricht der Enttäuschung, daß der deutsche Kaiser seine Pflicht als Agent britischer Weltherrschaft auf dem Kontinent vergessen habe. Bei dem Herrscherjubiläum Victorias mußte die imponierende Gestalt Kronprinz Friedrichs einfach als Folie herhalten, sein Erscheinen im Huldigungszuge faßte der britische Größenwahn als eine Art Vasallentum auf. Wenn es also trotz so besonders naher höfischer und historischer Beziehungen nie und

heut weniger denn je — bis 1866 schlug „Hannover" noch eine gewisse Brücke — den britischen Reisenden nach Deutschland zog und trotz endlicher notgedrungener Schätzung (teilweise sogar Überschätzung) deutscher Kulturorganisation ein Interesse für Deutschland nicht aufkommen will, es sei denn ein feindlich mißtrauisches in politischen Angelegenheiten, so liegt der Schluß nahe, daß infolge systematischer kühler Abschließung von deutschem Wesen auch heute noch ein ungewöhnlicher Grad von übelwollendem Unverständnis Deutschland gegenüber vorliegt. Bei den Deutschen ist mangelhafte Kenntnis Englands durch dessen geographische Lage zu entschuldigen, bei den Briten nicht, da ihre stete Wallfahrt nach dem Kontinent sie ebenso gut nach Deutschland wie nach Frankreich führen könnte. Allerdings stellen sie einen beträchtlichen Prozentsatz zu den Besuchern der Bayreuther Festspiele, doch das sind meist Musikenthusiasten ohne Sinn für andere Dinge, und Bayreuth ist wahrlich der letzte Ort, um einen Begriff von deutschem Leben zu erhalten. Alles übrige schöpfen britische Reisende aus zufälliger Berührung mit Deutschen im Auslande, von jenen Ultra-Naiven abgesehen, die ein gewaltiges Volk nach den paar dienenden, untergeordneten Emigranten-Elementen in England selber beurteilen. In unzähligen britischen Romanen regnet es Seitenhiebe auf das sowohl täppische als vorlaut lärmende Betragen der Deutschen z. B. in Monte Carlo, geradeso wie Deutsche stets Mordsgeschichten über das dreiste, unmanierliche Auftreten britischer Reisenden zu kolportieren pflegen. Bezüglich der letzteren traf dies wahrscheinlich früher manchmal zu, heut gehört es zu den seltensten Ausnahmen. Oft fühlt der Deutsche sich schon tief verletzt durch die kühle Absonderung des Briten, was seine eigene allzu familiäre Geschwätzigkeit als Überhebung auffaßt, ohne zu bedenken, daß der Brite auch seinen Landsleuten gegenüber ein so-

fortiges Entgegenkommen für unfein hält. Es ist zwar richtig, daß in spezifisch englischen Hotels, wie man sie in der Schweiz, Italien, Südfrankreich genugsam findet, das Einnisten deutscher Reisender übel vermerkt wird. Kommt dort ein deutscher Alpinist verschwitzt und ungewaschen im Lodenanzug zum Diner, wo der Brite in Gesellschaftstoilette zu erscheinen pflegt, so entsteht ein Aufruhr. Aber dies ist weniger jener pharisäische Hochmut, der jeden Kontinentalen als unanständigen Plebejer auffaßt, als die unausrottbare Konventionalität des Briten, der keinen Verstoß gegen seine Sitten in seiner Nähe duldet. Beträgt ein Deutscher in solch einem englischen Hotel sich in britischer Weise, wird er sicher kühle Höflichkeit empfangen; warum drängt er sich aber in ein solches überhaupt ein? So faßt es der Brite auf, weil er von sich aus urteilt, da er lieber in einer Scheune als in einem Hotel voll lauter Ausländern schlafen würde, wenn er die Wahl hat, anderswo seine Landsleute zu finden. Die krankhafte Vorliebe des Deutschen für Fremdes, besonders das gehaßte und beneidete Englische, begreift der Brite einfach nicht: er hält für absichtlich aufdringliche Arroganz, was leider nur zudringliches Snobtum ist. Fast alle Mißverständnisse rühren von Verschiedenheit der Sitten her. Der Deutsche hält es noch für kein todeswürdiges Verbrechen, wenn ein Mensch den Fisch mit dem Messer ißt oder mal das Messer zum Munde führt: ersteres ein ganz natürlicher und bequemerer Vorgang, letzteres nur dann unerträglich, wenn es wie bei vielen Schweizern und beim niederen Volk in Deutschland einfach zur Regel wird. Dagegen entsetzt sich der Deutsche vor der Ungeheuerlichkeit, die Beine auf Stühle zu legen und gar in Gegenwart von Damen. Nun kommt zwar dies nie in Gesellschaft unter Fremden vor, auch wird man es heut wohl sehr selten bei englischen Reisenden beobachtet haben;

aber leugnen läßt sich nicht, daß der Brite es sich auf Reisen möglichst bequem macht, und wir haben einmal in St. Moritz, einmal in Blair Athole (Schottisches Hochland) diese verrufene Praxis des Lang-Ausstreckens auf Stühlen in Gegenwart von Damen erlebt. Merkwürdigerweise nahmen aber in letzterem Falle die anwesenden Ladies daran keinen Anstoß, weil eben dies „Sichgemütlichmachen" dem britischen Begriff des Komfortabeln entspricht. So sehr ist jede Sitte (und Sittlichkeit) eine reine Milieufrage, daß im einen Lande unanständig, was im andern als natürlich empfunden wird. Andrerseits müssen wir leider zugestehen, daß die englischen Ausfälle auf das lärmende unfeine Betragen deutscher Reisender nicht eines Anhalts entbehren. Nach unsern eigenen Erfahrungen haben wir auf Reisestrecken, wo alle Nationalitäten verkehren, die Deutschen am unhöflichsten und unangenehmsten gefunden — keineswegs nur solche, die etwa mindergebildeten Kreisen angehören, sondern erst recht Offiziere, Beamte, Juristen, Professoren, die sich einbilden, ihre angebliche Würde auch im Ausland paradieren zu dürfen. Glaubt man vielleicht, es sei eine Verschwörung der Verleumderei, daß man überall die deutschen Reisenden ungern sieht, daß sie durch ein besonders dem Briten widriges Benehmen auffallen, das zwischen unpassender Steifheit und unpassender Vertraulichkeit schwankt? Selbstverständlich gibt es viele bessere Ausnahmen, denen wir wahrlich nicht zu nahe treten wollen. Aber umgekehrt möchten wir behaupten, daß bei den so sehr in Verruf geratenen englischen Reisenden die unangenehmeren Exemplare wahrhaftig die Ausnahme bilden. Um offen zu sein: wir, die wir viel gereist sind, haben derlei überhaupt noch nicht erlebt, wohl aber das schreiendste Gegenteil. Wir fanden die Engländer genau so höflich, angenehm und in gewissen Fällen freundlich kordial, wie in ihrem eigenen

Lande, und könnten viele Episoden dieser Art erzählen. Freilich erklärt sich dies teilweise mit der Tatsache, daß für den Engländer der Mensch sozusagen mit dem Englischreden anfängt. Merkt er nun noch Vertrautsein mit englischen Sitten und englischen Verhältnissen, so geht ihm das Herz auf. Wer von englischer Zugeknöpftheit hörte, würde baß erstaunen, die Sammlung von Visitenkarten, Adressen und nachfolgenden freundlichen Briefen aus England zu besichtigen, die ein Deutscher im Besitz obiger Dinge sich erwerben kann. Durchaus nicht bloß nach längerer Bekanntschaft, sondern sofort, nachdem man in anregendem Gespräch aneinander Gefallen fand. Uns ist passiert, daß ein M. P. (Member of Parliament) uns mit grenzenloser Herzlichkeit und Einladung auf seinem Landsitz, wenn wir je wieder England berührten, nach ganz kurzem Verkehr überschüttete. Was beweist nun dies? Daß die Vorstellungen des Auslands über britische Kälte und Reserviertheit auf lächerlichem Irrtum beruhen, wie jeder weiß, der die Ehre hatte, in England eingeführt zu sein.

Die britische hohe Gesellschaft spottet zwar selbst über „Fleischer, Bäcker, Kerzenfabrikanten", die angeblich auf ihrem Holiday-Trip den Kontinent überschwemmen und England lächerlich machen. Aber auch hiervon haben wir nicht viel bemerkt, außer einmal in Romsdalen (Norwegen), wo unser an Londoner Gesellschaft gewöhnter Blick nur einen vornehmen Mann an einer durchaus englischen Tabledhote erblickte — und das war zufällig ein amerikanischer Krösus aus Cincinnati, mit dem wir später eine lange Tour machten. Aber diese ihm und uns mißfälligen Engländer gehörten keineswegs zur Kategorie der „Ladeninhaber", die damals (vor 30 Jahren) überhaupt nicht nach Norwegen reisten, sondern unverkennbar zur höheren Bourgeoisie. Solchen gezierten, affektierten und unfeinen Engländern

begegneten wir sonst niemals wieder; wir haben die „Ladeninhaber" oder armen Studenten, die auch oft genug die Schweiz und Italien bereisen, stets nur bescheiden, höflich, liebenswürdig gefunden, was wir von unsern engeren Landsleuten nicht immer behaupten können. Jedenfalls sollte aber der Deutsche, der nichts von englischer Art weiß, gefälligst mit seinem Urteil über englische Reisende zurückhalten und nicht Splitter suchen, wo andere bei ihm selbst einen derben Balken sehen. Selbst die Klage über die Ungeniertheit, womit englische Reisende ihr Handgepäck unterbringen, begreift nicht, daß das Gepäcksystem auf den englischen Bahnen grundverschieden von dem auf dem Kontinent, daher dem Briten so ungewohnt, daß er sich rein aus Verlegenheit und Ungeschicklichkeit Übergriffe gegen seine Mitpassagiere erlaubt, ohne es zu wissen. Die meist vollständige Unkenntnis der Sprache vermehrt dann noch das Unheil, da er die zornigen Bemerkungen und Blicke nicht versteht und das Beiseiteschieben seiner allzu weit ausgebreiteten Effekten als Affront auffaßt. Wir wollen in unserer Verteidigung nicht so weit gehen zu bestreiten, daß sich manchmal „nasty customers", unangenehme Burschen, auf dem Kontinent breitmachen, und vergaßen nie, daß wir einmal drei Engländer, die sich während der Seefahrt London—Hamburg auf einem englischen Schiff ganz angemessen benahmen, einfach wie ausgewechselt schienen, als sie via Berlin den deutschen Boden betraten: ihr Auftreten wurde unwillkürlich hochmütig und auffällig. Der unausrottbare insulare Hochmut, der seit ältesten Zeiten den Briten kennzeichnete, bricht eben bei halbgebildeten, unerzogenen Leuten oft ungezogen hervor. Aber unter derlei Einzelfällen darf doch der feine Engländer nicht leiden, der sich überall höflich und vornehm benimmt, sei er in London oder in Kamtschatka. Denn eine Selbstzucht wahrhaft guter

Manieren, weit vorzüglicher als die phraseologische äußere Politesse des Franzosen, ist dem Briten der besseren Stände zur andern Natur geworden, förmlich in Fleisch und Blut übergegangen. Könnte man doch Gleiches von den Deutschen sagen, die gegen Niedrigergestellte meist zu grob oder zu familiär, gegen Höhergestellte zu devot oder zu familiär sind!

Aber natürlich wollen wir damit nicht sagen, daß nicht auch die Engländer sich vollauf des Fehlers schuldig machten, über deutsches Wesen nach den jeweiligen selten günstigen Proben zu urteilen, die ihnen als Reisende im Ausland vor Augen kommen. Vornehme Briten beiderlei Geschlechts haben einen merkwürdig scharfen Blick für das, was sie snobmäßig und nicht gentleman- oder ladylike finden. Sie werden einen norddeutschen eleganten Junker nebst obligater hochnäsiger Weiblichkeit mit ödem kaltem Blick übersehen, so schneidig und pseudo-vornehm mit schnarrenden Höflichkeitsfloskeln diese Leute sich präsentieren. Sie fühlen sofort, daß diese Deutschen nicht „vornehm" nach englischen Begriffen sein können. Beiläufig irrt man auch sehr, daß die Briten, weil sie einen gewissen Wert auf anständige Kleidung legen, nach dem Äußern aburteilten. (Früher ging in Deutschland übrigens die unbegreifliche Sage, die Briten vernachlässigten ihr Äußeres absichtlich aus Exzentrizität!) Doch selbst im Zeitalter des Dandytums, wo ein Brummel in Westen und Kravatten regierte, unterschied sich der Londoner „coxcomb" erheblich von dem hirnlosen Gecken des Kontinents, man verlangte von ihm eine gewisse Verve, Witz und, wenn er tonangebend sein wollte, artistische Bildung. Gewiß berührt den heutigen Briten, nachdem jedes Dandytum längst ausstarb, ein unordentlicher, ungepflegter Anzug, wie manche Deutschen ihn vorführen, peinlich. In Wahrheit übersieht er aber solche äußeren Mängel viel eher,

als der Deutsche „höherer" Stände, zumal gezierte Geckerei, die durch besondere Eleganz auffallen will, ihm erst recht „vulgär" (vulgar, ein sehr häufig gebrauchtes Epitheton) vorkommt. Worauf er hauptsächlich achtet, sind die unbewußten Manieren der Haltung: er wird in einer unscheinbaren, schlecht gekleideten Person weit eher den Gentleman oder die Lady erkennen, als ein Deutscher, der in einer gewissen Adrettheit das „Feine" sucht und sich einbildet, er gehöre zur vornehmen Welt, wenn er nur recht oft „Meine gnädigste Frau" schnarrt. (Jeder Deutsche wird diesen Typus erkennen.) Nein, mein guter Deutscher, der du etwa als Kommerzienratssohn und Reserveoffizier zum Highlife zu gehören glaubst, es könnte dir passieren, daß du einem „schlichten, einfachen" Herrn auf Reisen begegnest — d. h. er scheint deinem Snobwesen schlicht und einfach —, und der Herr schüttelt dich höflich, aber kühl ab, während er vielleicht andere „schlichte einfache" Leute mit seinem Umgang beehrt —, und siehe da, es war ein englischer Lord! Denn das ahnst du natürlich nicht, daß die schlichte Einfachheit, wie sie dir Tölpel erscheint, das Produkt jahrhundertlanger Vornehmheit darstellt und daß deine „distinguierten" Manieren ihm das Merkmal des Unvornehmen in jedem Zuge tragen.

Denn, indem wir nun das Thema der gegenseitigen törichten Allgemeinurteile nach Reisebegegnungen fallen lassen: wenn wir auch besser sind als unser Ruf und der Engländer in Deutschland selber eine wesentlich andere Meinung gewinnen würde als nach den Exemplaren im Ausland, wobei des Deutschen snobartige Anstaunung alles Fremden sich unter erzwungener Dreistigkeit maskiert, so gilt dies in erhöhtem Grade für die Briten im eigenen Lande. Nach diesem langen Präludium wollen wir unsere Methode wieder aufgreifen und Schritt für

Schritt den unrichtigen Einbildungen des Briten über den Deutschen, des Deutschen über den Briten folgen.

Das deutsche soziale Leben macht so wenig den Eindruck einer Militärbaracke, daß man z. B. in Wien weit häufiger Uniformen auf der Straße begegnet als in Berlin. Oder, um noch näher zu kommen: in gewissen Londoner Stadtteilen macht sich der Gardist auf seinem Urlaubsbummel, das Stöckchen unterm Arm, geschnürte Brust heraus, kokettes kleines Käppi quer übers Ohr gestülpt, weit bemerkbarer. Überhaupt hat Berlin durchaus nur das Gepräge einer großen Industriestadt, sobald man über den Westen und die Schloßbrücke hinaus ist. Von Feudal-Mittelalterlichem sollten die Briten um so eher schweigen, als sie selbst die barocksten Trachten an den Universitäten und die Puderperücke der Richter und Advokaten, sogar der Clerks im Parlament, und die Rokokotracht des Speakers behielten, außerdem bei zeremoniellen Festen, wie der Krönung, sich die drolligsten Überreste des Mittelalters (Herolde, Schwertträger in Feudalkostümen usw.) hervorwagen. Gerade Berlin und Hamburg fallen den Amerikanern als die einzigen europäischen Städte auf, die an amerikanische erinnern, ganz „modern". Über die bureaukratischen Institutionen usw. sei in späterem Kapitel gesprochen. Liest man in englischen Berichten über rückständiges oder ärmliches Aussehen deutscher Städte, so staunt man, ob denn Irgendwer in England diese Städte gesehen habe, die durchweg eleganter und besser gebaut sind als die englischen. Außerdem liegt der Vergleich nicht so einfach als in Großbritannien: wer London und allenfalls noch Edinburgh sah, braucht nichts anderes zu kennen, denn Liverpools Hafenbild gleicht dem von Hamburg, auch bietet London in St. Katherine-Docks ziemlich das Gleiche. Doch um Deutschland zu kennen, muß man nicht nur Berlin und Hamburg, sondern Dresden,

Leipzig, Köln, München gesehen haben, noch ein Dutzend anderer Städte vollenden erst das Bild. Von diesen kennen die Briten, wenn überhaupt etwas, meist nur München oder Dresden. Nach diesen beiden aber deutsches Leben beurteilen zu wollen, wäre der Gipfel der Lächerlichkeit. Das Rätsel, warum soviel Unsinn über „Deutsche" in englischen Büchern steht, löst sich damit, daß man bei gewissen Charakteristiken „Münchener" und bei andern „Dräs'dner" statt „Deutsche" lesen muß. Wer soll übrigens nicht lachen, wenn der Anglo-Österreicher Chamberlain versicherte, nirgendwo sonst in Deutschland sehe man, so sehr die Deutschen sonst in Statur den Briten nachständen, so viel stattliche Gestalten als in München! Über diesen unfaßlichen Scherz quittierten dankend die Münchener Blätter. Wie wohl die nach Berlin abkommandierten bayrischen Offiziere dazu geschmunzelt haben mögen! Wo immer ein Angelsachse — denn das bleibt H. St. Chamberlain doch — etwas über Deutschland zu sagen hat, fällt es schief und lächerlich aus. Um übrigens auch diesen Punkt zu berühren: die Behauptung, das britische Volk sei durchschnittlich größer und stärker als das deutsche, kann unmöglich zutreffen, höchstens auf Süddeutschland. Zwischen Norddeutschen und Briten besteht so gut wie gar kein Unterschied, und es sollte doch bekannt sein, daß man in England fortwährend das Militärmaß heruntersetzen muß, weil geeignete Rekrutierung der Söldnerarmee unmöglich wird. Die Illusion ihrer absoluten physischen Überlegenheit über Deutsche und Skandinavier gehört auch zum eisernen Bestand britischer Einbildung. In diesem kindischen Ton gibt es mancherlei Erzählungen aus Altertum und Mittelalter, wo der kühne Brite auch die deutschen Riesen spielend besiegt. Natürlich ist die deutsche Vorstellung von lauter hagern, langen, schwindsüchtigen Briten sehr komisch, man sieht in England nicht

nur sehr viele Wohlbeleibte, sondern überhaupt manche herkulischen Kraftgestalten. Aber daß englische Offiziere bei mißgünstiger Kritik deutscher Manöver auch von der kleinen Statur des deutschen Soldaten im Verhältnis zum britischen schwatzen, heißt der Nationaleitelkeit doch allzu grob schmeicheln. Selbstverständlich gibt es in England keine größeren Gestalten als beim preußischen ersten Garderegiment und den Gardeducorps, nur mit dem Unterschied, daß letztere ein ganzes Regiment ausmachen, die „Horseguards" nur 200 Mann. Daß eine auf physische Vorzüge hin angeworbene Soldtruppe prozentual mehr starke Leute aufweist, als ein Millionenheer allgemeiner Wehrpflicht, ist doch sehr natürlich. Beiläufig sei bemerkt, daß der bekannteste englische Militärattaché in Berlin, General Beauchamp-Walker, der alle deutschen Einheitskriege mitmachte und sehr beliebt war, von seinem Posten entfernt werden mußte, weil er sich bei einem Manöver zu dem Ausruf hinreißen ließ, als ihm ein gewisser Vorgang mißfiel: „Das wäre in England unmöglich!" Ein späterer Militärvertreter, Lord Methuen, ist ja im Burenkrieg bekannt geworden. Beide uns persönlich bekannten, sehr gebildeten Gentlemen besaßen ein vollgerüttelt Maß britischen Nationaldünkels. —

Die Behauptung, deutsche Frauen seien häßlich und ohne Chik, wollen wir nicht zu genau untersuchen. Derlei ist Geschmacksache. Auch hier spielt Legende mit. Die „schönen Wienerinnen", „schönen Ungarinnen" sind reine Sage; die angeblich abscheulichen Berlinerinnen, denen es auch nicht an Chik fehlt, zeichnen sich derart durch Hübschheit, oft Schönheit, aus, daß es rein alltäglich wird. In Hamburg und Hannover findet man genug englische Typen, in Sachsen ist das Sprichwort, „wo die hübschen Mädchen wachsen," durchaus kein leerer Wahn. Wer sich die Engländerinnen nach albernen Witzblättern als Vogelscheuchen denkt, geht aber nicht ärger

fehl, als wer in Anglomanen-Tollheit die Engländerin schlankweg für die schönste Frau der Welt erklärt. Sie ist es, wenn sie schön ist, d. h. es gibt dort einen Typ höchster Vollendung, doch die Masse hat nicht den geringsten Anspruch auf besondere Reize. Wohl aber zeichnet sich die Engländerin vor der Deutschen aus durch ein energisches, intelligentes Wesen, das nur selten in Affektation umschlägt. Wenn die deutschen Frauen oft einen öden, geistlosen Ausdruck zu haben scheinen, so gilt dies freilich auch oft von den Männern, so daß man sich manchmal nicht wundert, wie ein geistig so hochstehendes Volk bei Ausländern in den Geruch ordinärer Mittelmäßigkeit kommen konnte. Hier darf man wirklich nicht nach dem Schein urteilen. Denn das geben wir ohne weiteres zu, daß die Briten durchschnittlich energischer und intelligenter aussehen, Männer wie Frauen. Erstere macht die scharfe, kühne Männlichkeit der Züge auch unstreitig schöner, als deutsche Physiognomien. Nur in einer gewissen Kaste altpreußischer Offiziere findet man ähnliche Typen, wie den falkenäugigen, adlernasigen, hochgewachsenen Briten der höheren Stände. Wir wollen daher unsern Vettern den Ruhm lassen, daß sie im großen Ganzen, wenn man dabei mehr die Männer als die Frauen berücksichtigt, die schönste Rasse auf Erden sein mögen.

Daß die deutsche Küche ein Horror sei, behaupten nicht nur die Briten. Auch dies scheint aber Legende der Vorzeit oder wieder nur auf Süddeutschland bezüglich. In Berlin und Hamburg ißt man sowohl in besseren Familien als in besseren Restaurants so gut wie in Paris, nur viel billiger, vor der gerühmten österreichischen hat die norddeutsche Küche eine unendlich größere Reichhaltigkeit voraus. Dies gilt erst recht für die britische, der es an Wild und vielseitigen Gemüsen erschreckend fehlt, die auch an Landsee- und Flußfischen Mangel hat

und nur in Meerfischen exzelliert. Gleichfalls zur Legende gehört das ständige „Kaffeekränzchen", der ständige Kneipenbesuch der Deutschen. Letzterer, dem heutigen Briten unverständlich und verhaßt, da das „Kneipen" im deutschen Sinne ihm ebenso unbekannt wie „die Kneipe", ist nur dem Junggesellen eine Lebensgewohnheit. Dies kann nicht anders sein, weil uns das Klubleben fehlt, der Deutsche also auf Restaurant und Café angewiesen bleibt. Wenn sich auch über letztere Einrichtung der Brite erhaben fühlt, der seine Zeitungen im Klub liest, so muß er nicht wähnen, er habe nie gleichem Laster gefröhnt. Im Gegenteil stammt das „Kaffeehaus" aus London, wo es schon im 17. Jahrhundert blühte und sich lange als Versammlungsort aller Neuigkeitskrämer und Witzbolde und Boulevardiers (men about town) erhielt. Damals war auch die „Kneipe" ein Lieblingsaufenthalt der Briten, nur hieß sie „Tavern" und man trank weniger Bier als Brandy und Punsch! Daß das Klubleben dann diese plebejischeren Stätten verdrängte, ergab sich aus nationalen Eigentümlichkeiten, da der Brite vornehme Ruhe und behaglichen Komfort liebt, in seiner aristokratischen Herrennatur gern Berührung mit Krethi und Plethi verpönt und außerdem — diesen plausibeln Entstehungsgrund ahnte wohl niemand bisher — das Überhandnehmen der Taschendiebe und des oft in eleganten Kleidern vermummten Verbrechertums nötigte, öffentliche Kaffeehäuser und Tavernen zu meiden. Man bedenke ferner, daß der Brite viel weniger vergnügungssüchtig im gewöhnlichen Sinne ist als der Deutsche, daß chronisches Instheaterlaufen gar nicht und reges Gesellschaftsleben wie bei Deutschen und Franzosen nur bei den upper ten die Abende würzt, daß daher der Klub, wo er in behaglicher Umgebung seine Bekannten zwanglos täglich treffen kann, alle Bedürfnisse des Engländers befriedigt. Wir würden gewiß

den Klub als vorbildlich empfehlen und dem vielfach gefährlichen Kneipen- und Cafétreiben vorziehen, aber finden begreiflich, daß die verschiedenen Klubgründungen in Berlin wenig Anklang finden und nur zu heimlichen Spielhöllen (wie früher in London) ausarteten. Denn bei so ganz verschiedenen Lebensansprüchen des Deutschen, der seine Abende gewiß nicht im Klub verbringen würde, wäre es nur ein unnötiger Luxus. Um eine Bibliothek herzustellen, wie wir sie z. B. im „Oxford- und Cambridge Klub" fanden, bedarf es reichlicher Beiträge seit ungezählten Dezennien. Es spricht also auch der größere Geldbeutel der Briten dabei ein Wörtchen mit, denn geringere Klubs, wie auch Arbeiter sie gründen, erfüllen nicht ihren wahren Zweck. Die Vereinsmeierei derjenigen Deutschen, die für eigentliches Kneipenleben keinen Sinn haben, ahmt die vielen Societies nach, ohne deren Einfluß und erfreuliches Wirken zu erreichen. Hier kommt wieder in Betracht, daß der Deutsche früher aufsteht und länger arbeitet als der Brite, daher die Abende nicht so früh frei hat und die Nachtstunden nicht so leicht opfert. Es spielen eben überall hundert kausale Einzelheiten mit, wozu auch die verschiedene Einrichtung der Mahlzeiten gehört. Als die Briten noch früher am Tage ihr Diner einnahmen, blühte bei ihnen das Kneipen in Gestalt eines verlängerten Supper; heut, wo man um 7, 8, 9 Uhr abends die Hauptmahlzeit hat, bleibt weder Zeit noch Lust, sich nachträglich feuchter Fröhlichkeit hinzugeben. Dafür kreist aber die Kristallflasche mit Claret und Port desto emsiger in der Tafelrunde „after dinner". Die jedem Kontinentalen so auffällige Sitte, daß die Damen sich eiligst nach oben in den Drawingroom zurückziehen und dort geduldig auf die Herren warten — sei es bei geselligem Diner mit Gästen oder täglich in der Familie —, bezweckt nur ungehinderten Alkoholgenuß ohne vorwurfsvolle Blicke der schöneren Hälften.

So ist nichts zufällig bei nationalen Sitten. Schon hieraus ergibt sich aber, daß der Vorwurf, die Deutschen seien besondere Alkoholiker, auf Verblendung beruht. Statistisch stand England stets im Alkoholismus obenan, zumal früher. Da Deutschland das süffigste Bier braut und auch im Süden reine, gute Weine zieht, wäre schier unnatürlich, wenn es davon nicht Gebrauch machen würde. Selbstverständlich hat das viele Trinken keine guten Folgen, besonders nicht bei dem Comment-Unfug studentischer Trinkgelage, hält aber von andern Exzessen ab, und da der Deutsche viel verträgt, sieht man außerhalb studentischer Kreise sehr selten Betrunkene. Bei den Arbeitern freilich noch häufig genug, weil sie Branntwein vertilgen, dessen Genuß in vornehmerer Gestalt von Cognak, Nordhäuser usw. bei Deutschen bürgerlicher Stände unendlich weniger verbreitet als bei Engländern aller Stände, denen noch heut Whisky (früher Brandy) sozusagen nicht vom Tische kommt. Ebensowenig wie den Vorwurf der Trunksucht verdienen wir den der sonstigen Völlerei, der auch manchmal britischerseits erhoben wird: wir äßen den ganzen Tag und viel zu viel. Frühschoppen und Vesperbrot verschwinden immer mehr, der Deutsche arbeitet so viel, daß ihm zu solchen Trägheitssünden nicht Zeit bleibt, nur bei Arbeitern trifft man noch das Zwischendurchessen, was aber mit mangelhafter Substanz der Hauptmahlzeit zu erklären sein mag. Der Deutsche ist im ganzen ein derber Esser, doch daß er es dem Briten zuvortäte, ist um so mehr Übertreibung, als er im Durchschnitt sicher nicht soviel Fleisch verzehrt. Übrigens grassiert ja gerade im modernsten England die Unsitte des Five o'clock-Tee mit Appetitsbrötchen, und das Frühstück allein wiegt oft ein deutsches Mittagsmahl auf.

Daß die Deutschen im Umgang sich zänkisch, brutal und aufgeblasen zeigen sollen, erinnert an jenen Eng-

länder, der angesichts eines rothaarigen Kellners am Rhein in sein Tagebuch schrieb: „Alle Deutschen sind rothaarig.“ (Möchten die Deutschen sich diesen Witz nur selber hinter die Ohren schreiben, wenn sie angesichts eines flegelhaften Reisenden dekretieren: „Alle Engländer sind Flegel!“) Mit der Brutalität ist's wirklich nicht weit her, Prügeleien wie in England sind selbst beim Volke nicht so häufig. Aufgeblasenheit ist keine besonders deutsche Eigenschaft, man kann sie auch an anderer Adresse suchen! Daß wir gerne zanken, dürfte wohl stimmen, querelle Allemande ist ein alter Wahrspruch, doch das Disputieren sollte doch einem Lande, wo es besondere Debating Clubs gibt, nicht so mißbehagen! Richtig ist leider, daß die Deutschen beim Disputieren oft grob und ausfallend werden, einander nicht ausreden lassen und alle durcheinanderschreien — was dem britischen Naturell einfach ungeheuerlich erscheint. Jener Self-Respekt, der deshalb auch die Rechte des andern achtet, jene ruhige Selbstbeherrschung, die sich nicht übereilt und die eigenen Argumente aufspart, bis der andere gesprochen, ist dem Deutschen im allgemeinen fremd. Die englische Würde im Gespräch, so sehr man sie bewundern muß, hat aber wieder natürliche Ursachen, die nicht von vornherein einen Charaktervorzug bedingen. In allen Ländern mit längerer parlamentarischer Gepflogenheit, z. B. bei den Ungarn, Siebenbürger Sachsen, Schweizern, findet man eine größere Gewandtheit des öffentlichen Redens. In England, wo Eintritt ins Parlament oder öffentliches Reden auf Meetings seit 3—400 Jahren den Ehrgeiz jedes strebsamen Bürgers stachelt, gewöhnte man sich mehr und mehr im ganzen Volke an klares Reden und ruhiges Debattieren in parlamentarisch zulässigen Formen. Man bilde sich doch nicht ein, daß dies von jeher so gewesen sei! Noch im 18. Jahrhundert schimpfte man und überschrie sich gegenseitig bei politischen Differenzen. Über-

haupt leitet uns dies zu der Betrachtung über, ob denn die heutige zweifellose Überlegenheit der englischen Gesellschaftsformen ein sozusagen angeborenes Erbe sei. Wir bestreiten dies geradeso, wie die auch von Deutschen demütig hingenommene Behauptung, die Britinnen seien an und für sich ein höheres Geschlecht als die deutschen Frauen. Worin soll ein so großer intellektueller Unterschied sich ausdrücken? Die deutschen Mädchenlyceen stehen den englischen sicher nicht nach, Universitätsvorlesungen hören viele, machen in Zürich ihr Doktorexamen. Ist es denn wirklich so lange her, daß in Oxford weibliche Gelehrte zugelassen werden, wogegen sich der deutsche Michel noch sträubt? Ein kleiner Vorsprung bleibt ja vorhanden, die Britin hat sich vermöge einer gewissen älteren Ellbogenfreiheit besser entwickeln können. Doch die seichte Gans als Balldämchen und die in Kleinlichkeiten aufgehende Spießbürgerin schwinden bei uns mehr und mehr. Vermutlich sogen die Britinnen ihre Geringschätzung der armen deutschen Schwestern wieder nur aus Einzelerfahrungen in bestimmten Landesteilen und auch hier nur aus der Vergangenheit. Was würden sie dazu sagen, wenn Deutsche als Maßstab des weiblichen Bildungsstandes in England die Wirtinnen, bei denen sie zur Miete wohnten, die Leiterinnen der Boardinghäuser und die Wäscherinnen nehmen würden? Und glaubt man wirklich, die Frauen des kleinen Mittelstandes hätten auch in England etwas anderes im Kopf als häusliche Sorgen? Was uns aber endgültig abhält, an eine Wesensverschiedenheit der germanischen Weiblichkeit beider Nationen zu glauben, ist nicht die Gegenwart, obschon z. B. deutsche Schriftstellerinnen neben dem besseren Durchschnitt der britischen ganz erfreulich abschneiden, wenn dies einen Wertmesser abgeben könnte, und in der Vers-Poesie die sonst literarisch überragenden Briten wahrlich noch keine Droste-Hülshof hervorbrachten. Nein,

die Vergangenheit bietet uns bezüglich der Frauen das nämliche Bild, wie sonst in der historischen Entwicklung. Obschon einige deutsche Frauen in der Reformation sich tüchtig und stark zeigten — wir erinnern nur an die Landgräfin von Hessen —, gewannen die Engländerinnen in den bewußten 150 Jahren tatsächlich einen riesigen Vorsprung. Schon Elisabeth und Maria Stuart besaßen einen Bildungsrang und Intellekt, der selbst heute Staunen erregen würde. Doch von dem Augenblick an, wo Deutschland sich geistig aufraffte, stoßen wir überall auf Frauengestalten ersten Ranges. Den geistig regsamen beiden Gattinnen des Großen Kurfürsten folgte die ganz außerordentliche Sophie Charlotte, von welcher vermutlich die Genie-Ader in die Familie Hohenzollern hineinkam und ihren Enkel Friedrich beseelte. Wenn die Briten mit ihrer Lady Mary Montague prahlen, einer famosen, aber mehr exzentrischen als bedeutenden Person, die später in Lady Esther Stanhope, Pitts Nichte, eine Nachfolgerin fand, so ist das gar nichts neben Friedrichs des Großen Schwester Wilhelmine von Anspach oder neben Maria Theresia. Zu guter Letzt war auch die geniale Zarin Katharina eine waschechte Norddeutsche und die originelle Herzogin von Orleans einer früheren Epoche hat mit ihrer urwüchsigen pfälzischen Gesundheit sogar den geistreichen Pariserinnen imponiert. Wohin wir schauen, finden wir im friderizianischen Zeitalter das gleiche erhebende Bild tapferer und kulturstrebsamer Damen. Die Herzogin von Braunschweig, die Prinzessin Heinrich (Hessin), die Herzogin von Koburg und manche andere hinterließen uns Proben davon, und wo immer wir kulturhistorisch noch Dokumente (Briefe, Denkwürdigkeiten) auftreiben können, bleibt der Eindruck der gleiche. Goethe hat in der Gräfin im „Meister", in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" uns Sinnbilder davon gegeben, seine beiden Leonoren sind vorzügliche Porträte

des ganzen damaligen Geschlechts vornehmer deutscher Weiblichkeit. Und nicht war uns diese Blüte karger bemessen in der napoleonischen Zeit. Napoleon, der freilich in der legendär überschätzten Königin Luise nichts anderes finden konnte als eine liebenswürdige, etwas kokette Salondame (ihre angebliche hohe Bildung beschränkte sich aufs Lesen sentimentaler Moderomane), verehrte die prächtige Herzogin von Weimar, traf auch sonst deutsche Damen, die ihm Respekt einflößten. Man lese die Briefe von Johanna Schopenhauer oder andern weiblichen Privatpersonen über die Erfurter Tage und andere politische Zeitbegebenheiten, wie sie in Schulzes Sammelwerk „Die Franzosenzeit" zitiert oder einmal als Tagebuch einer gebildeten Bürgerin in der „Tägl. Rundschau" veröffentlicht wurden. Ferner sind Goethes Mutter, Scharnhorsts Tochter, Gneisenaus Gattin erhebende Typen. Bettina v. Arnim, Gräfin Ida Hahn-Hahn, die Rahel, sowie einige emanzipierte Romantikerinnen, Schillers Titanide Kalb und Karoline Wolzogen und Goethes Frau v. Stein und Ulrike v. Levetzow fortsetzend, zeigen uns einen hohen Grad rezeptiven weiblichen Intellekts. Wenn die vielverkannte verehrungswürdige Kaiserin Augusta als ein letzter Ausläufer dieses hochstrebenden Frauengeschlechts sich einsam fühlte und die spätere Kaiserin Friedrich, ein hervorragender Typ britischer Frauenintelligenz, sich über die geringe geistige Regsamkeit der deutschen Damen *ihrer* Kreise beklagte, so lief dies Verphilistern oder richtiger dies Sinken höherer Bildungsinstinkte gleichmäßig neben dem gleichen Prozeß in der deutschen Männerwelt her. Obschon z. B. Bismarck und Moltke ihren Gattinnen Loblieder sangen, läßt sich nicht verkennen, daß sie neben dem großen vorhergehenden Geschlecht einen gründlichen Abfall bedeuten, und diese Entwickelung zum Trocken-Praktischen, Äußerlichen und Seichten ging rapide weiter. Erst in unsern Tagen trat

ein erheblicher Gegenstoß ein und ein neues Frauengeschlecht reift heran, das im 20. Jahrhundert gewiß noch Erhebliches leisten und mindestens so solide Lorbeeren weiblichen Wettbewerbs erwerben wird wie die Engländerinnen. Auch ist die von deutschen Frauen natürlich eifrig nachgebetete Behauptung, die Frau nehme bei uns eine gedrückte Stellung ein, in englischem Munde die reinste Flunkerei. Entweder urteilt man hier nach bloßen Äußerlichkeiten, wie z. B. dem Rauchen in Gegenwart von Damen — als ob ein Deutscher der guten Gesellschaft nicht regelmäßig die Damen formell um Erlaubnis dazu bitte und als ob die Britin nicht genau die gleichen Phrasen „sie habe das Rauchen gern" in Bereitschaft hätte, wenn Männer ihre Rauchutensilien hervorziehen! Daß der Deutsche Frauen im Tram stehen lasse, wenn er sitzt, oder ihnen nicht Platz mache usw., kann sich nur auf Süddeutsche von schlechter Lebensart beziehen. Daß der Deutsche nie Frauen eines ernsten vernünftigen Gesprächs würdige, ist die reinste Legende, all dergleichen verallgemeinert aus irgendwelchen zufälligen Beobachtungen in minderwertigen Kreisen. Alle diese Redensarten hätten nur einen Sinn vom Standpunkt des Amerikaners, wo das Verhältnis völlig umgekehrt wird und der Mann sich zum Packtier vorlauter Weiber herabwürdigt. Daß der Brite eine gewisse äußere Ehrerbietung vor den Frauen markiert, gehört zur konventionellen Höflichkeit. Andererseits werden des Deutschen Begriffe von Galanterie häufig durch englisches Betragen schwer verletzt, da das Süßholzraspeln und Komplimentemachen deutschen Stils den Briten ganz abgeht und eher als schlechte Form empfunden würde. Doch macht man hier, da eben alles in Tugend und Laster einer Kausalität gehorcht, aus der Not eine Tugend, weil der Brite mit seiner etwas schüchternen Zurückhaltung und mauvaise honte seine Gefühle nicht leicht

in Worte faßt, stets von der Scheu geplagt, er könne sich durch Überschwang und zudringliche Schmeichelei lächerlich machen. So brachte er eine gewisse Ungeschicklichkeit in ein System und seine Damen gewöhnten sich durch Vererbung so sehr daran, daß ihnen kontinentales Kavalierwesen im Courschneiden ungeziemend erscheint. So würden sie z. B. den in ganz Österreich noch grassierenden Handkuß, der in Deutschland nur noch in Hof- und Offizierskreisen sich als barocker Rokoko-Überrest erhielt, als Beleidigung empfinden. Die Deutschen machen übrigens in der Poesie den „deutschen Frauen", die „himmlische Rosen ins irdische Leben flechten", in deren Hand „der Menschheit Würde gelegt", so viel Liebeserklärungen, wie nur irgendein mittelalterlicher Minnesänger, und die auf ihre angeblich überlegene Stellung pochenden Britinnen jammern geradeso über männliche Tyrannei. Das Vorbild ihrer amerikanischen Schwestern läßt sie nicht schlafen. Denn es entstellt durchaus die Wahrheit, wenn die Deutschen sich vorreden lassen, die Frau habe an und für sich in England eine soziale Gleichberechtigung erreicht. Die Frauenrechtlerinnen dürfen ja in Deutschland geradeso toben und schimpfen, teils mit Recht, teils mit Unrecht, und die „Sufragetinnen" werden in England, wenn sie zu ungebührlich belästigen, mit höchst ungalanter Strenge bestraft. Es ist die reinste Heuchelei, wenn der Brite über die „Sklaverei" der deutschen Hausfrau die Nase rümpft, denn sein eigenes Ideal ist ja gerade die „echtenglische Hausfrau" (house-wife), und seine starre Männlichkeit sorgte dafür, dies Ideal recht energisch einzuführen. Es scheint uns noch sehr fraglich, wer mehr Herr im Hause ist, unumschränkter Gebieter, der schlappere Deutsche, der nur zu oft unterm Pantoffel steht, oder der Brite. Dieser bewahrt die Würde eines römischen pater familias, seine Frau spricht von ihm zu anderen als „Mister", das deutsche „mein Mann"

(my husband) ist der Britin lange nicht so geläufig und für sie liegt darin förmlich etwas Weihevolles. Sie blickt zu ihm empor und sieht ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Daß die alten Jungfern, in England am zahlreichsten wegen Millionen-Überschuß weiblicher Personen, und die modernen Emanzipierten des „fast living set" anderer Meinung huldigen, das sind nur Blasen auf der Oberfläche. Die große Mehrzahl der Engländerinnen wünscht nichts Besseres, als gehorsam und unterwürfig ihrem Gatten oder Vater oder Sohn oder Bruder das Leben zu erleichtern, denn gerade sie haben eine außerordentlich hohe Meinung von den bösen Männern.

Daß die Deutschen eine schlechtere physische Haltung hätten als die sportgewandten Briten, scheint mindestens übertrieben. Bei dem eigentümlichen Mangel an Eitelkeit, der seltsamen Schüchternheit, die trotz seines Nationaldünkels im britischen Charakter liegt, würden sie sich völlig gehen lassen und ungefüge einhertrotten, wenn der Sport sie nicht gelenkig machte. Dieser ist aber auch erst seit höchstens 50 Jahren eine wirkliche Nationalinstitution geworden, da früher der Sport auf professionelle Kreise (Boxer, Ringer, Jockeis) und einige vornehme Amateure beschränkt blieb, das Publikum sich nur als wettender Zuschauer beteiligte. Dagegen führten die Deutschen seit etwa 100 Jahren ihr Turnen ein und besitzen ja in der allgemeinen Wehrpflicht ein Gegengewicht gegen die jugendverzehrende Schultyrannei. Wenn die britische Erziehung vernünftiger die Dinge regelt und die Knaben sich körperlich in Gymnastik entwickeln läßt, so muß man aber andererseits nicht verkennen, daß sie auch sehr viel weniger lernen und ein deutsches Abiturientenexamen einem britischen Doktorexamen (Baccalaureat, Magister Artium) gleichkommt. Doch darf man dies wieder nicht so erweitern, wie in Deutschland oft geschieht, als ob darum die britischen Universitäten minderwertig

wären. Das System ist eben ein anderes. Wenn der junge Akademiker sich eine Fellowship erwarb, dann beginnt erst eigentlich sein wahres Studium, während der deutsche Privatdozent schon ein fertiger Gelehrter ist. Überhaupt sei hier auf das von Engländern stets zugestandene Phänomen verwiesen, daß der Brite sich am langsamsten entwickelt, daß er zu Anfang der zwanziger Jahre oft noch der reinste Junge bleibt. Die Frühreife der im Geschäftsleben untergebrachten Londoner Cockneys ist nur eine künstliche, dem Nationalcharakter widersprechende. Allerdings kann diese unreife Naivität mit entschlossener Tatkraft Hand in Hand gehen, sobald man den jungen Briten in die Kolonien verschickt: Schwimm oder sinke! Und man muß nicht denken, daß dieses langsame Wachstum, naturwissenschaftlich sogar ein Merkmal der höchsten Rasse, sehr lebhafte geistige Interessen ausschlösse. Unter dem Anschein eines bloß für Sport erglühenden dummen Jungen birgt er oft einen Fond von heimlicher Belesenheit. Denn nichts ist drolliger, als sich die Briten als ein bloß „praktisches", nur physischem Sport hingegebenes Volk zu denken. Freilich wird bitter geklagt, die Sportsucht habe England verdummt, ohne übrigens immer so heilsame hygienische Folgen zu haben, wie man erwartet. Doch selbst heute steht der literarische Bildungsstand des Briten, sofern er sich auf Kenntnis der heimischen Literatur bezieht, weit höher als auf dem Kontinent, weil eben kein Volk auch nur entfernt einen solchen Lesehunger besitzt. Die Erklärung, dies hänge vielleicht mit dem vielen Regenwetter zusammen, das ans Haus fessele, hält nicht Stich. Erstens ist das englische Klima, noch abgesehen von seinem gesundheitstählenden Meerozon, weit besser als sein Ruf, und zweitens wird man an den schönsten Sommertagen jede Bank in den Londoner Parks mit bücherlesenden Leuten überfüllt finden. Die öffentlichen Bibliotheken sind niemals einen

Augenblick leer, der Brite liest eigentlich überall: nicht nur zu Hause und im Klub, sondern in der Underground, dem Buß, dem Tram, dem Dampfer. Seine erste Bewegung, sobald er sich irgendwo niedersetzt, besteht im Hervorziehen von etwas Lesbarem. So ergibt sich auch hier die natürliche Kausalität: nicht umsonst sind die Briten das bedeutendste Literaturvolk der Welt, denn sie hegen eben durchweg in allen Ständen das stärkste literarische Interesse, nur ihnen ist Lesen ein Lebensbedürfnis, wie Essen und Trinken. Dagegen wird niemand heute begreifen, wieso die Deutschen je zu ihrer Anmaßung kamen, sich als das besondere „Volk der Dichter und Denker" aufzuspielen. Das hat weder bezüglich einer besonderen Menge geistiger Produzenten einen Sinn — das übermäßige Bücherdrucken darf nicht täuschen, da die Mehrzahl dieser „Artikel" aus Fachschriften und Schulbüchern besteht und man immer den enormen Bevölkerungsunterschied neben England und Frankreich prozentual abschätzen muß —, noch vollends bezüglich besonderer Vorliebe für geistige Interessen. Hier reden Ziffern eine beredte Sprache. Der ungeheure Absatz des englischen Büchermarktes kontrastiert unheimlich mit dem stets gedrückten Zustand des deutschen Literatentums, die unermeßlich höhere soziale Stellung des britischen Autors noch beiseite gelassen. Früher log man sich vor, das grundsätzliche Nicht-Bücherkaufen und die Leihbibliotheksunsitte entschuldige sich durch unsere „Armut" — als ob diejenigen, die geistige Interessen hatten, nicht früher zur Zeit unserer wirklichen Armut sich Bibliotheken angelegt hätten, meist gerade die materiell ärmsten Bildungskreise! Heute aber, wo der Wohlstand fast allgemein, änderte sich blutwenig, es sei denn, wenn es sich um Modemachwerke, wie „Jörn Uhl", „Götz Kraft" usw., handelt —, und dies ist das schlimmste Zeichen. Gewiß kommt es auch in England vor, daß sensationelle, minder-

wertige Sachen, von der Presse poussiert, große Auflagen erzielen, aber nie, daß wirklich Bedeutendes einfach totgeschwiegen und makuliert wird. Dafür sorgt eben das riesige Lesepublikum. Der Deutsche läuft hingegen nur ins Theater, weil dort „'was los ist", sonst befriedigt er sein Bildungsbedürfnis mit Zeitunglesen und bedauert, daß seine Überarbeitung ihm keine Zeit zum Bücherlesen (nur zu endlosem Skatdreschen) läßt. Das deutsche Literaturelend wird wohl nie enden, weil im Nationalwesen bedingt. Übrigens hat keiner unserer Dichter und Denker die Albernheit verübt, wider besseres Wissen diese durch und durch unliterarische, musikversimpelte Nation mit jenem Kompliment zu schmücken, sondern Bulwer tat dies (in Vorrede zu „Maltravers") in einem Anfall von Unzufriedenheit mit dem britischen Publikum. Wenn aber ein scharfblickender Ausländer, wie der Däne Brandes, in seiner Geschichte der deutschen romantischen Schule sich wundert, wie ein so ganz nüchternes, trockenes Volk wie das heutige deutsche je in den Ruf romantischer Anwandlungen gekommen sei, so dürfen wir nie vergessen, daß wir unsern Tadel des Deutschtums lediglich nach Heutigem formulieren, da die angebliche Großzeit des neuen Deutschen Reiches bisher nur ein Ersticken aller idealen Anlagen unter dem Wust materieller Machtstreberei bedeutet. Wenn das Ausland staunt, wie man die Deutschen je für besondere Idealisten habe halten können und wie umgekehrt aus einer anscheinend energielosen Michelei eine so furchtbare materielle Tatkraft gekeimt sei, so wissen wir ja einerseits, daß wir Neudeutschen in dieser Hinsicht (aber leider nur in dieser) einfach das Erbe unseres gewaltigen Mittelalters antraten und dessen herrschlustige Gewalt nachahmen, wollen aber andererseits nicht wie unwissende Ausländer die Charakteristik des heutigen Deutschlands auf Vergangenheit und Zukunft verallgemeinern. Doch hierüber, sowie über soziale Rück-

ständigkeiten, die wir eingangs den Engländer rügen ließen, handeln wir besser im Schlußkapitel, wobei sich wieder herausstellen wird, daß die Briten sich mehrfach auch an der eigenen Nase fassen dürften.

Von Einzelheiten sei noch erwähnt, daß die Trunksucht in England zwar bedeutend abnahm und die deutschen Märchen, als ob der „stille Suff", statt des harmlosen Kneipens dort bei Männern und Frauen üblich wäre, lächerlich übertrieben, daß aber immerhin bestehen bleibt eine in Deutschland ganz unbekannte Neigung des weiblichen Geschlechts für scharfe geistige Getränke, sowohl in den niederen als den höchsten Ständen, wo Ladys auch Eau de Cologne als Trink-Reizmittel benutzen. Ebenso raucht der Brite zwar weniger Zigarren, aus guten Gründen, weil sie infolge des Zolls zu teuer sind, dafür aber mehr Pfeife und Zigaretten; letztere gefährlichste Rauchart hat letzthin überhandgenommen, und die Damen gehen auch hier mit gutem Beispiel voran. Wenn heute ein notorischer Trinker, sofern er sich je in benebeltem Zustand zeigt, gesellschaftlich Kaste verliert, wenn Fluchen und Duellieren gleichmäßig verpönt und die naive Überlieferung des „Goddam" ebenso antiquiert wie die der häufigen „Donnerwetter!" usw. bei uns, so hätten die Briten jedenfalls kein Recht, sich so stolz in die Brust zu werfen. Denn viel ärger als anderswo spickten früher bis ins 19. Jahrhundert Flüche, Schimpfworte, gemeinste Ausdrücke ihre Unterhaltung, und die Versoffenheit aller Stände, die vornehmsten inbegriffen, im 18. Jahrhundert überstieg in England alles, was selbst im Dreißigjährigen Krieg in Deutschland vorkam. Wer nicht jede Nacht „voll" schwerbetrunken zu Bett ging, galt nicht als Gentleman, und die Damen, die schon unter Elisabeth tüchtig Bier zechten, betranken sich jetzt mit Südweinen. Duellieren war ebenso landesüblich, wie jeder andere mörderische Angriff auf Leib und Leben. (Man denke an die Londoner

„Mohawks", die den heutigen Pariser „Apachen" nichts nachgeben, mit dem Unterschied, daß erstere sich aus der goldenen Jugend rekrutierten.) Noch Wellington duellierte sich. Seither hat zwar ein Gesellschaftsverdikt diesen Usus vernichtet und es ist wieder nur Geschwätz, daß der Brite statt dessen sich boxe, was nur in den unteren Ständen üblich; aber diese Verbannung ungesetzlicher Gewalttätigkeit führte zu einer merkantilen Verspießbürgerung des Ehrbegriffs, die in den Geldentschädigungen wegen „libel" und erst gar wegen Ehestörungen nicht lieblich duftet. Einen Kulturfortschritt vermögen wir nicht darin zu erblicken, daß man den Duellunfug nur aufhebt, um sich dafür verletzte „Ehre" mit soundso viel Geld aufwiegen zu lassen. Daß der britische Offizier die Uniform außerdienstlich als lästigen Zwang empfindet und sie nur auf Hof- und Maskenbällen anzieht, geht aus dem Bestreben hervor, nicht aufzufallen und in der guten Gesellschaft eben nur das zu bedeuten, was seiner als jeder Offiziersrock: ein wohlerzogener Gentleman. Obschon dies auch mit allerlei Nebengründen kausal sich verflicht, liegt doch hierin ein Stück großartiger Kultur, deutschem Offiziersempfinden unerreichbar. Höchst kindisch leitet der unkundige Kontinentale hieraus eine Verachtung des Soldatentums ab, von der gesellschaftlich eher in Frankreich geredet werden kann, so seltsam dies im Geburtsland der Gloire anmutet. Der Wahn, in England regiere der Kaufmann, ist ebenso unausrottbar wie töricht, doch darüber an späterer Stelle. Was ferner z. B. die Fuchsjagden betrifft (Hahnenkämpfe gibt's überhaupt nicht mehr), so hat ja die Weihe etwas Drolliges, womit diese mannhafte Belustigung des Landadels umgeben wird. (Vgl. eine reizende Humoreske in Doyles „Abenteuer Gérards".) Aber ob das Niederhetzen des Fuchses unmenschlicher und unritterlicher, als die abscheulichen deutschen Treibjagden, wo man das arme Waidwild einfach

abschlachtet, möchten wir nicht untersuchen. Auch nicht, ob die stupide Nichtachtung jedes Foreigners widerlicher als die Anstaunung jedes Fremdlings in deutschen Gauen. Daß jeder Brite, sei er noch so klein, früher als ein heimlicher Mylord überall umdienert wurde, wenn er geruhte, Deutschland zu bereisen, stimmt. Nur irren die Briten, indem sie wieder nur nach ihrem exklusiven Spielplatz Homburg schließen, daß dies heute noch gang und gäbe sei: das Staunen über Nichterfüllung dieser alten deutschen Verpflichtung verursachte die Märchen über Mißhandlung einzelner Briten während des Burenkrieges. Der eingangs erwähnten Variante, wie sie auch in Jeromes Bummel-Humoreske erkennbar, über die kindliche Gutmütigkeit der Deutschen — zwar im Gegensatz zur sonst gewöhnlichen Ansicht, doch wieder nur aus geschmeichelter Herablassung und demütigendem falschem Wohlwollen entsprungen — möchten wir hier nicht nähertreten. Auf einem Bürgermeisteressen versicherte tatsächlich ein Alderman, der ein paar Jahre in Deutschland gelebt haben will: nur dort wisse man, was wahre Brüderlichkeit und Güte sei!! Ei, was wir Deutschen doch Versteckens spielen! Ein Ausländer mußte unser gutes Herz entdecken, während wir selbst nur bei festlichen Gelegenheiten die berühmten alten Inventarartikel „deutsche Treue", „deutsche Biederkeit" und sonst 'was Gut's hervorholen, preisend mit viel schönen Reden, im übrigen aber als Auguren lächeln. Am Biertisch sind wir alle Ehrenmänner, doch von unserer Brüderlichkeit merkten wir nie etwas, nicht 'mal von unserer Anständigkeit. Wir dachten immer, daß schmutzige Knickerigkeit, neidische Gehässigkeit, Untreue, Ungerechtigkeit und Willkür — doch wir brechen ab, um später noch einige Sprüche einzuflechten.

Die englische Küche verdient weder den Schauder noch die Begeisterung, die sie je nachdem aus kurzer ungenügender Erfahrung dem Kontinentalen einflößt. Ihre

Fleischspeisen, besonders das eigenartige „Boiled Beef", sind nach Material und Zubereitung unübertroffen, obschon man in Berlin und Hamburg wenigstens im Filet-Beefsteak Konkurrenz macht und das „englische" Roostbeaf „made in Germany" das Blutig-Rohe so übertreibt, wie man es in England nicht kennt. Die schottische Küche, die auch Suppen hat, ist noch vorzuziehen, doch die Eintönigkeit bleibt freilich dem Nicht-Briten unerträglich. — Die Sonntage, an und für sich in London entsetzlich, verbringt man eben außerhalb auf dem Lande und da drückt die Last der Verbote nicht schwer. Das alles wird von der Fama übertrieben, wie überhaupt der religiöse Zwang. — Daß der moderne Brite einfach jeden Menschen ignoriere, der ihm nicht vorgestellt wird, d. h. also z. B. eine Frage eines Fremden nicht beantworten würde, stammt aus der Rumpelkammer einstiger Begriffe, die selbst damals nicht wörtlich genommen werden durften. Wenn im 18. Jahrhundert und Anfang des 19. ein ziemlich mürrischer melancholischer Ton einer Selbstisolierung im Umgang hervortrat, der zum Teil aus der allgemeinen europäischen Weltschmerzstimmung entsprang, so muß das Urteil: „Jeder dieser Insulaner ist selbst eine Insel" oder Heines gruselig poetischer Vergleich von Cheapside mit einer Beresinabrücke doch nur dem Unbehagen von Ausländern entsprochen haben, die ohne genügende Empfehlung sich einsam und verlassen fühlten. Der gewaltige Kampf ums Dasein, im Londoner Straßenleben widergespiegelt und ohne Ähnlichkeit mit dem behaglichen Stagnieren anderer Länder, trug wohl bei, die Vorstellung von etwas Herbem, Düsterm zu erwecken. Doch aus verläßlicheren Schilderungen britischer Feder, sowie dem Tagebuch Pückler-Muskaus wird klar, daß es keineswegs an heiterer Geselligkeit fehlte und der Fremde, falls mit Empfehlungen versehen, zuvorkommendste Gastlichkeit genoß. Fühlt der Ausländer sich etwa anderswo nicht auch

verwaist, wenn er ohne jeden Anhalt in der Fremde weilt? Genau die nämlichen Klagen hört man über das heutige Berlin, wo es doch gewiß munter, gesellig und für den Eingeborenen gemütlich zugeht. Nun gab es aber nicht umsonst einst ein Merry old England: denn der Engländer, im Gegensatz zum ernsteren trockeneren Schotten von Natur jovial, strömt von Herzlichkeit über, wenn die Umstände es irgend erlauben, und gleicht hier dem von duseliger Herzenswärme erglühenden Iren mehr, als er Wort haben will. Nur im Highlife und natürlich im Geschäftsleben waltet eine kühle Ruhe, die sich spröde und unnahbar anfangs zurückhält, was aber irrig als besondere Selbstsucht und Hochmütigkeit gedeutet wird. Der Fremde sollte bedenken, daß die ungewöhnliche Ausdehnung des Verbrecher- und Abenteurertums, wie es Großbritanniens Milieu großzog, besonders gegen Ausländer mißtrauisch macht. Wo man in jedem, den man nicht kennt, einen Industrieritter vermuten darf, wird Zugeknöpftheit zur Gewohnheit und Pflicht. In letzten 40 Jahren verwandelte sich aber auch diese Steifheit in das frühere zwanglos verbindliche Benehmen und der nur einigermaßen akkreditierte Fremde wird in einer Weise aufgenommen, d. h. von einem dem andern zur Gastlichkeit empfohlen, wie dies in keinem andern Lande der Welt (außer Nordamerika, wo dieser englische Charakterzug sich eben fortpflanzt) möglich wäre. Der Norddeutsche (der Süddeutsche kennt ohnehin keine Gastfreundschaft im nordischen Sinne) hat es meist nur mit Worten und wenig mit Werken, er bezeugt viel Höflichkeit und wenig Neigung, sie in solide Freundschaftstaten umzusetzen. Er verspricht viel und hält wenig, der Engländer tut immer mehr, als er verspricht. Wir müssen also jetzt, nachdem wir die Irrtümer sowohl auf englischer wie deutscher Seite aufklärten und gewiß gerecht genug für Deutschland gegen britische Vorurteile einstanden, über britische Gesellschafts-

formen reden, eine Betrachtung des britischen Nationalcharakters uns für Schlußkapitel vorbehaltend.

Natürlich hat man kein Recht, über deutsche Geselligkeit und Gesellschaftsformen zu urteilen, wenn man wie die Engländer entweder gar nicht oder nur an einzelnen, durchaus nicht maßgebenden Stellen sich darüber unterrichten konnte. Ihre albernen Begriffe stammen aus vorsintflutlichen Zeiten deutschen Philistertums und würden selbst dann gar nicht zu den ästhetischen Teesalons von „Spree-Athen" gepaßt haben. Das damalige Mokieren über magere Bewirtung mit dünnem Tee und dünnen Butterbrötchen stände den Briten auch nicht an, da bei ihren „Conversaziones" oder „At Home"s heute noch nur Tee, Kuchen und Sherry verabreicht wird. Gerade hierin besteht der gewaltige Vorzug Londoner Gesellschaften, daß sie mit Ausnahme der Diners, die in allen Ländern das gleiche Gepräge tragen, gar keinen Wert auf „Abfütterung" legen, und daß das wohlbestellte Büfett bei manchen „Routs" und Bällen von den Gästen höchstens oberflächlich im Vorübergehen in Anspruch genommen wird. Die deutsche Manier, das Ansehen einer Gastlichkeit und den Wert einer Gesellschaft nach dem Grad des Auftischens zu bemessen, gehört einer niedrigeren Kulturstufe an und paßt sich nur für Finanzkreise ungebildet naturalistischer Lebenshaltung. Obendrein, was solche Kreise unangenehmer kitzeln dürfte, verrät es außer der plebejischen noch eine pauvere Art, da man das Feste-Schwelgen nur dann aufsucht, wenn man nicht täglich gut lebt. Das Schmarotzen an fremden Tafeln nimmt sich so aus, als ob man zu Hause nicht genug oder nicht fein genug zu essen hätte. Dies Treiben verrät ferner große geistige Armut, als ob volle Schüsseln das Schaugericht wirklicher Geselligkeit ersetzen könnten. Gut essen und trinken kann jeder mäßig Bemittelte auch so, dazu braucht er nicht fremde Tafel in Anspruch zu

nehmen, jedes feine Restaurant bietet das Gleiche. Der Zweck von Gesellschaften kann lediglich sein, Bekanntschaften zu vermitteln oder zu pflegen, Interessantes zu hören oder interessante Persönlichkeiten zu sehen. So faßt der Londoner und Pariser es auf, nur deshalb sucht er die Salons auf. Aber freilich, wo besteht denn in Deutschland ein solcher Salon, wie ihn einst die Hertz und die Rahel, später Stahr und Fanny Lewald in Berlin so erfolgreich auftaten? Dort traf man alles, was Ruf hatte, gemischt mit jenen Spitzen der Adels- und Hofgesellschaft, die sich zur Bildungsgesellschaft rechneten, was damals noch jedes höheren Militärs und Beamten Ehrgeiz war. In den siebziger Jahren bestand ein solcher Jour-Fixe lange im Hause eines berühmten Malers, wo die verschiedensten Stände verkehrten und auch viel gute Musik gemacht wurde. Doch trotz des Anklangs, den diese neue entschieden englische Geselligkeitsmode fand, wollte Nacheiferung nicht gedeihen und man verfiel erst recht in die „Abfütterungen" zurück. So kommt es, daß für gebildete Männer das „in Gesellschaft gehen" mehr und mehr zur Qual wird, man absolviert eine unangenehme Pflicht, statt daß man anregende Erholung erwartet. Das resultiert aber wieder kausal aus dem rückständigen Zustand der deutschen Gesellschaft überhaupt, wo jeder nur im engen Berufskreis befangen bleibt und ängstlich meidet, über seine engere Sphäre hinaus sich mit anderen Kreisen bekannt zu machen. Man rügt die strenge Abgeschlossenheit der Offizierskaste unter sich, wo Zivilisten nur dann Zutritt erhalten, wenn sie auf irgendwelche Weise mit dem Militär in Berührung stehen. (Wir sprechen hier aus Erfahrung nach naheliegendem Doppel-Beispiel.) Aber steht es denn in andern Kreisen anders? Gelehrte, Künstler, Architekten, Schriftsteller, Kaufleute — mit wem treten sie denn in Verkehr als mit „Kollegen"? Die Hofgesellschaft wurde durch Einfluß der

Kronprinzessin Victoria mit Zuziehung von Geistesadel belebt, heute hat auch das geendet. Auf einem Londoner Rout der höchsten Aristokratie trifft man aber stets Spitzen der Literatur, Kunst, Wissenschaft, sobald diese nur im geringsten sich dazu herbeilassen. Nichts bezeichnender überhaupt, als die besondere Stellung jedes berühmten „Löwen" in der britischen Gesellschaft. Mit Carlyle oder G. Eliot (letzteres sahen wir noch selber) sprach man förmlich in der Kniebeuge. Geruhten sie, in Gesellschaft zu erscheinen, so hielten sie Cercle wie ein Monarch. Tennyson, von der Königin regelmäßig gefeiert, erhielt den Lordstitel. Was glaubt man wohl, wie britische Höflinge und Hocharistokraten ehrfurchtsvoll Platz machen, wenn ein Geistesfürst auf einem „Drawing-Room" des Hofes erscheint! König Eduard repräsentiert nur die allgemeine Gesellschaftstendenz, wenn er Schriftsteller wie Doyle und Besant zu Baronets ernennt. Und nun blicke man auf Deutschland!

Eine der schönsten Seiten englischer Geselligkeit ist auf dem Kontinent fast unbekannt, höchstens in Form von Jagdeinladungen, nämlich die Einladungen auf Landsitze nach Schluß der Saison, wo man gleichfalls sich bemüht, die verschiedensten Elemente zu vereinen. Wenn also britischer Spott über deutsche Gesellschaftszustände sich auf verschollene antiquierte Verhältnisse bezieht und dieser Spott ganz andere neudeutsche Proben einer materialistisch plumpen oder geistlos seichten Vergesellschaftung treffen müßte, so kann umgekehrt jedes unwissende Gerede über britisches Gesellschaftsleben nur Mitleid erregen. Denn dies allerdings steht so hoch über dem deutschen, daß es traurig für uns wäre, wollte man den Kulturstand beider Völker danach bemessen. Was die Briten ferner über schlechte Manieren der Deutschen fabeln, zeugt zwar an und für sich wieder von reiner Unkenntnis. Weder naiv ungeschickte, noch steifzeremoniöse

Bewegungen sind bei uns erkennbar, sondern eher eine schneidig ostentative Snob-Eleganz. Doch die Höflichkeitsfloskeln, die von einer jeder Krämersfrau gebührenden Anrede „gnädige Frau" sich zu „gnädigste" und (noch feiner!) „meine Gnädigste" erhoben, klingen sozusagen wie tönendes Erz und klingende Schelle. Die politesse du cœur, das Taktgefühl, die wahre Höflichkeit sind englische Eigenschaften. Auch dort hat man bestimmte, sogar überaus verbindliche, stereotype Phrasen, die aber nie etwas Gekünsteltes und Gequältes atmen. Der Deutsche bestrebt sich im Schweiß seines Angesichts, wie ein Parvenü, vornehme Höflichkeitsformen anzunehmen, der Brite ist höflich und, daß wir es nur sagen, vornehm von Natur. Als Mensch zum Menschen in der Gesellschaft bewegt er sich schlicht und einfach wie ein wahrhaft wohlgeborener großer Herr, dem gute Erziehung angeboren, der Deutsche (die höchsten Stände inbegriffen) wie ein gespreizter affektierter Snob. Brutal nach unten, devot nach oben, das ist die militaristische und bureaukratische Signatur der gesamten deutschen Gesellschaftssitten. Der „Vorgesetzte" und die „Charge" sind der Leitstern seiner angeschminkten Höflichkeit, die eine tiefe angeborene Unhöflichkeit versteckt. Nein, das brauchen die Briten nicht zu fürchten, daß ein Deutscher der besseren Kreise je beim Essen einen Schnitzer mache: wie er sich räuspert und wie er spuckt, hat er dem Briten glücklich abgekuckt. Und wieviel höflicher ist er doch, er stellt sich immer gleich vor, in der Kneipe, auf der Eisenbahn, nächstens wird man sich noch auf dem Tram vorstellen, wenn man zufällig ein paar Worte mit seinem Nachbar wechselt! Und wie faßt der rüpelhafte Brite dies auf? Als unverschämte Zudringlichkeit, da er ja gar nicht den Wunsch äußerte, einen Beliebigen kennen zu lernen. Schon deshalb haßt er jede Art von Kneipe und öffentlichen Restaurants (in letztere geht er nur ausnahmsweise in lustiger Kumpanei) und

fühlt sich im Klub vor solchen Überfällen gesichert. Wer diese deutsche Unsitte für seine Lebensform hält, vergegenwärtige sich z. B. die Lage eines berühmten oder bekannten Mannes, der doch natürlich möglichst inkognito speisen oder reisen will, der aber verpflichtet ist, jedem Banausen, der ihm gegenübersitzt, seinen Namen zu nennen. Ebenso hat der englische Brauch, daß die Lady zuerst grüßen soll („she recognizes“), sehr viel für sich, wie manche Deutsche vielleicht versteht, wenn sie die Grüße Mißliebiger erwidern muß. Kurz, dies Kapitel kann nur schließen mit unumwundener Anerkennung der britischen Überlegenheit. Verbindlichste Liebenswürdigkeit paart sich oft aufrichtiger Herzensgüte.

Religiöse, ethische und Freiheitsbegriffe.

Der Engländer: Die Deutschen sind, mit Ausnahme atheistischer Professoren, fromm und gottesfürchtig, wie Bismarck so schön sagt: „Wir Deutschen fürchten Gott," und rufen den Himmel bei jeder Gewalttat für sich an. Das macht sie uns als Protestanten sympathischer als die frivolen und katholischen Franzosen. Im allgemeinen sind sie auch sehr sittlich, wenn nicht ihr unbändiges Saufen wäre. Das deutsche Gretchen, obschon reizlos, ist das Muster einer stillen Hausfrau, wie es bei der rückständigen Frauenerziehung nicht wohl anders möglich. Bei allen Privattugenden bleiben sie aber unmännliche Kriecher nach oben. Von Freiheit haben sie keine Ahnung, ihr Verfassungsleben ist Null, ihre Staatsform ist ein militärisch-feudaler Despotismus, gemäßigt durch Stimmzettel einer ideologisch verdrehten Sozialdemokratie.

Der Deutsche: Die Engländer leiden an religiöser Geistesstörung, die aber hauptsächlich Heuchelei in sich birgt. Mit rückständiger Religiosität könnte man Geduld haben, es handelt sich aber um bloße konventionelle Kirchlichkeit. Ein aufgeklärter Deutscher kann nur verächtlich lächeln, wenn er diese Sonntagsheiligungen und andern Unfug bedenkt. Beten und gute Geschäfte machen, seinen Nebenmenschen frömmelnd übers Ohr hauen, ist die Ethik des Briten, dieses vollkommensten Egoisten, dem jeder Idealismus fremd. Sittlich sind sie bis zur lächerlichsten Prüderie und rigoroser Strenge. Auch hier kann unsere liberalere Anschauung nur den Kopf schüt-

teln. Ihre soziale und politische Freiheit läßt aber nichts zu wünschen übrig und beschämt uns nur zu sehr.

Die Wahrheit: I. Tatsächlich spukt in Großbritannien, besonders in Schottland, wie wir aus eigener Anschauung erfuhren, die Vorstellung herum: Deutschland, das gelobte Land der Reformation, sei besonders religiös. Und während die blödsinnigsten Argwohnsuggestionen über deutsche Arglist und Bosheit gegen das edle treue England kursieren, haben andere wieder eine halbmitleidige hohe Meinung von naiv treuherziger Biederkeit der Deutschen, wie sie bei einem rückständigen, unentwickelten Volke sich noch behaupten könne. Es bedarf für Wissende aber keiner Erörterung, daß die Deutschen im Durchschnitt so ziemlich das irreligiöseste Volk der Welt sind. Die Kirchlichkeit der Ungebildeten stirbt immer mehr aus, die sozialdemokratischen Massen sind durchaus atheistisch, und unter Gebildeten beweist jemand, der noch am „Jenseitswahn" festhält, eine gewisse unabhängige Bravour, unter Halbgebildeten kommt dieser Jemand überhaupt nicht vor. Von der inneren Hohlheit und Ungläubigkeit der äußerlich noch kirchliche Gebote Ehrenden in katholischen Ländern, wo der revolutionäre Atheismus sowohl bei Gebildeten als Ungebildeten oft unanständige Formen annimmt, unterscheidet sich die völlige religiöse Indifferenz der deutschen Protestanten insofern vorteilhaft, weil sie tatsächlich auf wissenschaftlicher Bildung beruht und jeden nach seiner Fasson selig werden ließe, wenn nicht pfäffische Intoleranz ein ebenso grobes und ebenso beweisloses Zelotentum materialistischer Dogmen hervorriefe. Jedenfalls kann von Deutschland als einem kirchlich-religiösen Lande nur reden, wer gewisse offizielle Tiraden, die jedem Deutschen auf die Nerven fallen und nur Spott ernten, für irgendwie maßgebend hält. Fürstenstimme ist nicht Volkesstimme, und Kirchen bauen hilft nicht, wenn sie

leer stehen. Was die sonstige Ethik deutscher Nation betrifft, so haben schon manche behauptet, Berlin sei die liederlichste Stadt in Europa. Das mag übertrieben sein, obschon ein solches „Nachtleben" nirgendwo vorkommt und in den feinsten Familien die merkwürdigsten Dinge passieren. Jedenfalls wäre dies nichts Neues, denn der britische Gesandte Lord Malmesbury, der vom damaligen London her doch an starke Stücke gewöhnt war, erklärte das Berlin vor 1806 für ein Sodom und Gomorrha. Und dabei war es seit Regierungsantritt des sittenstrengen Friedrich Wilhelm III. eher besser geworden. Selbst unter Friedrich d. Gr. herrschte ein arger Sittenverfall, und der fromme Moritz v. Dessau schrieb noch auf dem Totenbette die Niederlage von Hochkirch dem liederlichen Lebenswandel der Gardeoffiziere zu. Auch in der späteren Reaktionszeit und weiterhin blühte wahrlich keine hohe Moralität in Preußen, erst der politische Ernst der kommenden Einheitskriege verscheuchte die Neigung zu lockerer Erotik. In der Gründerzeit ging es hoch her im übelsten Sinne, soviel Animierkneipen z. B. hat Berlin nie wieder gesehen. Äußerlich ist die Weltstadt heut entschieden „sittlicher", denn die höhere Demimonde hat in London und Paris ihr Hauptquartier, doch der Anschein täuscht und die plumpe Gemeinheit des Nachtlebens hat weniger zu bedeuten, als so manche vertuschten Familienskandale. Das fälschlich verrufene Wien ist ein naives Unschuldsstädtchen daneben. Hamburg, Dresden, München lassen sich in dieser Hinsicht auch nicht lumpen, und es gehört eine rührende Weltfremdheit dazu, noch von deutscher Zucht und Keuschheit zu fabeln, mit der es übrigens nie weit her war. Das gepriesene teutsche Mittelalter litt auch nicht gerade an Enthaltsamkeit, und in den „Badestuben" der Städte herrschte ein Treiben, das die Budapester Bäder mit Damenbedienung beneiden müßten. In Renaissance-Badeorten, wie Baden im Aar-

gau, dem Rendezvous der vornehmen deutschen Gesellschaft, wohin z. B. Friedrich der Weise von Sachsen als Gichtkranker reiste, opferte man der Venus viel ungenierter, als etwa in Trouville. Bedenkt man, daß gewisse konträre Neigungen beiderlei Geschlechts in Berlin verbreiteter als in irgendeiner Großstadt, so kann einem bei der ewigen Moralheuchelei der Deutschen übel werden. Die berühmte deutsche Sentimentalität mag ja mal in irgendwelchem Zeitraum als keusches Veilchen geblüht haben, mag mehr als Pubertätsphrase gewesen sein. Wann? Unbekannt. Denn zu Goethes Zeit liebte man derb und natürlich, nahm sich sogar viel heraus, siehe Bürger, und die von teutscher Tugend triefenden Romantiker schwärmten für „geniale" Liederlichkeit. Jedenfalls merkt man heut blutwenig davon, und das berühmte deutsche Gemüt erschöpft sich im Singen larmoyanter Lieder. Ein Zynismus der Sprache und Denkweise, wie er in Eroticis bei uns herrscht, würde den Franzosen abstoßen, der wohl unzüchtig, aber nicht zynisch fühlt und ein sentimentales Mäntelchen liebt. Wirkliche Leidenschaft, die jede Erotik adelt, liegt dem nüchternen, berechnenden Charakter des modernen Deutschen ganz fern, und seine Immoralität in geschlechtlichen Dingen, die man nur klüglich versteckt, entspricht nur seiner allgemeinen Wurschtigkeit gegenüber ethischen Idealen. Wenn sein Saufen nicht schlimmer als anderswo, sogar unschädlicher — selbst Frankreich erklomm heut eine bedenklich hohe Stufe des Alkoholkonsums und stellt mit dem Absynth-Laster auch britische Whisky-Vertilgung in Schatten —, so verdient er andererseits auch nicht ein Lob seiner häuslichen Tugenden. Vergnügungssüchtig wie ein Franzose ohne dessen Sparsamkeit und Genügsamkeit, die sich im Notfall mit plaisirs innocents genügen läßt, hat er längst aufgehört, Home-Life im britischen Sinne zu bevorzugen. Recht viel in Gesellschaft,

Theater, Konzerte, Restaurants laufen, überall „mitmachen", wo „etwas los ist", ist sein Ideal, wohlgemerkt auch das seiner schöneren Hälfte. Wenn die Schweizerinnen, die noch altväterische deutsche Sitten bewahrten, nach Deutschland verschlagen werden, schauen sie sich überall nach der weltberühmten deutschen Hausfrau um und können sie nicht finden. Sie scheint mit dem weltberühmten deutschen Idealismus irgendwo in der Versenkung verschwunden. Ausnahmen bestätigen die Regel, und man darf sich nicht etwa durch Kleinstädterinnen und Landbewohnerinnen täuschen lassen, weil diese natürlich nicht so viel Gelegenheit haben, ihres Herzens Sehnen zu befriedigen. Sie stöhnen genug darüber, und wie die Viehmagd eiligst als Fabrikarbeiterin nach den Städten zieht, um dort „das Leben zu genießen", so bleibt die Kleinstädterin von dem Wunsch beseelt, ihre kleinlichen Hausfrauenpflichten abzuwerfen und sich in der Großstadt zu amüsieren.

II. Die Briten haben es auch mit der Moral, bezeichnend „morals" im Plural genannt, als ob es verschiedene Sorten von Moral gäbe, analog mit „principles", Grundsätzen, deren reizvoller Seelenbesitz in hohem Ansehen steht. Die den Kontinentalen geläufige Annahme, daß die Briten wegen ihres „kühlen" Naturells kein erotisches Temperament besäßen und wegen dieses Naturmangels pharisäisch auf heißblütigere Leute herabblickten, hat nur den Sinn, daß tatsächlich eine bodenlos freche Heuchelei sich mit besonderer britischer Moralität brüstet, was zum unveräußerlichen Schatz konventioneller Lügen gehört. Aber „kühl" — das ist nun zum Entzücken gar! Die Briten waren allezeit ein hervorragend erotisches Volk, sogar im frommen Schottland übertrifft die Zahl unehelicher Kinder die in Bayern. Daß sich Heinrich VIII. acht Frauen und die „jungfräuliche" (in Anführungsstrichen) Elisabeth sich

zahlreiche Liebhaber gestatten durfte, ohne daß des ersteren Frömmigkeit und der letzteren Keutschheit an Ansehen einbüßte, ist bezeichnend, auch für den Grundzug schwindelhafter Dezenz, die alles Unliebsame vertuscht, wie er allen Germanen eigen zu sein pflegt. Umsonst stellten die Puritaner eine erzwungene Sittlichkeit her, man rächte sich dafür in den Orgien der Stuartkavaliere, deren wüste Unzucht selbst die Zeit der Pariser „Regentschaft" erröten macht. Und es besserte sich durch Austreibung der Stuarts nichts. Bezeichnend, daß ein großer Mann wie Marlbourough als Zuhälter und Schürzenstipendiat groß wurde. Unter den Georgen wuchs eher noch die Sittenverderbnis des Adels, trotzdem der bigotte Gottesgnadennarr Georg III. den soliden Hausvater spielte. Sein Sohn, Gentleman George, ein sauberes Früchtchen, übertraf den seligen Karl II. an Unsittlichkeit, ohne dessen Witz und Gutmütigkeit zu teilen. Geradeso beim Adel: den meisten Stuart-Kavalieren haftete noch ein gewisser jovialer großer Zug an, den zynisch-skeptischen Stutzern der Georg-Periode fehlte zwar nicht der dilettantische Aufkläricht der französischen Grandseigneurs vor der Revolution, doch alles ging in einer lasciven Gleichgültigkeit unter. Nichtsdestoweniger verkennen wir nicht, daß ein Premierminister wie Walpole, der „Vater der Korruption", als Privatmensch merkwürdige philanthropische Neigungen aufrichtiger Vaterlandsliebe verriet, daß sogar ein Wüstling wie der Herzog v. Wharton wiederholt mannhaft für Freiheitsrechte eintrat, daß der liederliche Fox trotz alledem eine hohe Gesinnung vertrat, daß vorher Shaftesbury, Bolingbroke, Chesterfield unter aller materialistischen Weltweisheit eine gewisse Menschheitsliebe verbargen, daß die Pitts und Canning eine starke selbstlose Begeisterung für Englands Größe ausprägten. Auch darf als Charakteristikum dieser englischen Nobility nicht verschwiegen werden, daß sie ein

Vorrecht darin suchte, allezeit Protektor geistiger Verdienste zu sein, wie die Widmungen so vieler Literaturwerke bezeugen, da diese stets einen sehr realen pekuniären Hintergrund hatten. Unbeschreiblich elend erscheint daneben der deutsche Adel, der nie eine Beziehung zum Geistesadel pflegte, einige schöne Beispiele des 18. Jahrhunderts ausgenommen, wie z. B. der originelle Fürst-Graf Wilhelm Schaumburg-Lippe sich als Förderer Scharnhorsts ein Verdienst um Deutschland erwarb und von unparteiischen Beurteilern als wahrhaft bedeutender Mann gepriesen wurde. (Natürlich hat man ihn völlig vergessen.) Im ganzen aber verharrte der deutsche Adel hohen und niederen Ranges auf der niedrigsten Stufe des Feudalismus, selbst ein so gewaltiger Ausnahmemensch wie Stein beharrte innerlich auf dem Standpunkt eines Reichsfreiherrn, sein Freiheitsstreben richtete sich mehr im Geiste Sickingens und Huttens gegen die Fürstenwillkür, als für die Bürgerfreiheit, so große Segnungen letztere ihm verdankt. Freilich würden wir dem früheren deutschen Adel ein Unrecht tun, wenn wir bestreiten wollten, er habe teilweise sich dem revolutionären Bildungsstreben der Revolutionszeit zugewendet. Doch nur zu bald versumpfte es als mittelalterliche Illusion, wie denn Novalis (Hardenberg), Arnim, Zedlitz, Auersperg (Anastasius Grün) eine christlich-mystische oder pseudoliberale Romantik zutage förderten. Seither verlor der deutsche Adel jede Beziehung zur höheren Kultur, ließ sich ausschließlich als bevorzugte Streberei in Militär und Bureaukratie verbrauchen.

Der britische Adel aber, dessen Kastenbewußtsein mit unendlicher Geringachtung auf den kontinentalen herabblickt, bewahrte freilich bis heute die Bildungstraditionen, wie Persönlichkeiten eines Balfour, Randolf Churchill, Roseberry, Winston Churchill usw. betätigen. Allein, die „Moral", von deren Beschaffenheit wir oben ausgingen,

blieb stets gleich fragwürdig, und wir zweifeln, ob die heutigen Divorce-Skandals des High Life nicht, psychologisch betrachtet, an seelischer Verrottung alles Frühere übertreffen. Die Prozesse wegen Falschspielerei mehren sich, und die Taktik hochgeborener Ladies, ihre Bridge-Schulden mit Galanterieen zu bezahlen, unterscheidet sich nicht von ähnlichen Vorkommnissen in der von „moralischer" Victoria-Epoche so tugendboldig verfehmten Gesellschaft der George. Auch blieb, von den unteren Ständen noch abgesehen, deren naive Sinnlichkeit allezeit der „Moral" ein Schnippchen schlug, der Bürgerstand nicht unangefressen von allerlei Lastern, man kann in London merkwürdige Beobachtungen machen. Gleichwohl stimmt, daß durch den Puritanismus strengere Moralbegriffe das bürgerliche Leben regelten, als das frühere lustige Altengland sie beliebte. Das Bürgertum setzte im 18. Jahrhundert einen Trumpf darauf, sich wenigstens im Durchschnitt vom Unflat des High Life fernzuhalten. Freilich ergab sich hieraus ein Betonen des äußerlichen Dekorums, was unwillkürlich zur Heuchelei einlud, und zu dem Gegendruck, daß bei Fielding und Sheridan der Tugendbold stets als Schurke auftritt. Die Prüderie aber, von der man auf dem Kontinent soviel Wesens macht, richtete sich lediglich auf äußerliche Anstandsdinge und nahm höchstens bei alten Jungfern ein lächerliches Gepräge an. Heut stimmt auch das nicht mehr und der Kontinentale staunt im Gegenteil über eine gewisse Freiheit des Umgangstons im Verkehr beider Geschlechter. Ob hierbei amerikanischer Einfluß mitsprach, ist zweifelhaft, denn der „Flirt" mit all seinen burschikosen Laxheiten stammt schon aus früherer Zeit. Obschon der jugendliche Brite die kontinentale Galanterie der Werbung verschmäht — zum Teil, weil sein Naturell sich nicht dazu eignet und er, trotz angeblich höherer Ehrerbietung vor dem Weibe, seiner Manneswürde etwas

damit zu vergeben meint —, macht er jungen Damen heftig den Hof, und diese zeigen sich ungemein entgegenkommend. Wenn auch die amerikanische Mode, sich jeden Augenblick zu ver- und zu entloben, noch nicht eingeführt, so geht der Flirt oft bis an die äußerste Grenze des gesellschaftlich Möglichen. Jedenfalls entwöhne sich der Deutsche jener alten Legende, als ob die britische Rasse sich eines kühlen Temperaments erfreute. Vielmehr lassen sich manche Dekorum-Regeln darauf zurückführen, daß die Gesellschaft sich durch Strenge vor allzu drohender Leidenschaftlichkeit schützen möchte. Nach dem Satze „Stille Wasser gründen tief“ verfügen die Briten über eine viel stärkere verhaltene Leidenschaft im Guten wie im Bösen, als das französische Strohfeuer und die deutsche innerlich nüchterne Sentimentalität es zulassen. Jeder Überschwang sowohl romantisch idealistischer als sinnlich rasender Erotik ist den Briten geläufiger, als anderen Völkern. Daher die glühende Gewalt ihrer Liebespoesie, weil das erotische Gefühl besonders stark entwickelt, was bei einer Rasse von solcher psychischen und physischen Robustheit nicht wohl anders möglich. Sowohl das Gemütsleben als die Sinne strotzen hier von urwüchsiger Lebenskraft. Das ändert sich nie. Wenn einst jeder Gentleman jeden Abend anstandshalber bezecht zu Bette ging und die erbliche Gicht der alten Familien dem Portweingenuß entstammt, heut hingegen ein öffentlich in betrunkenem Zustand Betroffener unmöglich wird — wenn nicht nur jedes Fluchen, selbst Anwendung unfairer Slang-Ausdrücke, wie „bloody“, streng verboten, sondern mit lächerlicher Übertreibung auch jeder Mißbrauch des Namens Gott, so daß im Druck nur „By G —!“ und im Umgang die alberne Umschreibung „By Jove!“ erlaubt —, so blüht dafür der „Flirt“ heut in so bedenklicher Weise, daß er oft mit konventioneller Fälschung schon ein unmoralisches

Verhältnis bedeutet und die französische Wortfindung „Demi-Vierges“ für viele Misses des Highlife paßt. Hat das Trinken auch gegen früher sehr abgenommen, obschon man in jeder Saturday Night besonders im frommen Schottland mehr sinnlos Betrunkene trifft, als je in Deutschland, so muß als absolut sicher festgestellt werden, daß Trunksucht oder wenigstens übermäßige Neigung zu Whisky und Likören sich bei Frauen unterer und höchster Stände, sporadisch auch im Bürgerstand jeder Klasse, häufiger findet, als im ganzen übrigen Europa zusammen. Man sagte ja sogar einer sehr hochstehenden weiblichen Persönlichkeit dies Laster nach. Ferner hat das Rauchen, zuerst in England eingeführt, so daß Jakobs I. Pedantenschrift dagegen einem tiefgefühlten Bedürfnis entsprach, und später sehr eingeschränkt, heut statistisch im Zigarettenverbrauch einen erschreckenden Umfang angenommen, und zwar wiederum durch Beihilfe des weiblichen Geschlechts. Übrigens dürfte man bei uns wohl nie das Schauspiel genossen haben, wie wir es in Schottland mehrfach sahen, daß Bäuerinnen behaglich ihr Pfeifchen schmauchen. Die Damen der schönen Welt trinken und rauchen aber nicht nur, sondern benutzen Reizmittel, wie Eau de Cologne, als Getränk, Morphium, Opium, Chloral, Kokain in einem anderswo unbekannten Maßstab.

Mindestens haben also beide Völker in bezug auf Unsittlichkeit einander nichts vorzuwerfen. Denn wenn das Laster in Berlin, Hamburg, München oft plumper und handgreiflicher sich dem Blick aufdrängt, so erreicht die Verderbnis der höheren Stände noch nicht so raffinierte Formen. Beiläufig muß auch bemerkt werden, daß gewisse Perversitäten natürlich auch England nicht fremd sind und man nur billigen kann, wenn die englische (und französische) Presse bei den Eulenburgprozessen sich jedes tugendhaften Pharisäertums enthielt.

Tatsächlich kannte man drüben derlei anscheinend früher als bei uns. Denn schon unter den Plantagenets hieß es einmal, als ein Schiff mit dem Kronprinzen und seinen Höflingen unterging, dies sei die Strafe für ihre Homosexualitäten; auch sind ja Edwards II. Mignons schon so historisch gebucht, wie erst viele Jahrhunderte später die Heinrichs III. und Louis XIII. von Frankreich. Ein typisches Beispiel, wie kurzer Aufenthalt in England und anglomane Voreingenommenheit in kindliche Irrtümer verstricken, liefert die Warnung unseres braven alten Archenholz: man müsse die (freilich widerliche) kontinentale Sitte des küssenden Umarmens bei Begrüßung unter Männern in London vermeiden, weil sonst der Mob gleich mit Steinen werfe und die sittliche Entrüstung des englischen Bürgers sofort etwas Unlauteres vermute. Der naive Deutsche hätte sich doch selber sagen können, daß es keineswegs auf Unschuld hindeutet, wenn man immer gleich an unbekannte, verborgene Laster denkt, da dies doch schon Kenntnis dieser dunklen Nachtseiten voraussetzt. Denn natürlich wußte man drüben nur zu wohl aus eigener Erfahrung, wie die Homosexualität im Highlife blühte: Smolett führt uns ausdrücklich einen Minister als Eulenburger vor. Wie wenig damals Romanciers ein Blatt vor den Mund nahmen, welche Gemeinheiten Fielding und Smolett uns auch über die feinsten Ladies auftischen, zeigt deutlich, was die Briten selbst von ihrer „Moral" hielten und wußten. Wenn sie je über kontinentale Unsittlichkeit loszogen, was in der Victoria-Epoche gang und gäbe wurde, so verführte sie vielleicht dazu das Unverständnis für ein grundverschiedenes Milieu, das bei den ohnehin lasciven Franzosen, die sie in erster Linie im Auge hatten, den „Hausfreund" als notwendiges Institut bei durchweg konventionellen Ehen und andern Unnatürlichkeiten der Gesellschaftsform großzog. Wenn es

anwidert, selbst bei einem Thackeray häufig einer (bei ihm durchaus ernstgemeinten) Korrektheits-Moral in Frack und weißer Halsbinde zu begegnen, die dabei unerschrocken sogar über Georg IV. die Wahrheit sagte, in Victoria aber ein höchst konventionelles und zweifelhaftes Moralideal verehrte, so darf man andererseits eins nicht vergessen. Bei Engländern und, was merkwürdiger und für die Menschheitszukunft noch bedeutungsvoller, bei Amerikanern kommen zwar selbstredend die auf dem Kontinent mehr oder minder die Regel bildenden Konvenienzheiraten auch genug vor, d. h. das Heiraten von „Erbinnen" aus Geldgründen; aber im Durchschnitt sind sie verpönt, da der Amerikaner und in der Praxis auch meist der Engländer auf Geldmitgift verzichtet und es sich zur Ehre anrechnet, daß er nur aus Liebe heirate. Hier, aber freilich nur hier, betätigt der Angelsachse tatsächlich eine höhere Moral, die wir außerordentlich hochstellen, eine gesunde Harmonie mit der Natur. Beiläufig wird schon hierdurch die falsche Auffassung, die wir früher erörterten, zunichte, als ob die Britin in der Ehe sozusagen „die Hosen anhabe". Im Gegenteil verehrt sie hingebend den Mann, der sie aus Liebe heiratete, bis zur unterwürfigsten Selbstentäußerung. Denn der Grundsatz, möglichst die männlichen Erben und besonders den Erstgeborenen zu bevorzugen — ein aristokratisches Prinzip zur Aufrechterhaltung der „Familie" —, beschränkt sich in England keineswegs nur auf den Adel: mancher Finanzmagnat möchte am liebsten all seine Kinder mit „a pittance" abfinden, um seinen Erstgeborenen in voller Glorie das „property" fortsetzen zu lassen. Was die Frauenzimmer betrifft, so müssen sie selbst ihr Unterkommen suchen, sintemal der Brite ja nicht, wie die elenden Kontinentalen, auf Geld sieht, sondern nach dem Spruche „Selbst ist der Mann" aus Liebe wählt! Dies

sind psychologisch ausgetiefte Feststellungen der britischen Denkweise, die bisher nie so klar herausgeschält. Aber sie machen im Grunde den Briten alle Ehre, sind unstreitig ein Hauptgrund für Aufrechthaltung einer tüchtigen Rasse (Kinder aus Liebe) gewesen. Wenn wir also Byrons genialen Spott „Ich sage lieber zehn Unwahrheiten über die Franzosen, als eine Wahrheit über die Engländer" uns als Wahl-Engländer (wir leugnen unser innerliches Verwachsensein mit britischen Verhältnissen nicht) kaum zu eigen machten und den Briten so oft unliebsame Wahrheiten sagten, so müssen wir doch eingestehen, daß eine tiefe, gesunde Naturmoral der britischen Erotik zugrunde liegt. Nur muß sie sich hüten, mit kindischem Pharisäismus die ausländische minderwertige Erotik zu beurteilen, deren traurige Zwangsgründe sie nicht begreift. Denn wie England selbst die ungesunde Immoralität abstoßen wird, sobald die echte Moral statt der konventionellen gegründet, so wird dies unstreitig auch in Deutschland der Fall sein, wo obendrein manche antiquierten pseudo-religiösen Begriffe nicht hindern wie in England.

Freilich wird die „Religiosität" der Briten teils mißverstanden, teils in ihrer Unerschütterlichkeit übertrieben. Zuvörderst stimmt nicht, daß sie bloß konventionell sei. Selbst der Begriff „kirchlich" hat hier einen andern Beigeschmack. Denn so beißend die britische Literatur (sehr wenig konventionell) über die hochbesoldeten „Rectors" (Superintendenten aus „guter Familie") herzufallen pflegt, wobei natürlich dies nicht im Bausch und Bogen zu nehmen und der „Rector" an und für sich meist ein braver pflichttreuer Mann ist, so macht sie doch stets vor den „Vicars" Halt, den Hilfspredigern mit elend bezahltem, aber hingebend und treu getragenem schwerem Amte. Es fällt uns nicht ein, zu bestreiten, daß sich nicht bei uns vortreffliche protestantische und katholische Dorf-

pfarrer finden, aber so durchweg als selbstverständlich und typisch wie in England keineswegs. Denn, um es gleich zu sagen, die britische Religiosität darf man schlechterdings nicht nach den „fashionabeln" Salonpastoren und Kanzelschwätzern und ihrem Anhang beurteilen. Sie ist im großen ganzen echt, d. h. dies englische Christentum, keineswegs nur der zahlreichen einflußreichen Sekten, sondern auch der High-Church selber, wünscht wenigstens, sofern konventionelle Gesellschaftsbegriffe nicht daran hindern, christlich zu denken und zu handeln. Da sieht man, was dabei herauskommt, wenn Schopenhauer ohne jede Spur von Autopsie über britische Bigotterie schimpft. Die ist nicht ein Haarbreit ärger, als unter deutschen Orthodoxen beider „christlichen" Konfessionen, von deren muckerischer Intoleranz wir täglich Proben sehen. Im Gegenteil behaupten wir, daß solche skandalösen Übergriffe in Amtenthebungen oder Boykottierungen von Pfarrern, die am Buchstaben des konventionellen Dogmas zweifeln, wie wir sie in Deutschland noch jüngst erlebten, in England unmöglich wären. Den englischen Rector alten Stils hat die freigeistige Charlotte Brontë meisterhaft in „Shirley" gezeichnet, einen konservativen Chauvinistenchristen, der doch noch eine gewisse Achtung verdient. Gerade die Ausfälle z. B. des christlichen Calviners Carlyle gegen die Pfaffen mit dem „Schaufelhut" bezeugen nichts anderes, als das hohe Ideal, das sich England von einem christlichen Prediger zu bilden pflegt. Man verlangt von ihm rücksichtsloses Festhalten an altchristlicher Unweltlichkeit, völlige Unabhängigkeit von den Herren dieser Welt. Die wahre Ursache, warum der Katholizismus wiederholt im wütend anti-papistischen England Auferstehungen erlebt, liegt in diesem eigentümlichen Freiheitsdrang des Briten, nur einem spirituellen, nicht einem weltlichen Vorgesetzten in Religionsdingen zu gehorchen. Nichts ist bezeichnender,

als daß der Katholizismus nie geistig bedeutendere Vertreter gewann, als in den englischen Kirchenleuchten Manning und Newman, denen sich der amerikanische Kardinal Gibbons mit seinem christlichen Sozialismus anreiht. Rom mit seiner genialen Weltweisheit hat den anglikanischen Katholizismus (man denke an den bedeutenden Thomas a Becket mit seinem demokratischen Widerstand gegen fürstlichen Absolutismus) allzeit als eine eigenartige Abart gelten lassen, wie Rom ja immer sich den nationalen Bedürfnissen anpaßt, grausam und exklusiv in Spanien, macchiavellistisch in Italien, chauvinistisch in Frankreich und Polen, zänkisch und partikularistisch in Deutschland, großzügig und in vornehmem Sinne demokratisch in England. Manches Tiefe und Charakterologische hat Mrs. Ward in „Herrick of Bannisdale" angedeutet. Zweck und Raum verbieten, wie bei andern Fragen auch hier, das Thema weiterzuspinnen. Jedenfalls sei als Tatsache festgestellt, wozu auch die heutigen vielen Übertritte zum Buddhismus einen Beleg bieten: wie Deutschland das religiös indifferenteste, ist England das religiöseste Land der Welt, keineswegs nur im übeln Sinne. Denn wenn ein blindgläubig angebetetes Christentum das Rückgrat liefert für beispiellose Armenpflege und viele ethische Gesellschaftsideale, so kann nur ein antichristlicher Zelot, der von wahrer Freigeistigkeit keine Ahnung hat, hier einen wohltätigen Evolutionsfaktor verkennen. Umsonst würden uns die wenigen Wissenden entgegenhalten, daß z. B. das englische „Armenhaus" so oft berechtigterweise gegeißelt, und daß der grenzenlose Pauperismus wahrlich nicht auf Befolgung christlicher Grundsätze schließen lasse. Derlei sieht man unter falschem Sehwinkel, denn die wirtschaftliche Entwicklung geht heute ihren unbarmherzigen Gang genau so, wie zu Christi Zeiten, wo sogar die Sklaverei als berechtigt galt. Die Ethik hat nur die Aufgabe, in diesen

Zerreibungsprozeß lindernd und schonend einzugreifen, und durch ihre eigene gegenteilige Weltanschauung eine bessere soziale Ordnung anzubahnen. Würde es den Nörglern besser gefallen, wenn die Armen, statt ins Armenhaus zu wandern, wo sich bezeichnenderweise ihr britisches Selbstgefühl verletzt fühlt, einfach auf der Straße verhungerten? Ganz sicher ist nur eins: in England (und Amerika) lebt mehr christliche Menschenliebe nach der Gefühlsseite hin, als irgendwo sonst, denn die deutsche Sozialreform-Tendenz folgt lediglich einer kühlen verstandesmäßigen Überzeugung, daß die Dinge nicht so weitergehen können. Ferner beruht es auf grober Unkenntnis, zu wähnen, moderne naturwissenschaftliche Erkenntnisse hätten nicht befruchtend auf Englands kirchliches Christentum gewirkt. Klassisch hat Mrs. Ward in „Robert Ellesmere" den edeln Gewissenskampf analysiert, wie ein überzeugter „Diener des Worts" sich zum Verwerfer aller Dogmen entwickelt und nur die Ethik Christi bestehen läßt. Es gibt wahrscheinlich mehr Theologen von umfassender moderner Bildung in England, als anderswo. Liberale deutsche Theologen wie Pfleiderer hat man drüben stets bewundert. Man darf sich daher nirgends an Äußerlichkeiten heften, sondern muß dem wahren Stand des heutigen britischen Christentums auf den Grund gehen. Da wird man nicht mindere „Aufklärung" finden, wie bei uns, nur daß sie nicht zum pfäffisch-zelotischen „Aufkläricht" eines ungebildeten Materialismus ausartete. Man hat sich früher à la Schopenhauer durch einzelne Ausschreitungen täuschen lassen, dabei aber wieder sich pharisäisch gebrüstet. Die Deutschen waren immer tapfer gegen den Herrgott, feige vor der weltlichen Obrigkeit. Sie duckten sich vor keinem Dogma, doch vor jeder polizeilichen Vorschrift. Aber sind denn etwa Verurteilungen wegen „Gotteslästerung" (noch lächerlicher und schmachvoller als wegen der in England

unbekannten „Majestätsbeleidigung“) bei uns nicht noch 1889 gegen Dichter vorgekommen wegen rein buchstäblicher Mißdeutung gar nicht „Christum“ beleidigender Ausdrücke?! Und wir wagen angesichts solcher Staatsanwälte uns über längst verschollene Episoden zu erbosen, wie die Freigebung von Byrons „Kain“ für Nachdruck, weil solche gotteslästerliche Werke keinen gesetzlichen Schutz genießen dürften, oder den Faustschlag, den ein Pfarrer dem „Atheisten Shelley“ versetzte. Nun, Urheber solcher Infamien waren mindestens überzeugte Anhänger ihres Jehova, und selbst die dümmste Ehrlichkeit steht ungleich höher, als die bei unsern Theologen und Staatsanwälten übliche Abart, heimlich der „wissenschaftlichen“ Halbbildung zu frönen und öffentlich orthodox für Staat und Kirche zu schuften. Wir stehen hier auf streng wissenschaftlichem, obschon nicht im Vulgärsinne naturwissenschaftlichen, historischen Standpunkt und fragen: fruchtet religiöse Indifferenz mehr für die wahre Evolution, als religiöse Überzeugung? Nein, nur wenn erstere eine höhere Religion vorbereitet, wovon bei uns, aber erst recht im geschmähten England, manche Anzeichen zu erblicken. So hat des französischen Hugenotten Merle d'Aubigné Ausruf in seinem „Cromwell“: „England, es ist dein starker Gott, der dich so hoch gehoben hat“, eine tiefere Bedeutung. Denn britische Religiosität entspringt im wesentlichen durchaus nicht dem allen Germanen gemeinsamen Pecksniff-Trieb zur Heuchelei, sondern einem düstern idealistischen Verantwortlichkeitsgefühl, das Ora et Labora! auf seine Fahne schreibt und sich mit dem Selbstgefühl berauscht, in besonderem Einklang mit der sittlichen Weltordnung zu stehen, als „auserwähltes Volk“. Diese alttestamentarische Auffassung, wonach der englische Herrgott als eine Art Stammesjehova eine Spezialvorsehung für England bildet, verschmolz sich also mit dem Nationalhochmut und nahm bei den Puritanern, denen

das „Buch der Richter" als biblische Richtschnur diente, obendrein die Gestalt einer republikanischen Selbstbehauptung an. Der puritanische Brite — denn in vielen Kreisen vererbte sich das amerikabesiedelnde Wesen der „Pilgerväter" und „Eisenseiten" —, verbeugt sich vor dem Herrgott um so tiefer, als er den Herren dieser Welt den starrsten Nacken entgegensetzt. So fließt hier eins kausal aus dem andern und es hat viel Bezeichnendes, daß die deutsche Reformation nach dem mißglückten Versuch des Bauernkriegs auf ein Theologengezänk einschrumpfte, in Britannien dagegen John Knox in äußerstem Gegensatz zum Fürstenknecht Luther die Revolution gegen Maria Stuart leitete, die späteren Covenanter sich stets gegen die Krone empörten und der Protestantismus sich als Puritanismus zum politischen Radikalismus ausbildete. Der trotzige germanische Individualismus richtet sich eben beim Deutschen auf geistige, beim Briten auf politische Freiheitsziele. Doch auch hier suche man den Unterschied mehr in historischen, als in charakterologischen Ursachen.

Wenn Treitschke die Deutschen das leidenschaftlichste Volk Europas nennt und sich über die Benennung Deutscher Michel empört, so geht er wieder mit seiner eigenen chauvinistischen Leidenschaftlichkeit zu weit. Aber die Anrüchigkeit des deutschen Polizeistaats sollte doch einen Schopenhauerübersetzer wie den zivilistischen Kriegsminister Haldane nicht dazu verführen, auf die Anfrage, ob Ausländer wie die Deutschen in England, die sämtlich Spione seien, anderswo nicht überwacht würden, den Bescheid zu geben: In Rußland und Deutschland stelle man allerdings alle Ausländer unter polizeiliche Beaufsichtigung!! Diesen beleidigenden Blödsinn darf er frank und frei dem britischen Publikum einimpfen, das sich danach doppelt vor solchem deutsch-russischen Zartum bekreuzigt und Preußen nahe an Sibirien grenzen läßt. Jeder Aufenthalt in Deutschland hätte Mr. Haldane

belehrt, daß der Ausländer nur bei längerem Aufenthalt seine Papiere vorzuweisen hat, genau so, wie jeder Deutsche. Und dieser Herr will einer der Wenigen sein, die deutsches Wesen schätzen. Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren der landläufigen, haarsträubenden Ignoranz des Briten in deutschen Dingen werden! Die verrückte Angst vor deutscher Invasion, die tatsächlich, wie wir aus guter Quelle hörten, bei vielen Bewohnern der Südküste grassiert, malt sich die „Ulanen" zweifellos als einen uralischen Völkerstamm, eine Abart von „Kosaken". Die Paranoia, deren fixe Ideen sich jüngst im Unterhaus bei ernster Verkündung einer nahenden großen Krise, die alle britischen Bürger zur Verteidigung der Heimat zusammenschließe, so ergötzlich entlud, träumt sich die übermorgen hereinbrechenden Horden Hengists und Horsas, die ihren angelsächsischen Altvordern 'mal eine Unanstandsvisite machen wollen, unstreitig als „Goten und Hunnen", wie Kipling so herrlich schimpft! Englands Freiheiten, die allen ungebildeten und rohen Völkerschaften Halbasiens an Rhein und Elbe ein Dorn im Auge, bedroht eine neue Armada eines rückständigen Militärdespotismus, also noch Schlimmeres, als fremde Invasion, ein Aufzwingen deutscher Sklaverei auf britischem Boden! So ungefähr malt sich in diesen Johnbullköpfen die Welt!

Schnell fertig ist nicht nur die Jugend mit dem Wort, und so weiß die Legende genau, Deutschland sei das Land der Unfreiheit, England der Freiheit. Nein, so reinlich scheiden sich die Dinge nicht. Britische Weltreklame zaubert vor, man habe schon im Mittelalter ein Verfassungsleben besessen. Doch die traditionellen Phrasen von „Magna Charta", „Feld von Runnymede" täuschen darüber, daß es sich bei all diesen Bestrebungen nicht um Einschränkung des Despotismus zugunsten bürgerlicher Freiheit, sondern um Errichtung einer Adelsoligarchie

handelte. Dann könnte man die alten deutschen Reichstage und die „Goldene Bulle" mit größerem Rechte anführen. Denn wenn London mit kluger Benutzung seines den Königen unentbehrlichen Wohlstandes sich bedeutende Vorrechte erwarb, so gilt dies noch besser für unsere zahlreichen Reichsstädte, und die Kaiser stützten sich oft (vgl. Heinrich IV.) auf dies mächtige Bürgertum gegen ihre Feudalvasallen. Die britischen Freisassen entsprachen nur den deutschen, die sonstige Landbevölkerung war auch nicht besser daran als die deutsche, an Fronleibeigenschaft fehlte es so wenig, daß sich hierdurch das Unwesen der „Freien im Walde" erklärt, da das besonders durch grausame Jagdgesetze zur Verzweiflung gebrachte Landvolk sich seiner Knechtschaft durch Bildung von Räuberbanden entzog. Freiheitliche Revolten wie die der Wycliffiten und des Jack Cade wurden blutig unterdrückt, und das Londoner Parlament spielte gegenüber der „Sternkammer" des listigen Heinrich VII. auch keine stärkere Rolle, als etwa das Pariser, wo oft der Juristenadel mannhaft dem Absolutismus widersprach. Vielmehr treffen wir hier erneut jene plötzliche Unterbrechung der normalen Kausalität, wonach Deutschland um 150 Jahre in Rückstand geriet. Nachdem der Bauernkrieg den früheren freien Bauernstand vernichtet und die Bourgeoisie aus Schrecken vor dem roten Gespenst mit Souveränen und Adel gemeinsame Sache machte, nachdem die auf „religiösem" Schleichweg erbeutete partikularistische Souveränität der Einzelfürsten sich der Oberaufsicht des Kaisertums entwand, schwand auf einmal bei uns jeder Rest eines freien Verfassungslebens. Es gab nur noch Untertanen und Höflinge. Aber blickt man auf die gepriesene Herrschaft Elisabeth Tudors, so findet man noch alles eher als politische Bürgerrechte. Die Errichtung eines Ober- und Unterhauses als Parlament ließ noch völlig die Prärogative des Feudaladels bestehen, die in Deutsch-

land wenigstens durch fürstlichen Absolutismus teilweise wegfielen. Wenn das Unterhaus der Tyrannin ungerechte Steuern verweigerte, so kehrte sich Elisabeth wenig daran und beschimpfte die Abgeordneten. Unter Jacob I., einem so schwächlichen Despoten, blühte die gemeinste Günstlingswirtschaft nebst Steuerdruck unter Verschleuderung öffentlicher Gelder. Elisabeth verfolgte grausam die Puritaner, in denen ihr Instinkt den Republikanismus witterte, und erst diese entschlossenen Fanatiker stählten dem Bürgertum unter Karl I. das Rückgrat. Es ist aber irrig, daß die „große Rebellion" ursprünglich wirkliche Befreiung erstrebte, nur gegen unerträgliche Tyrannei unter Verletzung protestantischer Kirchlichkeit wollte man sich wehren. Die rücksichtslose Diktatur des Commonwealth mißfiel dem Volke trotz des ungeheuren Zuwachses an Macht und Wohlfahrt unter Cromwells Regiment. Wie völlig unreif Englands politische Einsicht, bewies die Begeisterung, mit der man die Stuartschen Landverderber zurückholte. Das sklavische Parlament bewilligte anfangs alles und jedes, kaum irgendwo hat die Weihe des „Gottesgnadentums" solche grotesken Formen angenommen, wie denn der beträchtlichste Denker jener Zeit, Hobbes, sich nicht scheute, den Absolutismus mit göttlichem Nimbus zu umgeben. Erst als der Höflingsadel allzu arg allen vom Protestantismus aufgestellten Sittlichkeitsadel und die maßlos gierigen Absolutisten Karls II. und Jacobs II. den letzten Rest britischen Unabhängigkeitsgefühls mit Füßen traten, empörte sich endlich die Nation.

Wahrscheinlich hätte man sich trotzdem auch das Schlimmste gefallen lassen, wenn nicht der durch Cromwell aufs höchste gesteigerte Nationalstolz durch politische Demütigung Englands von dem Ausland zu tödlich verwundet worden wäre. Dies schlug dem Faß den Boden aus. Eins freilich hatte die angeborene germanische Achtung vor einmal eingeführten gesetzlichen Institutionen zuwege gebracht:

das Parlamentsrecht über das Budget nutzte man zuletzt gegen den stets geldbedürftigen Hof schlau so aus, daß mitten unter ärgstem sonstigem Druck die Habeascorpus-Akte, noch heute ein Grundbollwerk britischer Privatfreiheit, jedem Polizeiübergriff gesetzlich ein Ende machte. Doch man darf dies nicht überschätzen, es blieb im Grunde nur ein schönes Stück Papier. Denn statt der Polizei entfaltete das Jus schrankenlose Willkür, und man darf sagen, daß ein solches Ungeheuer, wie Lord-Oberrichter Jeffries, in keinem andern Lande möglich war. Man wage noch von britischer Freiheit zu schwärmen, wenn am Ende des 17. Jahrhunderts englische Bürger wegen oft nicht 'mal bewiesener politischer Vergehen massenhaft als Sklaven in die Plantagen von Barbados und Virginia verkauft wurden!! Diese Schande der Menschheit sollte man den Briten ewig vorhalten, wenn sie hochnäsig von ihrem Freiheits-Vorsprung fabeln. Wo wäre denn in Deutschland Ähnliches möglich gewesen? Wie entrüsten wir uns heute über das gewaltsame „Anwerben" von Soldaten, wie es Friedrich Wilhelm I. für seine Leibgarde beliebte und das auch sonst im Schwange ging! Doch im ganzen 18. Jahrhundert gehörte das „Pressen" von Matrosen und oft sogar harmloser Landratten zur Kriegsmarine zu den Grundpfeilern dieser angeblichen britischen Freiheit und beim Anwerben der Soldatensöldner ging es nicht anders her, als auf dem Kontinent. Unvergessen blieb bei uns der Menschenhandel mit hessischen, württembergischen und andern deutschen Soldaten, die von ihren sog. Landesvätern an England verkauft wurden, um fern in Amerika für britische Tyrannei zu verbluten. Man vergißt nur, daß sich ein Aufschrei des Zorns in ganz Deutschland erhob, wovon „Kabale und Liebe" einen Nachhall beut, daß Friedrich der Große es nicht nur bitter brandmarkte, sondern in ultramodernem Sinne jedes Fürstenrecht bestritt, Landessöhne anders als

zur Verteidigung des Vaterlandes zu verwerten. Und nun blicke man auf England mit seinen als Sklaven verkauften Bürgern und seinem schwungreichen Handel mit Negersklaven, an dessen Segnungen Amerika noch heute laboriert! Es ist zu wenig bekannt, daß die Neuenglandstaaten sich schon damals heftig gegen diesen Import sträubten, das puritanische Boston obenan, daß man also in dieser Hinsicht den „Nordstaaten" zubilligen muß: ihre spätere Haltung im großen Bürgerkrieg, obschon dabei rein wirtschaftliche Motive unter idealer Maske wirkten, entsprach bezüglich des Abolitionismus ihrer gesamten Tradition. Doch das vom „freien" England aufgezwungene nichtswürdige System befriedigte dafür um so mehr die nach Virginia und später den andern Südstaaten emigrierten Junker, und so entwickelte sich unter britischer Ägide ein Sklaventum, wie es die Welt seit der Antike nie mehr sah. Das zeigt doch wohl, daß den Briten als Nation jeder ideale Freiheitsbegriff fehlte, und daß man der Schurkerei noch ein biblisches Mäntelchen umhing, erhöht den Ekel. Unverschämte Heuchelei ist's also, obschon deutsche Historiker in blinder Vergaffung es anpreisen, daß England sich mit Verfehmung des Sklavenhandels später im 19. Jahrhundert als hochherziger Initiative brüstete. Das glaubt man schon: erst schafft man unerhört Schändliches und nachher nimmt man ein Verdienst in Anspruch, dies Schändliche aufzuheben, weil es keinen eigenen Vorteil mehr versprach!

Daß nach Austreibung der Stuarts echte Verfassung ihren Einzug hielt, ist auch nur Schwindel. Vielmehr bildete sich nach Schwächung des Königtums die Adelsoligarchie, wie nie zuvor. Von wirklichen politischen Rechten des Bürgertums war keine Rede, und da die Verrottung des Adelsregiments allmählich wieder den schlummernden Unabhängigkeitssinn des Puritanismus

weckte, so flüchtete sich ersteres zeitweilig sogar unter den Absolutismus. Knechtischer als Georg III. und IV. ist kein kontinentaler Despot bedient worden. Wäre Georg III. nicht ein so kompletter Narr gewesen, den man zuletzt in die Zwangsjacke stecken mußte, so hätte er den alten Tudor- und Stuartabsolutismus wieder einführen können. Beiläufig hätte kein anderes Volk sich Heinrich VIII. gefallen lassen, und nun sehe man die äußerst zahme indirekte Kritik bei Shakespeare. Freilich, wie das Schafott des Thomas Morus bezeugt, was man von britischer Freiheit zu denken habe, so zeigt das Vorbild dieses wissenschaftlichen Sozialisten, daß England stets freie Geister hervorbringt. Aber haben die etwa in Deutschland gefehlt zu allen Zeiten? Gegen Georg III. erhob sich übrigens nicht das Bürgertum, sondern mehrmals der zur Verzweiflung gebrachte Mob und vor allem ein Teil des hohen Adels, der seine oligarchischen Prärogative bedroht sah. Die Erscheinung von Fox muß unter diesem Gesichtspunkte gewertet werden, für einen wirklichen Freiheitsschwärmer hätte die Herzogin von Devonshire schwerlich mit Küssen Stimmen geworben. Auch hätte man sich Georgs III. Gottesgnadendusel ruhig gefallen lassen, wenn der Amerikanische Krieg nicht zum Nachteil Englands geendet hätte. Das brachte den Nationaldünkel in Harnisch, der im Briten den Freiheitsdrang weit überwiegt. Den ruinösen Krieg gegen das revolutionäre Frankreich nahm man gern in Kauf, solange er Vorteil versprach: um Freiheitsprinzipien kümmerte man sich dabei nicht einen Deut und die blutdürstigen Tiraden des vormals liberalen Burke atmen so recht den philiströsen Konservativismus des Durchschnittsbriten. Pitt der Ältere donnerte gegen den Amerikanischen Krieg lediglich aus Klugheitsgründen, die Floskeln über Menschenrechte waren nur eine oratorische Figur, denn Pitt selber billigte sonst jede Gewalttat Englands gegen politische Gegner.

Pitt der Jüngere, starrer Aristokrat wie im Grunde auch sein Vater, sah durch die französische Demokratie und ihren späteren Cäsar das britische Grundprinzip der Adelsherrschaft bedroht. Doch erhebt ihn über einen Burke seine staatsmännisch-geniale Einsicht, daß auch Englands erhoffte Weltherrschaft nur durch Beseitigung Napoleons gesichert werden könne. Wes Geistes Kind er und seine Tories bezüglich der hochberühmten britischen Freiheiten waren, lehrt brutale Niederwerfung aller Hungerrevolten, als die unerschwinglichen Kriegskosten und die Kontinentalsperre auf einmal im britischen Eigennutz ein Verständnis für französische Demokratie weckten und man ungestraft auf die Regierung beim Wighistischen Adel (Hauptquartier Hollandhaus) loszog. Sobald aber Wellingtons Waffen triumphierten, erlosch auf einmal wieder jede ideale Regung, alles war zufrieden, daß die legitime Reaktion siegte. Schlimmer als in Indien hausten Soldateska und feile Justiz 1799 in Irland, wo 100 000 Menschen aufs Schafott wanderten und nach zynischem Ausspruch eines Majors keine Irin sich spröde zeigen durfte: „Das Bajonett besiegt alle Skrupel.“ Als dann die Chartistenbewegung im 19. Jahrhundert begann und sich gegen den elenden Castlereagh revolutionäre Instinkte rührten, bewies das Blutbad von Manchester, wie man die „Aufruhr-Akte“ auslegen könne, was von britischer Konstitution, verbrieften Meeting-Rechten und Habeascorpus zu halten sei. Ein besonders schönes Kapitel bot noch immer die britische Justiz, die man auf dem Kontinent als Muster vorhielt. So viel Todesstrafen sind wohl jährlich noch nie in einem Lande vollzogen worden wie in England. Würde es sich dabei um schwere Kriminalsachen gehandelt haben, so hätte so große Kriminalität gewiß einen ungesunden Zustand bewiesen; doch da man schon für Schafdiebstahl gehängt und wegen des kleinsten Diebstahls zu schwerem Zuchthaus verurteilt

wurde, so kann man sich nicht wundern. Unsterblich aufbewahrt ist der Ausruf eines Oberrichters: „Ich bin dafür, alle zu hängen." Die britische soziale Freiheit im Privatleben war phrasenmachende Unterdrückung, gemildert durch völlige Unsicherheit von Leben und Eigentum vermöge des keckſten Räuberwesens (Highwaymen) bis in die Londoner Straßen hinein. Die britische Konstitution, dies Shiboleth der Freiheit, war eine böse Phrasenmaschine, gemildert und geölt durch unglaubliche Korruption. Denn das politische Recht des freien Briten beruhte einzig darauf, seine Stimme beim Wahlakt verkaufen zu dürfen. Da aber die Hälfte der Parlamentssitze durch die „Rotten Boroughs" fest in Händen des Adels blieb, so wurde dem treuherzigen freien Briten selbst dies Recht auf bezahlte Wahlarbeit geschmälert. Wenn man heutige Ausfälle auf das preußische Wahlrecht liest und nicht leugnen kann, daß auch das Reichstagswahlrecht absichtlich die Städte zugunsten der abhängigen Landratswähler verkürzt, so tröste man sich damit, daß erst 1830 der unendlich schlimmere Unfug der „Faulen Flecken" durch die Reformbill abgeschafft wurde. Erst seit diesem Zeitpunkt darf man überhaupt von britischem Verfassungsleben in einigermaßen modernem Sinne reden. Doch erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts verlieh Disraëli aus ähnlichen Gründen wie Bismarck den Massen das allgemeine Wahlrecht und hiermit langten wir glücklich wieder auch hier bei dem sonstigen allgemeinen Ergebnis an, daß Deutschland jene 150 Jahre Vorsprung der Briten und Franzosen einholte. Doch damit nicht genug, wird von ganz Europa anerkannt, daß wir in Behandlung der sozialen Frage, um die allein heutige politische Reife sich zu drehen hat, den Briten voraus sind. Auch ihr Censitenwahlrecht ist noch beschränkter.

Das ist einzig und allein Preußens Verdienst. Denn

untersuchen wir nun das maßgebende 18. Jahrhundert, so können wir jene im 17. vorhandene Rückständigkeit Deutschlands auf dem Gebiete politischer Freiheit kaum mehr entdecken. Macht es etwa einen Unterschied, ob der Landgraf von Hessen und der Herzog von Württemberg ihre Untertanen väterlich als ungezogene Kinder überwachten, wogegen sich Protest hervorwagte, oder ob der freie Brite sich untertänigst von jedem Lord knebeln ließ, ohne zu protestieren? Jedenfalls kannte man nirgendwo so unmenschlichen Druck, wie ihn das englische Jus ausübte. Mit Erscheinen Friedrichs des Großen änderte sich überhaupt die gesamte Anschauung. Ein August der Starke wurde hinfort unmöglich. Schon Friedrich Wilhelm I. brach wenigstens die Unter-Tyrannei der Junker, nicht umsonst erstarkte unter ihm das arbeitende Bürgertum. Friedrichs des Großen Justizreform machte unter damaligen Umständen Epoche, und es verrät naive Unwissenheit, wenn nicht perfide Absicht, seitens sozialdemokratischer Pamphletisten, die eine „Legende" von Liberalität der Hohenzollern zerstören wollen, indem sie buchen, noch unter Friedrich II. hätten junkerliche Mißstände obgewaltet. Allerdings, doch man blicke 'mal anderswohin in Europa, zumal auf das „freie" England, wo der Mensch erst recht beim „Baron" anfing, d. h. bei dem Mann „aus guter Familie" (highly connected), wo freilich keinerlei Leibeigenschaft mehr robottete, wo aber die Landbewohner oft auch heute als traditionellen Überrest des Serfdoms die gekrümmte Hand nach der Stirne führen, wenn der Squire oder überhaupt ein Gentleman sie anredet, und wo die reichste Bürgerschaft der Welt trotz ihres sonstigen immensen Einflusses bis 1830 die unglaublichste Unterdrückung ihres prozentualen Wahlrechts als unabänderlichen Bestandteil der sittlichen Weltordnung hinnahm. Andererseits aber durften die Finanzmagnaten der Ostindischen Kompanie, weil pluto-

kratisch mit dem Adel verschwägert, rücksichtslos am Ganges wirtschaften und die „Ostindien-Bill" konnte mit knapper Not eine halbe Beaufsichtigung der Krone durchsetzen, die dann tatsächlich erst 1858 endlich erreicht wurde. Bis dahin durften die Ausbeuter ganz auf eigene Hand ihrer Profitwut frönen. Daß die Whigs dabei stets für die Plutokraten unter der Flagge des Liberalismus eintraten, eröffnet den besten Einblick in Freiheitsbegriffe, die zuletzt unter schrankenloser Manchesterdoktrin so weit entarteten, daß alle wirklich fortschrittlichen Maßnahmen nachher von den Tories befürwortet werden mußten. Denn der britische Liberalismus war meist kein Haar breit gesunder als der geschmähte deutsche, verkörperte ausschließlich die Interessen der höheren Bourgeoisie und des phrasenliberalen whigistischen Adels. Erst durch Owen und Cobden entwöhnte sich die britische Nationalökonomie einer durchaus manchesterlichen Auffassung der Adam Smith und Malthus. Der Sozialreformer Godwin (nebenbei Verfasser des meisterlichen Kriminalromans „Caleb Williams", stärker als Bulwers „Eugen Aram", Dostojewskis Raskolnikow vorahnend) und seine Gattin Mary Wolstoncrafte, eine revolutionäre Emanzipatorin vom Schlage Madame Rolands, wurden geächtet. Daß in Mitte des 19. Jahrhunderts die nüchternscharfe Harriet Martineau ihre statistisch sozialreformerischen Argumente unter Beifall predigen durfte, beleuchtet die Kluft, die jetzt das junge England seit 1830 vom alten trennt. Darum bleibt doch wahr, daß die schamlosen „Korngesetze" (vom Volkssänger E. Elliot so machtvoll gegeißelt) zur Bereicherung der Agrarier und Auspoverung des Volkes noch lange bestanden und der Duke of Richmond die Drohung öffentlich wagen durfte: der britische Adel werde auswandern, wenn diese Ausbeuterei abgeschafft werde. Zu solchem Bekenntnis einer schönen Patriotenseele schwang sich noch kein ostelbischer Agrarier auf.

Gewiß übertreibt die Legende, die Hohenzollern seien stets „Könige der Armen" gewesen, sie haben, wie alle andern Monarchen, die Junker als Stützen von Thron und Altar gehegt. Aber sehr mit Maß. Das Gerede über den Junkermilitarismus vor Jena, ohne daß wir in neuerlich beliebte maßlose Reinwaschungen (v. d. Goltz) einstimmen möchten, verzerrt die Wahrheit. In diesem geschlagenen Heer befanden sich bürgerliche Offiziere genug, der Bauernsohn Scharnhorst, Gneisenau, York stiegen nachher zu führenden Stellen auf, die Ursachen des Zusammenbruchs lagen geradeso im arg korrumpierten Bürgertum. Das strenge Reskript Friedrich Wilhelms III. an die Offiziere 1803, sie sollten sich nicht unterstehen, sich für einen „ersten Stand" zu halten, da sie und der König selber vom steuerzahlenden Bürger lebten, athmet den vollen Geist der revolutionären Aufklärungsepoche. Sein ebenso strenges Reskript 1815, erst neulich aus dem Archiv ausgegraben, er dulde keine Zurücksetzung der Landwehr, desgleichen. In England wäre so etwas unmöglich gewesen, zumal das Prinzip der Allgemeinen Wehrpflicht dem dortigen antidemokratischen Zug widersprach und das System, rohe Söldner als Werkzeug eines patrizischen Offizierkorps zu behalten, selbst vom militärisch damit oft unzufriedenen Wellington aus innerpolitischen Gründen öffentlich verteidigt wurde, wobei er schamlos das preußische Volksheer schmähte. Das „feudale" Österreich besaß 1809 sogar ein Milizsystem (Gneisenau nannte es 1811 ausdrücklich so) und das Offizierkorps bestand zur Hälfte aus Bürgerlichen, vor denen die Adeligen keineswegs bevorzugt wurden. Daß höchste Führer, wie Clerfayt und Mack, Premierminister, wie Cobenzl, aus niederem Stande hervorgingen, wäre im „freien" England schlechterdings unerhört gewesen. Liberale, humane Anschauung, wie sie

Erzherzog Karl und die Grafen Stadion vertraten, desgleichen. In Preußen stellte Reichsfreiherr v. Stein, der Geburt nach „adeliger" als die ungeheure Mehrzahl des hochmütigen Britenadels, einen in England ganz unbekannten Typ dar. Denn obschon der ältere Pitt und der merkwürdige Walpole Sinn für bürgerliche Freiheit bekundeten, so steht doch dies alles weit zurück hinter den Reformen Steins. Feldmarschall v. Boyen mit seiner Gönnerschaft für die Landwehr, Scharnhorst, Gneisenau und sogar der naturwüchsig geniale Blücher waren im britischen Sinne rote Demokraten. Jedenfalls, wenn äußerlich das britische Verfassungsleben früher einen Vorsprung zu haben schien, hob sich dies 1807—21 völlig auf und Preußen war wieder, wie unter Friedrich dem Großen, der liberalste Staat in Europa. Selbst durch die Reaktionsepoche, die freilich in Österreich viele Blüten knickte, änderte sich dies innerlich nicht, nur daß die radikale Demokratie in Preußen, die Metternich „Jakobinismus" nannte, einer bureaukratischen Polizeibevormundung Platz machte, die aber mindestens den ererbten Ordnungs- und Organisationssinn Preußens teilweise förderte. England aber hatte am wenigsten Grund, sich über Reaktion auf dem Kontinent zu ereifern, denn trotz Canning und später Peel überwog dort noch gänzlich die Adelsoligarchie. Zwar fanden die Preußen selber ihre Zustände unhaltbar, 1848 wurde die „Verfassung" erobert, an der eine nachfolgende Reaktion so wenig ändern konnte, daß in der sog. Konfliktszeit das „fortschrittliche" Bürgertum gehässig den heilsamen Absichten Wilhelms I. trotzte. Aber unparteiliche britische Beobachter schöpften eine andere Meinung, denn Lord Lytton-Bulwer preist in „England und die Engländer" Preußen als den vorbildlichen liberalen Musterstaat lange vor 1848. Ein Zeitgenosse der Befreiungskriege, der fürs

revolutionäre Frankreich und Byron schwärmende Lord Holland, hatte natürlich nie von Preußens demokratischem Aufschwung gehört. Und doch hat Bulwer recht.

Sehr begreiflich! Wir wollen nicht dabei verweilen, welcher bärbeißige Seelenadel in den friderizianischen Altpreußen vom Schlage Winterfeldts steckte, welch hochherziger Schwung das Geschlecht der Befreiungskriege beseelte. „Wenn die Fürsten nich mitdhun, müssen sie alle mit dem Bonaparte hinausgejaget werden." „Ein Hoch dem Schwarzenberg, der siegte, obschon er drei Monarchen im Lager hatte", machte der Junker Blücher, der als greiser Feldmarschall Klopstocks Grab aufsuchte und das Haupt entblößte, seinem dämonischen Freiheitsdrange Luft und gab das Manifest aus: „Für Freiheit und Vaterland!" Steffens und Arndt bezeugen, daß dieser ungebildete Mann das edelste Hochdeutsch wie ein dichterischer Seher redete, wenn der Heilige Geist über ihn kam. Lesen wir die Briefe der Zeit, die Schriftsätze eines Arndt, Boyen, Fichte und vieler Privatleute, so fühlt man sich stolz, ein Deutscher zu sein. Wer schreibt denn heute noch so herrliches Deutsch? Selbst die Denkwürdigkeiten des Erzjunkers v. d. Marwitz sind stilistisch erstaunlich und lehren uns den Tiefstand unseres heutigen Geschlechts.

Liberaler Humanitätsdusel (Wilberforce) liegt dem Briten ohnedies fern, und die Prozesse gegen Clive und Warren Hastings wegen Räuberei und Erpressung in Indien strengte man nur aus parteitaktischer Bosheit an, wie bei uns die Hetze gegen Peters und andere Kolonialwarenhändler deutscher Kultur. Doch die ungemeine Überlegenheit der Form brachte es mit sich, daß England bei seinem Begum-Trial (dem Disziplinarprozeß gegen Vizekönig Hastings vor der Parlamentskommission) ein unvergeßliches Schauspiel pomphafter Würde genoß, wobei alle oratorischen Berühmtheiten sich ein Rendez-

vous der Beredtsamkeit gaben und Sheridan den Preis bei diesem Wettkampf davontrug. Wie ordinär, wie kläglich verliefen die Debatten und späteren gerichtlichen Verhandlungen in Sachen Peters, als ob alte Weiber und weltfremde Stubenhocker einen Cancan zahlungsfähiger Moral tanzten! Hastings mußte sich wie Scipio vorkommen, der auf Anklagen zu antworten verschmähte und die Richter aufforderte, mit ihm den Gedenktag von Zama zu feiern. Ein altrömischer Stil lag in der Inszenierung dieses berühmten Gerichtstags mit dem Parlament als Schwurgerichtssaal. Die Gegner bestritten keineswegs des Vizekönigs unsterbliche Verdienste, verwahrten sich aber gegen die Zumutung, daß Englands erhabener Schild die Untaten eines großen Sohnes decken solle und stellten als Norm auf, daß dieser Schild fleckenlos bleiben müsse, wolle Britannia, diese Minerva mit Speer und Dreizack, ihre Kulturmission erfüllen. Worte, Worte, Worte! sagt Hamlet, denn man bedachte sich wenig, ähnliche Greuel gegen irische Rebellen zu verüben, und wie die Römer jede Knechtung eines freien Volkes ein „Zurückführen" (redigere) zum Imperium nannten, so schaute das British Empire natürlich auch freie Inder als „Rebellen" an. Aber die seltene Würde der Hastings-Verdammung, der großartige Theaterpomp, womit das Parlament wie ein römischer Senat tagte und vom Kapitol auf den Tarpejischen Felsen wies, ließ den Eindruck heuchlerischer Phrase nicht aufkommen. Wie kleinlich, intrigant und pedantisch nahm sich hingegen das Gezeter über Peters' unbedeutende Privatvergehen aus! Auch Hastings, der beiläufig eine deutsche Abenteurerin heiratete, klein und schmächtig wie Peters, ein Pfarrerssohn wie er, mußte sich wegen tausendmal schlimmerer Dinge ins Privatleben zurückziehen, doch er fiel mit tragischem Faltenwurf der Toga, und welch ein Abstand

zwischen seinem genialen Cäsarentum und den schneidigen Conquistadorenfahrten unseres Peters! Welche Vornehmheit der Haltung selbst im Verbrechen, bei Klägern und Angeklagten! Während der britische Liberalismus sich stets nur an solchen Schaustellungen genügen ließ und die Welt mit hochtrabender Prinzipienreiterei blendete, im übrigen das eigene britische Volk geradeso der Unterdrückung preisgab, wie Iren und Inder, arbeitete das schlichte Preußen still für sich mit ernstem Pflichteifer. Der vielverkannte Friedrich Wilhelm III., übrigens auch sein großer Sohn Wilhelm I., der für britische Freiheiten schwärmte (vgl. Briefwechsel mit Major v. Orlich), waren viel echtere „Liberale" im Sinne der Volkswohlfahrt, als die schwatzhaften Grandseigneurs der Whigs, denen ihr feinsinniges Mäcenatentum für Literatur (auch die Tories, vergl. Swifts und Popes Freunde, hierbei nicht ausgenommen) solchen Nimbus lieh.

Die britische Gesellschaft baute sich auf dem Recht des Stärkeren auf, und das Anschwellen des Kapitalismus grub die Kluft zwischen Reich und Arm, Vornehm und Gering, noch tiefer. Obschon Lebensmittel, Wohnungsmieten, Kleider nicht teurer, eher billiger als auf dem Kontinent, hat doch das Volk in Stadt und Land nur ein Existenzminimum oder bleibt noch weit darunter. Bei diesen Gegensätzen von einer Kraßheit, die man nirgendwo anders findet, und bei den Luxusansprüchen der höheren Kreise — jeder Luxus ist teurer als auf dem Kontinent — würden amerikanische Verhältnisse eintreten, d. h. plutokratische Trusts die herrschende Kaste sein, wenn nicht die wirtschaftlichen Unterschiede durch das Prinzip einer Adelsoligarchie reguliert würden. Der Wahn, in England sei der Kaufmann tonangebend, fußt auf ganz oberflächlicher Vermutung aus der Ferne, weil der größte Industriestaat notwendigerweise plutokratisch geleitet sein müsse. Statt

dessen genießt der Kaufmannstand in keinem Lande ein so geringes Ansehen. Der Ladeninhaber (Shopkeeper) wird kaum höher geachtet als der Straßenarbeiter, erst beim Großkaufmann der City und den Großindustriellen beginnt die Gesellschaftsfähigkeit. Auch diese Herren, selbst wenn sie Millionäre sind, müssen aber demütig werden und antichambrieren, wenn man sie irgendwie zur „Gesellschaft" zuläßt, in welcher wohlgemerkt jeder geistig Bedeutende, welcher Herkunft auch immer, und der ärmste „jüngere Sohn", falls von guter Familie, Einlaß findet. Unter den gewöhnlichen akademischen Berufen wird den Theologen mehr Ansehen eingeräumt als in Deutschland, vor allem gehört aber jeder Offizier von vornherein zur guten Gesellschaft. Früher, wo die jüngeren Söhne der Adelshäuser eine „Kommission", d. h. ihre Offiziersstelle, kauften, und die Offiziere der Garderegimenter ein freies Bummelleben führten, mochte dies weniger auffällig sein als heut, wo der Offiziersaspirant Examina absolviert und auch arme Leute von geringer Familie den Degen tragen. Tatsächlich hat der französische Offizier eine viel bescheidenere Stellung als der britische, der sich übrigens als untadelhafter Gentleman benimmt und nirgends den näselnden kindlichen Überlegenheitston der jüngeren preußischen Offiziere herausbeißt. Bezahlt wird er schlecht, selbst der Oberst eines Garderegiments kann unmöglich seinen Posten bekleiden, wenn er nicht Privatvermögen besitzt. Erst in den höheren Chargen werden die Gehälter bedeutender als bei uns, was freilich nicht viel sagen will, da in einer so viel kleineren Armee natürlich auch weniger hohe Generale sich befinden. Etwas Merkantiles hat die Sitte, einem Feldherrn seine Lorbeeren solide zu vergolden: Wellingtons Dotationen wurden heut durch die an Kitchener und Roberts erteilten ergänzt, wie denn Swift dem über Undank jammernden Marlbo-

rough den Dank seines Vaterlandes in Pfund, Shilling und Pence nachrechnete. Jedenfalls hat außer Nelson kein Admiral je so hoch im Rang gestanden als siegreiche Generale, und dies bei einer Marinemacht doppelt auffällige Mißverhältnis wirft erneut ein Licht auf den durch und durch aristokratischen Tic der britischen Gesellschaft. Ob dies Volk von Kriegern und Bauern seit 200 Jahren ein Handels- und Industrievolk wurde, änderte nicht die Geltung des Soldaten und Landedelmanns als vornehmster Vertreter der Nation. Der Jurist ist nur als Richter (Judge) höherer Ordnung gesellschaftsfähig, der Lawyer an und für sich nicht. Das Parlamentsmitglied hat nur deshalb einen Rang, weil es meist „guten Familien" angehört, wie denn die Leiter der Opposition fast immer geradeso vornehme Herren waren als die Mitglieder der Regierung. Daß ein Bürgerlicher eine leitende offizielle Stellung im Ministerium erhielt, war äußerst selten. Brougham war wohl der erste, der als bloßer Jurist amtliche Karriere machte, man machte ihn aber bald unschädlich, indem man ihn ins Oberhaus berief, wo man die Politiker, deren man überdrüssig wurde, kaltstellt. Gladstone und Disraeli wurden am Ende des 19. Jahrhunderts freilich Englands leitende Staatsmänner, während vor ihnen Peel, Derby, Palmerstone, nach ihnen Salisbury, Balfour, Landsdowne, und selbst in den letzten liberalen Ministerien Aristokraten wie Sir Edward Grey den Ton angaben. Gladstone als schwerreicher Vertreter einer alten Bankiersfamilie gewann aber seinen Einfluß in einer vorwiegend kommerziellen Epoche durch seine Finanzkenntnis. Er bildet also ebenso eine Ausnahme wie der geniale Abenteurer Disraeli, der sich an die Rockschöße des Toryadels heftete und durch Gründung des „Imperialismus" dem Nationalhochmut schmeichelte. Irrigerweise schwärmen deshalb ausländische Juden für Eng-

land, als ob ein Land, wo ein getaufter Jude, der in seinen geistreichen Romanpamphleten sich mit Stolz als Jude bekannte, als Minister regierte, keinen Antisemitismus kenne. Nichts kann irriger sein. Ob ein jüdischer Millionär wie Moses Montefiore sich durch philanthropische Stiftungen empfiehlt oder Bait nebst seinem sonstigen Gründeranhang als Magnat südafrikanischer Minen sich hervortut oder Lord Rothschild mit dem Prince of Wales „befreundet" war, ob jüdische Literaten wie Zangwill und Martens (auch Kipling sagt man jüdische Blutmischung nach) Ansehen genießen, für den Engländer bleibt der Israelit doch nur „a damned Jew". Einige philosemitische Anwandlungen wurzeln in kuriosen religiösen Narreteien, daß die Briten selbst „das auserwählte Volk" (the chosen people), ein „lost tribe of Israël", ein ausgewanderter judäischer Stamm seien. Dieser Blödsinn hindert aber nicht, daß in englischen Romanen jeder Jude, jede Jüdin, die episodisch auftreten, mit spöttischer Verachtung als ordinäre Geldschinder und freche Snobs behandelt werden, wie ein deutscher Romanzier es nie wagen dürfte. Daß die Briten sich über deutschen Antisemitismus aufhalten, von dem sie alberne Schauermärchen erzählen, muß daher als grobe Heuchelei oder Unwissenheit abgelehnt werden, da die Juden im gelobten Lande des Kapitalismus trotz ihres Einflusses auf dem Geldmarkt nicht im entferntesten so viel Macht besitzen als in Deutschland. Beiläufig tauften die dem Burenkrieg Abgeneigten dies Unternehmen schlankweg „den Judenkrieg" (the Jews war), wie man in Bänkelsängerliedern hören konnte. Wenn der britische Kaufmann, und besäße er die Schätze Golcondas, vor jedem Lord in einer Weise katzbuckelt, wie es in Deutschland unmöglich wäre, so zeigt sich die durch und durch konservative, die Nobility und Gentry als Grundpfeiler Englands anbetende Gesinnung der Eng-

länder um so mehr in diesem ungeheuren Übergewicht des Adels, als von rassigem Blutadel nur noch kümmerliche Überreste vorhanden. Mit großartigem politischem Blick hat nämlich der Adel erkannt, daß er seine Kaste nur durch steten Zufluß aus der Bourgeoisie aufrechthalten könne. Wie jeder Lordmayor und Alderman von London den Ritterschlag der Baronetschaft erhält (knighted), so steigt mancher Oberrichter und Reichsanwalt (Attorney General) zur Lordschaft auf, desgleichen jeder große Finanzmagnat und erfolgreiche Politiker. Allerdings hält der eigentliche hohe Adel (Herzöge und Earls) sich von den neuen Standesgenossen ziemlich fern, doch auch bei ihm bildet der Uradel (z. B. Argyles und Hamiltons in Schottland) eine Ausnahme. Es gab Lord Byron eine besondere Weihe, daß er kein gewöhnlicher Lord, sondern väterlicher- und mütterlicherseits ein Normannen- und Hochschottenabkömmling war. Eine der obersten Familien, die Churchills, leiten ihren Rang doch nur um 200 Jahre auf den großen ersten Lord Marlbourough zurück. Es gibt auch welche, die von Karls II. Maitressen herstammen. Anders steht es bei der Land-Gentry, d. h. den Junkern ohne Titel. Wie der jüngere Sohn oder rechte Vetter eines Lords als einfacher Mister oder bei noch höherer Abstammung als „honourable" (hochwohlgeboren) angeredet wird, welch letztere Titulatur aber auch dem Abgeordneten (im italienischen Parlament als onerevole übersetzt) zukommt, doch damit seine vollste Zugehörigkeit zur Aristokratie nicht einbüßt, so haben die Squires (meist uralte Familien aus der Angelsachsenzeit) keinen Titel nötig, um als Feudalherren zu gelten. Der kontinentale Adel macht hier manchen komischen Schnitzer, sich nicht auszukennen, weil das „von" und „de" fehlt, obschon der britische Landedelmann sich öfters auch nach seinem Erbsitz schreibt (z. B. Raby of Rabyhall). Auch dieser Adel

hat eine patriarchalische Freiherrlichkeit, um die ihn mancher Ostelbier beneiden könnte. Trotzdem also der britische Pöbel das Nationallied brüllt: „Briten sollen niemals Sklaven sein" und das Ausland sich die Mär vom „freien Albion" aufbinden läßt, bedauerten die oberen Stände und die stockkonservative Bourgeoisie oft mit gravitätischem Mitleid die schnöden demokratischen Tendenzen des Kontinents, und jeder Brite, der sich nicht blind und taubstumm stellt, muß allezeit herzlich über die Illusion der dummen Ausländer gelacht haben, die mit heiligen Schauern die Freiheitsinsel als Hort der Demokratie aufsuchten. Auf der ganzen Welt, Preußen inbegriffen — der russische Adel war stets etwas revolutionär-freigeistig und demokratisch angehaucht —, gibt es kein so erzfeudales ultrakonservatives Land wie England. Dies war bis Mitte des 19. Jahrhunderts so augenfällig, daß verbannte Prinzen oder reisende Feudalisten sich dort stets wunderbar wohl fühlten. Seither hat die „Amerikanisierung" darüber einen täuschenden Schleier gewoben, doch der Grundzug blieb wesentlich der gleiche. Mit Ausnahme der Iren, die aus rein nationalen Gründen ähnlich frondieren wie bei uns die Polen, meinen die Radicals es nicht so bös, wie sie tun, und die Arbeiterpartei verfolgt rein praktische Ziele, so wie früher die soziale Frage in England sich um die Trades Unions drehte, deren häufiger Terrorismus sich aber ganz auf Einschüchterung der Fabrikbesitzer beschränkte. Eine organisierte Sozialdemokratie mit revolutionärem Pathos wie die deutsche ist in England undenkbar, trotzdem London so lange das Hauptquartier der Internationale blieb. Die Anarchisten vollends verhalten sich drüben völlig tatlos, weil sie wissen, daß ihnen spornstreichs der Garaus gemacht würde.

Wenn eine Gräfin Warwick politischen Flirt mit Sozialismus treibt, wirkt dies doppelt erheiternd in einem

Lande, wo die Tochter eines Grafen, falls sie einen Titellosen heiratet, den Titel „Lady" fortführt (Einladung: „Mr. X. und Lady Mary beehren sich . . ."), das salische Frauenerbe also sogar im Adelstitel gilt. Das Unterhaus vertrat bis 1830 überhaupt nicht, seither nur wie unser Reichstag in beschränktem Sinne die wahre Meinung des Volkes. Bei Homerule-Kämpfen z. B. fand zwischen den Fraktionen oft „Kuhhandel" statt. Erst neuerdings trat Besserung ein, weil fast nur noch die Frage: Schutzzoll oder Freihandel? und die Landesverteidigung auf dem Tapet stehen, wenn der Abgeordnete sein Wahlprogramm festlegen muß. Sonst hat britische Wählerschaft geradesowenig Garantie wie die deutsche, daß ihr Gewählter ihre Wünsche erfülle. Das Veto-Recht des Oberhauses hat Georg III. oft als Waffe benutzt, und noch jüngst hemmte die Opposition der Lords den Willen des Landes, so daß wieder mit Abschaffung dieses unzeitgemäßen Herrenhauses gedroht wurde. Doch obschon man seit Cromwell weiß, daß es auch ohne das geht, widerstrebt die durch und durch konservative Gesinnung des britischen Philisters jeder Änderung. Was Altengland tat, ist wohlgetan und man soll nie daran rütteln. Ein paar Reformen des heutigen „radikalen" Ministeriums in Arbeitersachen begrüßte das mürrische Mißtrauen des sonst liberalen London mit toryistischer Gemeindewahl, und man verheißt dem heute am Ruder befindlichen Liberalismus kurze Dauer. Nicht mal an Byzantinismus fehlt es, wo doch angeblich der Souverain nur ein Strohmann der Konstitution (zu Deutsch: der Adelsoligarchie) sein soll. Wenn ein Franzose im 18. Jahrhundert über die britischen Barbaren klagte, die dem Gesalbten des Herrn nicht schuldige Ehrerbietung zollten, so glauben wir, daß der bedeutende Wilhelm der Oranier und die zwei ersten George nur deshalb nicht soviel wie die Stuarts angebetet wurden, weil sie — Ausländer waren.

Georg III. durfte sich aber schon erlauben, Kniefälle von seinen Ministern zu verlangen. Die Juniusbriefe oder die Aufreizungen des Demagogen Wilkes sprachen wahrlich nicht die Volksmeinung aus, für die jener Verrückte als „göttlich" galt. Die Interpellationen im Unterhaus über Georgs IV. kronprinzliche Orgien in Carltonhaus und seinen Eheskandal vergaß man, sobald er gekrönt war: jetzt kroch alles untertänig, Scott zerschmolz vor Loyalität, Byrons unsterbliche Wutverse verhallten ungehört, man bewunderte den fetten Gecken wegen seiner Modewesten und Halsbinden als „ersten Gentleman von Europa" (!), selbst hier noch mit Vorrang prahlend. Der „großen" Victoria hat konventionelle Legendenlüge toller geschmeichelt, als je dem Sonnenkönig oder einem deutschen Monarchen. Scheint nicht schon die Tatsache, daß die Briten eine ganz ausländische Dynastie byzantinisch anwedeln, während nirgendwo auf Erden sonst eine blutsfremde geduldet würde, ihren Ultramonarchismus? Alle Monarchen Europas müssen sich ins Fäustchen lachen, wenn ihre Völker für England als Ideal eines „konstitutionellen" Landes schwärmen. Es ist nicht wahr, daß der englische König politisch nicht regiert. Das könnte höchstens seit Victoria gelten, doch diese Dame und ihr Prinzgemahl besaßen im Gegenteil entscheidenden Einfluß, und der heutige König Eduard ist der populärste Mann, der wichtigste Faktor des politischen Lebens, was aus Gründen seiner Vergangenheit als Kronprinz die völlige Haltlosigkeit britischer Moralstrenge dartut, die sich immer nur gegen Radikale wie Parnell und Dilke austobt.

Daß keine britische Miß „out" ist, ehe sie nicht der Königin vorgestellt wurde, bietet den Schlußstein des Gesellschaftsgebäudes als eines ultra-monarchischen. Nur in einer Hinsicht waltet ein wesentlicher Unterschied in dem, was der Brite vom König erwartet, von konti-

nentaler Anschauung. Der festländische Fürst trägt Uniform und tritt als Soldat auf, der britische nicht. Was den Prinzregenten Georg und den Kronprinzen Eduard der sonst so moralinsauren Nation empfahl, war ihr künstlerisches Mäcenatentum. Daß der orgiastische Georg doch Scott und Moore als Freunde ehrte, auch Byron anfangs begönnern wollte, gab ihm einen Nimbus, und daß Eduard VII. literarische Bildung besitzt, sich mit Autoren und Schauspielern umgab, rechnete man ihm hoch an. Dies aber nebst der sorgfältig gehüteten Etikette, daß der sonst so mächtige Monarch heut (die George trotzten noch) kein Ministerium gegen ein Majoritätsvotum des Unterhauses im Amte läßt, um die Fiktion rein konstitutioneller Regierung aufrechtzuhalten — in Wahrheit ist das italienische Parlament viel mächtiger als das britische —, leitet uns zum Verständnis, warum der Ausländer trotz Enttäuschung seiner Chimäre vom „freien Albion" ein wohltuendes Behagen wie von gesunderem Meerozon in England empfindet.

Der Grund liegt nämlich in dem über gesellschaftliche Verfeinerung des Briten Gesagten. Denn er ist als Privatmensch die freieste Person auf dem Erdenrund, Amerikaner nicht ausgenommen, wohlgemerkt heut, weil früher die sonst erstaunliche Freiheit der Presse und öffentlichen Meinungsäußerung auf Volksversammlungen seit Ende des 18. Jahrhunderts zu sehr durch tyrannische Justizhandhabung eingeengt wurde. Policemen, Detektivs, Inspektoren von Scotland Yard haben beträchtliche, doch gesetzlich und nach Usance genau umschriebene Befugnisse. Sie betrachten sich nur als Diener des Publikums, wie alle andern Funktionäre der Post, Bahn oder anderer öffentlichen Ämter. Wehe ihnen, wenn man je über Unhöflichkeit oder gar Übergriffe klagen müßte! Der Richter schützt nicht nur nicht den Amtsmeineid eines Officials, sondern behandelt ihn

von vornherein als verdächtige Partei, die Zeugenaussage oder Klagedarstellung eines unbescholtenen Bürgers ist ihm viel maßgebender. Überhaupt schwang die einst übelberüchtigte Justiz sich gewaltig auf, machte sich modernste Auffassungen zu eigen, ging mit allen Fortschritten der Zeit. Man liest Erkenntnisse britischer Gerichte, von einem sozialen Wohlwollen und vornehmer Auffassung beseelt, die einem deutschen Staatsjuristen Grauen erwecken müssen. Was aber das Wichtigste, die Justiz kann auch gar nicht anders handeln. Denn jede Ungerechtigkeit und Ungebühr würde von der öffentlichen Meinung schwer geahndet werden. Politisch voll von Vorurteil, hat der Brite im privaten und sozialen Verkehr den ausgeprägtesten Gerechtigkeitssinn. So gelang es jüngst Connan Doyle, den Edalji aus dem Zuchthaus zu befreien, lediglich durch öffentliche Darstellung des Falls im „Daily Telegraph". Er griff dabei Provinzmagistrate und Polizisten heftig an, niemandem aber fiel ein, ihn etwa wegen Contempt of Court zu belangen oder Amtsehrenbeleidigung. (So was kennt der Brite nicht, da der Beamte ihm trotz aller Achtung vor dem Gesetz nur ein vom Steuerzahler unterhaltener Bürger ist.) Als die Gegengründe der Angegriffenen sich als schwach herausstellten, konnte der Home Secretary nicht umhin, den Verurteilten freizulassen und ihm Entschädigung zu gewähren. Wohlgemerkt hat Doyle nicht etwa die unbedingte Unschuld Edaljis buchstäblich bewiesen, sondern nur die ungenügende Überführung. Das genügte. Man vergleiche damit die Hartnäckigkeit, mit der deutsche Gerichte an ihrer res judicata festhalten, selbst wo zahlreiche geistig hochstehende Personen aus Studium des Falls ganz gegenteilige Schlüsse ziehen und sogar Leichtsinn und Parteilichkeit klipp und klar vor Augen liegen. Wir ersparen uns Beispiele. Natürlich mögen wir weder schwarz noch schön färben:

gewiß gibt es auch englische Urteile, die man mißbilligt, deutsche, die man billigt. Im ganzen aber überwiegt durchaus der günstige Eindruck für England. Wenn ferner bis ins 19. Jahrhundert in Heer und Flotte eine menschenunwürdige „Disziplin“ grassierte, so fällt dies heut fort. Obschon der britische Angeworbene kein patriotisches Opfer bringt und meist zur Hefe des Volkes gehört, würden selbst mildere Fälle deutscher Soldatenmißhandlungen, in einem Volksheer allgemeiner Wehrpflicht doppelt verwerflich, einen Aufschrei der Entrüstung in England erregen. Ein solcher Unter- oder gar Offizier wäre seines Lebens nicht sicher, könnte, abgesehen von sofortiger Entlassung, schwerster Strafe gewärtig sein. Der britische Drill-Sergeant achtet auch im Soldrekruten den britischen Bürger, benimmt sich anständig und möglichst höflich. Ein Offizier aber, der sich hochnäsig gegen Bürger beträgt, wäre einfach dort ein Unding, man würde kurzen Prozeß mit ihm machen. Das gilt auch für den Titel-Adel, der naturgemäß wegen seiner geringen Zahl und dem sonst viel größeren Wohlstand und Einfluß in England mehr bedeutet als auf dem Kontinent. Ein Lord würde es als Gipfel der Unanständigkeit und schlechten Tons betrachten, wenn er im Verkehr mit Tieferstehenden nicht die verbindlichste Höflichkeit bewahrte. Er verachtet den Snob, der nicht frei und männlich ihm gegenübertritt, und die allgemeine Geringschätzung von Trades People (Handelsbeflissenen bis zum City-Magnaten) nährt sich von deren Snob-Unterwürfigkeit. Wenn sich je bureaukratische Überhebung in Staatsämtern hervorwagt, wie Dickens' „Circumlocution-Office“ es geißelt, so macht der Spott über „rotes Siegellack“ (red tape) dem Unfug bald ein Ende. Wir vermeiden, das traurige Gegenstück in Deutschland vorzuführen. So gewann der politisch fortgeschrittene, in vieler Hinsicht liberalste, als Organi-

sation meisterhafte und wohltätige deutsch-preußische Staat den Ruf der Rückständigkeit nur durch seine barschen, unhöflichen, überheblichen äußeren Formen. Das politisch nicht freiere, vielfach rückständige England aber hilft dem Privatmann über alle Unebenheiten weg durch die Urbanität, die rücksichtsvolle Achtung der Selbstwürde. Hier bleibt es für immer leuchtendes Vorbild.

Ergebnis.

Beide Brudervölker haben voneinander zu lernen in wechselseitiger Achtung. Sobald sie sich kennen, werden sie ihre Ähnlichkeit in Vorzügen und Fehlern gewahr werden. Dem gebildeten Deutschen braucht man Vorliebe für England nicht zu predigen, nur die gehässige Mißgunst der englischen Weltpolitik hat aus Anglomanen bei uns Anglophoben gemacht. Beide führen das Carthaginem esse delendam im Munde, und je höher man den Gegner achte, desto mehr müsse man seinen Untergang beschleunigen. So bekennt auch Admiral H. Wilson, der Miturheber des Hetzpamphlets „Die Invasion von 1912", in der National Review. Aber warum denn die Notwendigkeit, sich feindselig zu entzweien? Lange glaubten wir, die Invasionspanik in England sei nichts als absichtliches Suggestionsgebilde gewissenloser Wühler, die wider besseres Wissen den Spuk weben, um das britische Volk mit eigenen imperialistischen Angriffsgelüsten zu umgarnen. Leider scheint die Wahnvorstellung, Deutschland wolle bei nächstbester Gelegenheit über England herfallen, sogar urteilsfähige Kreise ergriffen zu haben. Da nun kein Mensch bei uns an solches Abenteuer denkt und der erwartete Angriff allezeit ausbleiben würde, so könnten sich die Gemüter ja damit beruhigen. Doch da guckt der Teufelsfuß vor: bedeuten Englands unablässige Rüstungen nur Verteidigungsmaßregeln, hat es die Einkreisung Deutschlands durch ungesund erkünstelte Bündnisse mit den ältesten Erbfeinden Frankreich und Rußland lediglich

zum Schutze des Friedens unternommen? Man könnte nun englischerseits antworten: dann leidet also auch ihr an der fixen Idee, die ihr uns vorwerft, da ihr ganz irrig britischen Angriff fürchtet. Nun stimmt zweifellos, daß weite Kreise in England jeden Krieg verpönen. Doch Arbeiter und kleinere Industrielle haben dort im Grunde gar nichts zu sagen. Die bestimmenden Feudalstände aber, die einen gesteigerten Imperialismus im altrömischen Sinne, d. h. eine Ober- und Alleinherrschaft Britanniens, im Auge haben, gewinnen den Großkaufmann und Großindustriellen, die an sich jede kriegerische Geschäftsstörung hassen, durch die Lockung, sich die deutsche Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Auch gibt es kein Volk, das sich leichter von Patriotenphrasen berauschen ließe wie das britische: man braucht ihm nur einzureden, die Nationalwürde sei tötlich gekränkt, und es brüllt: „Nach Berlin!" so lustig wie der Pariser Pöbel. Nur durch ernste energische Verbrüderungsversuche auf gesellschaftlich-sozialem Wege (aber nicht durch Bürgermeister- und Journalistenreisen, wobei wir uns nur lächerlich machen und eine schlechte Figur spielen, als wären ausgerechnet diese Braven geistige „Spitzen") kann man langsame Beseitigung gegenseitiger Vorurteile anbahnen, etwa durch Gründung bedeutender Vereine zu dauernder Aussprache miteinander als Pflege englisch-deutscher Verständigung. Gut Ding will Weile haben. Das erfolgreiche Bestehen eines deutschen Theaters in London und die geplante Gründung eines englischen in Berlin darf man als frohe Anzeichen begrüßen. Doch mit Bildungs- und Gemütsgründen darf man sowohl britischen als deutschen Imperialisten nicht kommen. Dazu sind sie zu unwissend und zu naiv verbohrt. Die gewählten Formen deutscher Agrarjunker würden sich wie gegen den greisen Gesinnungsgenossen Adolf Wagner auch gegen jeden entfalten, der ihnen klar macht, daß

Rußland, dieser Hort des treuen Altpreußentums, unser ewiger und einst gefährlichster Feind bleibt, daß England unser natürlichster Bundesgenosse gegen romanisch-slawischen Bund zur Erdrückung des Germanentums. Jede Schwächung Englands bedeutet außerdem noch eine europäische Gefahr, weil es den Mandatar Europas in andern Weltteilen vorstellt und sein Niedergang das Sinken jedes europäischen Einflusses, besonders in Asien und Afrika, nach sich zöge. Ganz Ähnliches muß sich aber ein erleuchteter britischer Staatsmann sagen. Rußland und Frankreich werden in Asien und Nordafrika stets Rivalen Englands bleiben, gegen sie bietet nur Deutschland genügenden Halt, dessen Schwächung oder Zertrümmerung England später bitter bereuen müßte. Ebensowenig aber der unsinnige Einfall, England anzugreifen, deutscherseits Erfolg verspräche, ebenso gefährlich wäre das Umgekehrte für England. Von der Selbstschädigung seines Handels, die während der Kriegsdauer nur den Amerikanern zugute käme, ganz zu schweigen, wäre auch sein erster in Europa gelöster Kanonenschuß das Signal zum Aufruhr in Indien und Ägypten. Selbst im günstigsten Fall würde es also ungeheure Opfer bringen müssen, im ungünstigeren schwere Einbußen erleiden. Doch freilich meint Freundschaft mit England für uns hoffentlich keinen faulen Frieden, wobei unsre eigenen Ansprüche schweigen sollen. Deutschland begehrt keinen Fetzen englischen Besitzes und würde gewiß gern den Bestand des Britischen Reichs auf ewig garantieren. Doch gibt es noch irgendwo ein fettes Plätzchen in der Kolonialsonne, wie gemacht für deutsche Ruhekissen, und historische Entwickelung wird uns früher oder später dorthin leiten. Nur wenn England uns an diesem uns zubestimmten überseeischen Erwerb hindern will, voll Neid und Eifersucht jeder deutschen Expansion grollend, würden die Brudervölker wenigstens einen vernünftigen

Grund haben, sich zu schlagen. Von diesem Zeitpunkt sind wir aber wohl noch weit entfernt und augenblicklich berühren sich nirgends Reibungsflächen, bis dahin aber könnte die Brüderschaft der beiden großen Verwandten schon so weit gediehen sein, daß man sich gütlich über alle streitigen Punkte einigt und gemeinsame Weltinteressen verfolgt. Vereint, könnten England und Deutschland allen nur denkbaren Gegnern trotzen und die gelbe Gefahr ebenso abwehren, wie das sonst unausbleibliche Übergewicht Amerikas.

Am meisten muß man England vor kriegerischen Abenteuern warnen. Wenn Wolfe bei Quebeck fiel: „Der Feind flieht, ich sterbe gern" und der schwerverwundete Oberst Inglis dem 57. Regiment bei Albuera zurief: „Sterbt tapfer!" (Dye hard!), so berechtigt dies nicht den Pfarrer Fidchett zu Phrasen wie: „Alexanders Phalanx, Cäsars Zehnte Legion, Albas Fußvolk übertrafen nicht Wellingtons Heer." Zugestanden, doch wo bleiben Preußen und Franzosen? „Die ‚Krämernation' bewies, daß sie in einer Weise kriegführen konnte, die Cäsar und Alexander in Staunen versetzt hätte, doch aus so erhabenen Motiven, daß sie es nie verstanden hätten!" „Dies war der selbstloseste Krieg, um Europa von Militärdespotismus zu befreien, mit dem Napoleon die Zivilisation bedrohte!" Ist dies heilige Einfalt oder dreiste Heuchelei? Die Tinte errötet über so schamlose Verbrämung selbstsüchtiger Interessenpolitik. Wie aber schrieb einst Pückler-Muskau? „In Europa nimmt Kultur und Politik einen solchen Weg, daß hier der letzte Akt des Dramas sich wahrscheinlich mit allgemeinem kommerziellen Kampf gegen England schließen kann, dessen Handelsuniversalmonarchie schwereren Tribut von uns erhebt, als aller Druck Napoleons. Gewiß hatte dieser Heros bei seinem Kontinentalsystem die richtige Ansicht erfaßt, woran es eigent-

lich Europa nottut." („Briefe eines Verstorbenen.") Doch ist dem wirklich so? Wie z. B. Franzosen darüber denken mögen, geht uns nichts an. Wir können recht wohl in Frieden und Freundschaft uns am Gedeihen des stammverwandten Volkes erfreuen. Wenn z. B. einer der bekanntesten britischen Schauspieler, Mansfield († 1907), in Berlin von deutscher Mutter geboren war, so können wir dies als Sinnbild auffassen, daß unsere gemeinsame germanische Rasse untrennbar zueinander gehört. Wenn wir den Briten oft derb und scharf die Wahrheit sagten, so war es der Zorn der Liebe. Freilich, wenn sie sich von uns „nicht lieben lassen wollen", wie Bismarck ironisch meinte, dann gilt Friedrich Wilhelms I. Knotenstock: „Was, fürchten? Lieben sollt ihr mich!"

Nichts menschenunwürdiger, als chauvinistische Selbstsucht! Wellingtons naives Dünkelwort an die Deutsche Legion: „Ihr wäret wert, Briten zu sein," mag noch hingehen. Aber als bei Alba und an der Nive die deutschen Schützen Blaciers sich hervortaten, unterschlug er deren Verdienste, und dies Totschweigen rechtfertigte man: „Blacier ist nur ein Deutscher!!" Der imperialistische Pfarrer Fidchett muß selber zugeben, daß schon im 7jährigen Krieg die britischen Truppen sich durch Hochmut verhaßt machten. Liest aber ein Brite derlei, so schmunzelt er dazu und findet es ganz in der Ordnung. Doch wenn Zerstörung des deutschen Seehandels heut als Ziel, aufs innigste zu wünschen, drüben vorschwebt, wird man in Deutschland sich nicht die Hände reiben, wenn die große Indische Rebellion losbricht? O ihr Toren! Jede Schwächung Deutschlands lockert die britische Hegemonie mit, da Asiaten und Afrikaner nicht genau unterscheiden und alle Weißen als vereinte Macht gegen sich auffassen. Jede Untergrabung der britischen Macht wird vollends zum Todesstoß für Eu-

ropas Ansehen, da ohne England das Übergewicht der weißen Rasse sich nicht aufrechterhalten läßt. Jede Wunde, die wir einander zufügen, schneidet uns ins eigene Fleisch. Welche tragische und für dies ewige Mißverständnis sinnbildliche Verkettung, daß Napoleon, der schon als Leutnant in seinen Tagebüchern besondere Vorliebe für die Briten bekundete, ihr erbittertster Feind werden mußte![1]) Sie zwangen ihn dazu, und die kindische Verdrehung diesen Weltkrieg als „uneigennützigen" Idealismus zur „Befreiung" der „zivilisierten Welt vom Militärdespotismus" auszugeben, stößt Napoleons weitsichtige Erkenntnis nicht um. Wahrlich, sein unsterbliches Wort gilt für immer: „Solange man sich in Europa schlägt, wird es stets nur ein Bruderkrieg sein!"

[1]) Wenn Lord Roseberry dokumentär das angezweifelte Martyrium von St. Helena bestätigte, so strotzt doch noch Rose's Napoleonbiographie von naiv unbewußter Parteilichkeit.

(26)

Deutschland
und
England

von

Karl Bleibtreu

Politische Geschichte * Militärische u. maritime Macht * Wirtschaftliche Lage * Kolonien * Geistige Produktion, Literatur, Kunst, Wissenschaft * Soziale und gesellschaftliche Verhältnisse * Freiheitsbegriffe * Ergebnis



Verlag von Karl Curtius, Berlin.
1909.

Verlag von Karl Curtius in Berlin W. 35.

Jubiläums-Ausgabe
1909

Die Erwerbung von Deutsch-Ostafrika

Ein Beitrag zur Kolonial-Geschichte

von

Dr. Joachim Graf von Pfeil

Mit ganzseitigen Abbildungen in Doppeltondruck und Zeichnungen im Text.

232 Seiten stark, Preis 2 M., geb. 2,80 M.

Vor 25 Jahren schlug die Erwerbungs-Expedition ihr erstes Lager an der Küste des jetzigen Deutsch-Ostafrika auf, welches somit in diesem Jahre das 25jährige Jubiläum der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche feiern kann. Graf Pfeil war einer der drei Männer, die ausgezogen waren, diese Kolonie für Deutschland zu sichern. Graf Pfeil war die treibende Kraft. In diesem seinem Buche schildert er uns die überaus mannigfaltigen Vorarbeiten, dann die interessanten Erlebnisse voller Spannung und Arbeit in außerordentlich anschaulicher, packender Weise, die die Lektüre zu einem hohen Genuß mit reichem Gewinn gestaltet.

Von den vielen guten Empfehlungen seien einzelne hierhergestellt:

„Von dem vielerlei anderen, was uns Graf Pfeil erzählt, sei als besonders interessant hervorgehoben die für ihn an Entbehrungen und Mühsalen so reiche Zeit zwischen dem Abschluß der ersten Verträge mit den Häuptlingen und der Ausstellung des Schutzbriefes."
Prof. C. Uhlig.

... Mag Graf Pfeils Buch dazu beitragen, das allgemeine Interesse für unsere Kolonialpolitik zu erhöhen. Ein Bedauern habe ich jetzt, nachdem ich es kennen gelernt habe, und das ist das, daß es nicht wesentlich früher geschrieben wurde. Jedenfalls lege ich sein Buch mit dem vollen Bewußtsein aus der Hand, daß Männer wie er an leitender Stelle unserer Kolonien nicht allein diesen großen effektiven Nutzen hätten bringen können, sondern, und dieser Punkt dürfte noch weit schwerer ins Gewicht fallen, Leute wie er die geeignetsten Persönlichkeiten gewesen wären, unsere kolonisatorischen Bestrebungen weit in die großen Massen hinaus populär zu machen. ... Das glänzend geschriebene Buch des Grafen Pfeil mit voller Wärme zu empfehlen, sehe ich nicht allein als dankbare Aufgabe, sondern als hohe Pflicht an ...

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.





